DOMIZLAFF
NACHDENKLICHE
WANDERSCHAFT
* *

HANS DOMIZLAFF

NACHDENKLICHE WANDERSCHAFT

AUTOBIOGRAPHISCHE FRAGMENTE

HANS DOMIZLAFF

NACHDENKLICHE WANDERSCHAFT

AUTOBIOGRAPHISCHE FRAGMENTE BAND II

BEI HANS DULK IN HAMBURG 1950

Copyright 1950 bei Hans Dulk in Hamburg
Satz und Druck: Friedrich Pustet Regensburg, Graphischer Großbetrieb

Meinem Sohn

SVANTE

zugeeignet

INHALT

	Seite
Orient	9
Die Fahrt nach Salonik	33
Die Cheopspyramide	50
Motorbootfahrt im Golf von Guinea	70
Die Sprachtrommel	82
Onkel Alo	95
Die Nacht auf der Düne	121
Krebsessen in Finnland	151
Einfälle	167
Politik	221
Baltischport	250
Gastfreundschaft	256
Musik in Bali	276
Herbst 1941	303
Jenseits	338
Der rote Sommer	352
Quarg	365
Die letzten Tage	382

ORIENT

Für den Westeuropäer begann früher der Orient bereits in Wien. Warum? Das ist schwer zu sagen.

Die Mädchen sind rundlicher, das Essen raffinierter, der Kaffee besser, die Ordnung vermindert, die Hygiene nachlässiger und die Philosophie des Umganges mit Menschen eben orientalischer. Das soll keine Aburteilung sein, vielleicht sogar eher eine Sympathieerklärung für den Osten und für Wien.

Für den Händler mag Wien in erhöhtem Maße den Wert einer Vorschule für Belgrad, Bukarest und Konstantinopel besitzen, aber das ist weniger vorteilhaft für den Touristen, der sich erst zum „Handeln" erziehen muß. Mir wurde sehr bald die Regel eingeprägt, die für alle Warenangebote in den Bazars oder sonstigen Verkaufsstätten des nahen Ostens gültig ist:

12 sagt er
10 meint er
8 will er haben
6 ist es wert
4 will ich zahlen, also sage ich
2!

Auch in Wien sind die festen Preise noch selten. Man hat dort uferlos Zeit, schwatzt den ganzen Tag herum, kommt mal wieder, und im Verlauf von vierzehn Tagen hat man dann seinen Photoapparat oder seinen Toilettenkoffer doch noch teurer gekauft, als es im Westen in fünf Minuten möglich ist.

Zwei Dinge habe ich im Orient stets besonders bewundert: das gute Schuhzeug und die Sprachbegabung der Menschen. Eine der vier großen Sprachen: Deutsch, Französisch, Eng-

lisch oder Spanisch wird fast überall verstanden. Dazu kommen die Landessprachen.

In Bulgarien ließ ich mir einmal einen Zettel mit folgendem Wortlaut übersetzen: Laufbursche gesucht, der die vier Landessprachen spricht. Das galt für Bulgarisch, Griechisch, Türkisch und Jiddisch. Dazu kommt noch eine der vier Weltsprachen und vielfach noch Serbisch. Meist auch noch Ungarisch. Außer mit Serbisch besteht zwischen den übrigen Sprachen überhaupt keine Verwandtschaft, und es sind die denkbar schwierigsten Sprachen.

Bei Kaufleuten, Geldwechslern und Hotelportiers sind acht oder zehn Fremdsprachen keine Seltenheit.

Was das Schuhzeug anbetrifft, so kann man ruhig sagen, daß ein Westeuropäer überhaupt erst im Balkan zu erfahren vermag, wie bequem, anschmiegsam und weich, wie elegant in der Form und wie dauerhaft eine Fußbekleidung sein kann.

Das Wort „orientalisch" läßt den Deutschen zuerst an Haremsdamen oder ähnlich geheimnisvolle Schönheiten denken. Über diese Seite des Orients habe ich keine eigenen Erfahrungen gesammelt und verlasse mich deshalb auf die Schilderung anderer Erzähler, die entweder sachverständiger sind oder mehr Begeisterung für den orientalischen Typus aufbringen. Wenn ich außerhalb Westeuropas wählen soll, dann bekenne ich meine stille Liebe zum fernen Osten mit den bezaubernden Königinnen Chinas. Aber das ist wohl Geschmacksache.

Unter „orientalisch" verstehe ich selbst ein merkwürdiges Durcheinander, eine seltsame Voraussetzungslosigkeit, eine Stilverwirrung, einen halbgaren Zustand, kurz: ein Unfertigsein. Der Osten ist der ewige Ausgangspunkt, und hier darf man noch keine ausgeprägten Formen erwarten.

Natürlich gilt das nicht überall, denn auch im Balkan finden sich uralte unveränderliche Traditionswerte. Es fehlt

eben nur jeder Totalitätsanspruch, jede Uniformierung oder überhaupt der Sinn für Interessen außerhalb des engsten eigenen Entwicklungsbereiches.

Eine große Rolle an dem Gesamteindruck spielt das Völkergemisch. Wo die Mannigfaltigkeit an Sprachen und Stilarten aufgehört hat, findet man bereits einen tragfähigeren Aufbau eines Gemeinschaftslebens, aber das ist dann schon nicht mehr echter Orient.

Den Anfang haben die Türken gemacht. Auch in Bulgarien, in dem Bulgaren, Ungarn, Türken, Levantiner, Griechen, Russen und viele Einsprengungen anderer Nachbarstaaten – ganz abgesehen von der vielfach westeuropäischen Führerschicht – zu einer großen Buntfarbigkeit beitragen, wirken die Türken als das stabilste Element. Sie wohnen in ihren eigenen Dörfern, die sich durch Minaretts und große Sauberkeit auszeichnen. Meist sind es Tabakbauern, jedenfalls rekrutieren sich aus ihnen die besten Tabakarbeiter in den großen Manipulationsanstalten. Ihre Ehrlichkeit ist berühmt. Man darf die echten Türken nicht mit Erfahrungen belasten, die man etwa in Konstantinopel gemacht hat, denn Großstädte bieten fast überall nur moralisch unzureichende Spiegelbilder eines Landes. Der Ackerbauer Anatoliens und der Türke der Dubnitza sind sich charakterlich sicher sehr ähnlich. Das gesprochene Wort und der Handschlag haben unbegrenzte Gültigkeit.

Dafür möchte ich zwei Beispiele anführen.

Vor 1914 unterhielt eine deutsche Tabakhandelsgesellschaft in Caesarea eine Niederlassung, die nach alter Methode bei den Tabakbauern oder ihren Dorfgemeinschaften durch Vorschüsse ein Vorkaufsrecht zu sichern suchte. Im Kriege brachen die Beziehungen ab. Nach etwa sechs Jahren gingen Name und Recht der fast vergessenen Gesellschaft in andere Hände über. Der neue Filialleiter wurde bald nach seinem Antritt in dunkler Nacht geweckt. Es sei ein Mann gekom-

men, der ihn dringend zu sprechen wünschte. Ärgerlich zog er sich an und ließ dann den Mann zu sich kommen.

Nach seinem Bericht war der Fremdling im französischen Protektorat Syrien beheimatet. Dorthin gelangte kurz vorher die Nachricht, daß die Gesellschaft wieder ein Büro in Caesarea aufgemacht habe. Der Dorfälteste versammelte daraufhin seine Gemeindemitglieder und erinnerte daran, daß sie noch Vorschüsse aus der Vorkriegszeit zu verrechnen hätten, die jetzt nicht mehr durch Tabaklieferungen ausgeglichen werden könnten.

Gemeinsam und wahrscheinlich mit nicht geringen Schwierigkeiten wurde die Schuldsumme in voller Höhe aufgebracht. Die französische Regierung hatte zwar einen Zahlungsverkehr mit Orten außerhalb Syriens strengstens untersagt und alle Verpflichtungen aus älterer Zeit aufgehoben, aber so etwas begriffen die Tabakbauern nicht, denn das verstieß gegen ihre geschäftliche Moral. Sie wählten daher einen reisetüchtigen Mann aus, der den Geldbeutel heimlich aus der Gegend von Damaskus an die Küste brachte und nun auch noch Sorge hatte, von den Feinden Syriens, d. h. von den fremden Machthabern aufgegriffen zu werden.

Daher drang er bei Nacht und Nebel in Caesarea ein.

„Hier bringe ich das Geld, das uns dein Bruder geliehen hatte."

Der Filialleiter wehrte die Annahme vergeblich ab. Der Mann ließ sich nicht belehren und war erst zufrieden, wie er seine Seele entlastet wußte, natürlich ohne Quittung. Noch in der gleichen Nacht trat er die gefährliche Rückreise in seine Heimat an.

Der andere Fall betrifft ebenfalls das System der Bevorschussungen. Für die Abrechnungen war es sehr nachteilig, daß über die verausgabten Summen niemals Rechtsunterlagen zur Verfügung standen. Der Kommissar der holländischen Tabakgesellschaft Orienta versuchte daher in der

Gegend von Smyrna, einem Dorfvorsteher die Notwendigkeit von schriftlichen Empfangsbestätigungen begreiflich zu machen: „Weißt du, ich habe einen großen Bruder in Stambul, und der ist sehr wunderlich. Er freut sich über jedes beschriebene Blatt Papier. Da ich nun immer tun muß, was mein großer Bruder verlangt, möchte ich dich bitten, mir auf diesem Blatt Papier zu schreiben, daß du von mir für deine Gemeinde die Summe von 1 000 türkischen Pfund erhalten hast."

Der Scheich schüttelte seinen Kopf und meinte: „Du hast mir aber doch 5 000 Pfund versprochen." „Das ist richtig und du sollst auch 5 000 Pfund bekommen, aber du willst sie doch ratenweise haben, und heute willst du dir doch nur 1 000 Pfund mitnehmen!" Die Sache kam also in Ordnung, und der Scheich zog mit seinem Blatt Papier ab, um zu Hause in aller Ruhe den Text aufzusetzen.

Am nächsten Tag kam er wieder mit einer regelrechten Quittung über erhaltene 5 000 Pfund.

„Du hast aber doch nur 1 000 Pfund mitgenommen!" sagte der Kommissar verzweifelt. „Aber ich soll doch 5 000 Pfund im Laufe des nächsten Jahres bekommen", sagte der Scheich ganz glücklich und verständnislos.

Dann sagte er schließlich: „Es ist doch ganz gleichgültig, was auf dem Papier steht. Ich will ja doch nur deinem großen Bruder in Stambul eine Freude machen. Wieviel ich Vorschuß genommen habe, wissen du und ich, und damit ist die Sache erledigt." –

Die teilweise sehr hohen Summen wurden immer ohne Belege ausgeliehen. Das erinnert an die gute alte Zeit bei uns in Deutschland.

Als ich vor einiger Zeit ein Stück Acker am Rande meines Hofes in der Lüneburger Heide hinzupachten wollte, kam mein bäuerlicher Nachbar und besprach die Sache. Nach einem orientalisch langsamen Verhandeln kam eine Verein-

barung über Preis, Zeit, Kündigung und noch mehrere wichtige Sonderbedingungen zustande. Meine Frage nach schriftlicher Fixierung erregte Erstaunen. „Sie und Ihr Inspektor kennen die Vereinbarung, ebenso ich selbst und mein Sohn. Wen geht es sonst an?"

Ein Handschlag, ein gemeinsam getrunkener Schnaps, und die Sache war besser fundiert als mit allen Klauseln eines Pachtvertrages. Erst als nach drei Jahren regierungsseitig ein schriftlicher Pachtvertrag verlangt wurde, der natürlich unsere mehr gefühlsmäßig auszulegenden Vereinbarungen gar nicht enthalten konnte, begannen die Schwierigkeiten. Jetzt kam es auf einen genauen Wortlaut an. Begriffe wie: Hilfe bei schwieriger Ernte, Rücktrittsrecht im Falle eines ungeeigneten Schwiegersohnes oder ähnliche Dinge, über die nach allgemeinem Billigkeitsempfinden keinerlei Unklarheit bestand, mußten bei einer schriftlichen Formulierung juristischer Folgerichtigkeit immer zum Nachteil des einen oder des anderen wirken oder so viel Türen offen halten, daß von klagbaren Rechtstiteln überhaupt nicht mehr die Rede sein kann.

Der Sinn der Abmachung war eigentlich nur der, daß wir uns durch die Pachtung nicht in Ungelegenheiten bringen wollten, wenn sich die Verhältnisse zu Ungunsten eines der beiden Partner unerwartet ändern sollten. In Anbetracht der großen Mannigfaltigkeiten läßt sich das nicht formulieren, aber trotzdem sollte es ein richtig verpflichtender Vertrag sein, denn das moralische Gesetz behält auch bei verwaschener juristischer Ausdrucksweise seinen eindeutigen Sinn.

Man hat oft den Völkern, die außerhalb der kaukasischen Gemeinschaft stehen, eine mangelnde Vertragstreue vorgeworfen und damit an einer ursprünglichen Moral gezweifelt. Am interessantesten sind die Widersprüche, die man über China zu hören bekommt. Es gibt Kaufleute, die alle Chi-

nesen zu den gerissensten Gaunern der Erde rechnen, und es gibt andere, die auf dem Wort eines Chinesen Häuser aufbauen. Woher kommt das?

Abgesehen von der Tatsache, daß man niemals verallgemeinern soll, denn gute und schlechte Menschen sind in der ganzen Welt ziemlich gleichprozentig verteilt, liegt der Widerspruch an dem Unterschied der Betonung von Vertragssinn und Vertragsformulierung. Die schriftliche Fixierung hat im Abendland eine übermäßige Spitzfindigkeit des Wortlautes angeregt. Die mündliche Vereinbarung zwingt zur eindeutigen Erfassung des Vertragssinnes, denn andernfalls wäre das ganze Problem gegenstandslos. Deshalb bezeichnet die alte Lebensweisheit jedes schriftliche Dokument als Teufelswerk.

Das erzieherische Moment und die Selbstkritik in Streitfällen wird weitgehend ausgeschaltet, sobald die Entscheidung nicht mehr eine Angelegenheit der Moral oder der Menschlichkeit bleibt, sondern den Juristen und Wortklaubern obliegt. Das Rechtsbewußtsein des Buchstabens verführt zur Schwächung des ehemals kristallklaren Rechts-„gefühls".

Es versteht sich von selbst, daß die Beanspruchung des Gedächtnisses eines modernen Kaufmannes keine Beschränkung auf mündliche Verträge zuläßt. Doch wäre ein ehrliches Bekenntnis zu Anlaß und Ziel eines jeden Vertrages sicherlich ein Mittel, um die verhängnisvollen Sinnumkehrungen des juristischen Wortglaubens beim Eintreten gänzlich unvorhergesehener Umstände zu entkräften.

Die Urteilsformel lautet im Abendland: das ist Rechtens.

Im Morgenland: Gott weiß es besser. –

Budapest im herrlichsten Sonnenschein. Belgrad im Regen. Mit dem Orientexpreß in langsamer Fahrt an Sofia vorüber nach Plovdiv, dem früheren Philippopel. Wegen der vielen räuberischen Überfälle der letzten Zeit ließ ich mein

Gepäck im Hotel Molle und fuhr mit dem damaligen deutschen Tabakkönig David Schnur und einem Dolmetscher südostwärts in die Tabakgegend, um die neue Ernte anzusehen und einige Kinoaufnahmen zu machen.

Feierlich wurden wir von dem Bürgermeister des türkischen Bauerndorfes im Kreis des Ältestenrates und umgeben von der sicherlich vollständigen Gemeinde empfangen. Das war so schön, daß ich nach Aufstellung meines schwerfälligen Apparates (damals gab es noch keinen Schmalfilm, sondern nur Normalfilm) um die Wiederholung der Szene bat. Das geschah bereitwillig. Mein Freund wurde erneut mit großer Herzlichkeit begrüßt, und der beturbante alte Herr mit dem schlohweißen Bart verbeugte sich tief mit der wundervollen Handbewegung nach Stirn, Mund und Herz.

Mit Hilfe des Dolmetschers ergab sich bald eine lebhafte Unterhaltung über landwirtschaftliche Interessen. Alles vollzog sich in einer sehr würdevollen Anmut. Die Alttürken sind echte Aristokraten. Nachdem ich genug gefilmt hatte und mein Vorrat an Bonbons an die kleinen behosten Mädchen verteilt war, beehrte mich der Scheich ebenfalls mit einer verdolmetschten Ansprache. Dann erkundigte er sich höflich interessiert nach unseren Absichten bezüglich des Mittagessens. Da es im Dorf eine Art Han gab, versicherte ich ihm, daß unser Dolmetscher schon dafür gesorgt hätte.

Der alte Scheich nickte und erkundigte sich, ob ich schon eine Wahl bezüglich der Speisen getroffen hätte. Da es nun eigentlich immer nur Hammel oder Hühner gibt, entschied ich mich dem Dolmetscher gegenüber für das letztere, was den Scheich offensichtlich befriedigte. Auf diese unverbindliche Weise wollte er unsere Wünsche erfahren, da er uns persönlich einzuladen gedachte.

Als erstes fand eine eingehende Besichtigung der Felder statt. Für meinen Kinoapparat leitete der alte Herr eine Reihe von Pflückern in ihren höchst malerischen Trachten

an, die sich als ausgezeichnete Akteure erwiesen, niemals in den Apparat sahen und mit größtem Ernst bei der Sache blieben, obwohl normalerweise der hochwertige Tabak niemals im vollen Sonnenlicht geerntet werden darf. Dann ging es zur Besichtigung der Trockengestelle an und in den Häusern. Zuletzt wurde die Bauernmanipulation gezeigt.

Gerade als mein Magen sich bemerkbar machte, blieben wir vor einem großen Hoftor stehen. Der Alte klatschte laut in die Hände. Man hörte heftiges Getrappel, kleine weibliche Ausrufe, und dann wurde es still. Nach einem nochmaligen Ruf: „Heidi, Heidi!" durch den Torspalt wurde der Hof endgültig geöffnet, und wir traten ein. Das Haus, die Speicher und Stallungen glänzten vor Sauberkeit. Man konnte sich nach Niedersachsen versetzt denken, denn auch der Sohn des Hauses, der uns an der Treppe feierlich erwartete, war blond und blauäugig.

Man vergißt zu leicht, daß die echten Türken offenbar germanischen Ursprungs sind und mit den semitischen Völkern nur durch Mischungen verwandt wurden. Aus diesem Grunde ist das türkische Nationalgefühl gespalten, denn der europäische Türke blickt mit einiger Überlegenheit auf seinen anatolischen Bruder herab. Ebenso umgekehrt. Sicherlich gibt es heute im Balkan mehr echte türkische Tradition als in Anatolien, zumal sich auch das germanische Element gegenüber den Slaven reiner erhalten konnte, als es bei den Anatoliern gegenüber Semiten in Anbetracht ihrer Religionsgemeinschaft möglich war.

Das Erdgeschoß des Wohnhauses dient der Wirtschaft und ist bei Besuch den Frauen als Harem vorbehalten. Die Wohnräume befinden sich im ersten Stock, und dahin führt eine breite überdachte hölzerne Treppe. Unser Besuch muß wohl von dem Scheich improvisiert worden sein, denn die Treppe glänzte und tropfte noch von einem kürzlichen intensiven Scheuern.

Man zog seine Schuhe aus und stieg die Stufen hinauf.

Der Sohn des Hauses wartete wie eine Bildsäule. Mit der rechten Hand hielt er einen Krug, mit der linken eine leere Schale, und über der Schulter hing ein reich besticktes Handtuch. Andächtig streckte ich meine beiden Hände über die Schale aus. Er goß, etwas aufgeregt von dem Ernst der Amtshandlung, kühles Wasser darüber. Dann setzte er beide Geräte ab und betupfte mit dem kostbaren Handtuch sorgsam meine Hände, bis sie trocken waren.

Der vornehmste Raum des türkischen Hauses ist der Schlafraum. Längs der vier Wände lagen die Schlafmatratzen, aber uns zu Ehren hatte man einen Tisch mit vier Stühlen in die Mitte gesetzt.

Üblicherweise bediente der Gastgeber selbst, ohne am Essen teilzunehmen. Diesmal übernahm der Sohn die Rolle, weil der Scheich durch sein hohes Alter und vielleicht auch aus Neugierde das Recht zu haben glaubte, die Pflichten der Arbeit an seinen Sohn abzugeben.

Bei einem türkischen Gastmahl wird man mehr als satt. Das Essen ist ausgezeichnet, auch im europäischen Sinne, nur die Süßigkeiten sind zu viel. Man kann sich ohne türkische Erfahrungen nicht vorstellen, daß es Kombinationen von Eßkastanien mit Zucker und Honig oder auch mit Blätterteig gibt, die hundertmal süßer schmecken als reiner Zucker.

Ich mußte erst ein dutzendmal diskret aber deutlich aufstoßen, bis der Scheich endlich damit aufhörte, mir seine Lieblingsgerichte eigenhändig in den Mund zu stopfen und meine angebliche Bescheidenheit auf diese wirksame Weise zu überwinden. Auch dann noch steckte er mir kandierte Pflaumen, Honigmasse und ähnliche klebrige Sachen in die verschiedenen Rocktaschen, als Wegzehrung und als Gruß für meine Söhne.

Der Prophet hat den roten Wein verboten. Aber der

Teufel in Gestalt der I.G.-Farben hat ein Entfärbungsmittel erfunden, mit dem der rote Wein in einen weißen Artgenossen verwandelt werden kann. Nach einer diesbezüglichen Auslegung des rezitierten Korantextes bot uns der Gastgeber sein selbstgekeltertes Produkt an, das er ebenfalls trotz seiner mehrfach betonten Strenggläubigkeit mit vielem Behagen schlürfte. Es gibt also doch nichts Nützlicheres als einen richtigen Wortglauben. Wenn es sich um eine „Sucht" handelt, kann selbst ein Religionsstifter nicht alle Nebenwege ausschließen.

Es läßt sich nichts Friedlicheres vorstellen als das patriarchalisch geleitete Heim eines türkischen Bauern. Sein Fleiß sichert ihm immer eine gewisse wirtschaftliche Unabhängigkeit. Die Harmonie seines Lebens und die Würde seiner Tradition erhalten ihm die Achtung aller anderen Nationalitäten. Man vergißt, daß er ein Orientale ist, jedenfalls ragt er weit über die Vorstellungen vom Balkan hinaus in einen Stilbereich, den ich wiederholt dem Niedersachsentum verwandt empfunden habe.

Besonders deutlich wird dies in dem Völkergemisch der Städte, wo sich die Türken zumeist vornehm zurückhalten. Trotz ihrer Bescheidenheit und ihres ehrerbietigen Verhaltens gegenüber abendländischen Besuchern hegen sie keinerlei Minderwertigkeitsgefühle, und Kastenbegriffe sind ihnen durchaus fremd. In den Manipulationslägern der deutschen Industrie wurden für fachliche Arbeiten ausschließlich Türken beschäftigt, und das Zusammensein mit diesen einfachen Leuten bestärkte meine Zuversicht, daß die Menschheit – wenn auch vielleicht erst in ferner Zukunft – zu einer individualistischen Vorurteilslosigkeit ausreifen wird.

In Plovdiv waren Mord und Totschlag, Raub und Diebstahl wirklich alltäglich. Gleich am ersten Tage fuhr vor dem Hotel Molle eine Prozession vorüber. Auf dem offenen Tafelwagen lag der Tote mit hinten herunterhängendem

Kopfe. Mitten auf der Stirn war ein rotgerändertes Loch, und der Kopf pendelte heftig hin und her, während der Wagen über das schlechte Pflaster holperte.

Voraus fuhr eine Droschke mit zwei Popen auf dem Rücksitz. Ihnen gegenüber saß ein kleines Männchen, vielleicht ein Angehöriger des Toten, der dem älteren Popen geduldig eine Tasse unter die Nase hielt. Tatsächlich sah ich den Priester hin und wieder nach der Tasse greifen und trinken, aber sonst blickte er mit seinem schwarzen Bart und seiner schwarzen Mütze unbeweglich über die neugierige Menge hinweg.

Etwa zwei Wochen später starb der Primgeiger im Café unseres Hotels, ein Jude. Tags darauf wurden plötzlich mittags das Hotel und das Café mit schweren Läden verschlossen. Der Leichenzug des Primgeigers besuchte die Stätte seiner Wirksamkeit und hielt auf der Straße an. Der Rabbi sprach klagende Worte, ein Chor sang, der unbedeckte Tote lag auf dem Tafelwagen, und die Klageweiber begannen erneut mit einem ohrenbetäubenden, schrillen Heulen, Wimmern und Jammern.

Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Die Rollläden wurden aufgezogen, und das Leben ging seinen gewohnten Gang. Die merkwürdige Sitte der unverhüllten Toten auf dem Tafelwagen soll gesetzliche Vorschrift sein, weil die geschlossenen Särge vorher öfter zum Schmuggel oder zum Verbergen von Bomben benutzt wurden.

Die Straßen sind abgrundtief. Der kommunale Gemeinschaftssinn ist wohl noch unsicher. Alles ist so merkwürdig regellos wie die Preise. Nicht einmal die Droschken haben so etwas wie einen Tarif.

Natürlich ist alles – auch das Leben – bei richtigem Aushandeln erstaunlich billig, und deshalb benötigt man einige Zeit zum Sammeln von Erfahrungen. Den Droschkenkutscher bezahlt man je nach Laune, d. h. man fragt ihn nicht, sondern gibt ihm einfach irgend etwas.

Antwortet er nichts, dann hat man zu viel gezahlt.

Bedankt er sich, dann hat man blödsinnig viel gezahlt.

Schimpft er kräftig, dann war es richtig, aber wirft er wütend das Geld in den Straßenschmutz, dann war es etwas zu wenig. Man kümmert sich aber auch dann noch nicht darum. Man ist ja der Herr, und der arme Mann holt sich das Geld bestimmt wieder aus dem Schmutz heraus. Einem Schuhputzer gibt man einen Tritt, wenn er nicht zufrieden ist. Da ich in diesen Dingen meine westlichen Gewohnheiten nicht aufgeben wollte, erfreute ich mich bald einer überaus lästigen Beliebtheit.

Wichtig: Wenn ein Orientale nickt, dann meint er: nein. Wenn er den Kopf schüttelt, dann heißt das: ja. Wenn er zu sich winkt, dann soll sich der andere zum Teufel scheren. Wenn er eine Hand abwehrend erhebt, dann will er damit jemanden heranrufen.

Ein besonderes Kennzeichen des Orients von Sofia bis Tokio ist die Rechenmaschine. Obwohl ich mir ihre Handhabung eingehend zeigen ließ, habe ich doch das Prinzip vergessen. Sie besteht ebenso wie unsere Kinderrechenmaschine aus einem Rahmen mit Drähten, auf denen bunte Kugeln beweglich aufgereiht sind, aber die Zahl und Anordnung der Kugeln ist verschieden. Die Abhängigkeit der Orientalen von dieser Rechenhilfe ist sehr merkwürdig. Selbst ganz einfache Multiplikationen, die wir im Kopf zu rechnen gewohnt sind, verlangen einiges Hin- und Herschieben der Kugeln, bis das Resultat gefunden wird. Andererseits verrechnen sie sich wohl nie, und weiterhin können sie auch umständliche und schwierige Aufgaben sehr schnell lösen, die wir ohne Papier und Bleistift nicht fertig bringen.

Eine ähnliche Abhängigkeit von einem Hilfsinstrument fand ich bei den Angestellten der englischen Banken, die mit ihrer veralteten Rechenweise in Guineas, Pfunden, Schillingen, Pence und ähnlichen zopfigen Traditionen der

Gewicht-, Raum- und Landmaße das moderne System seines Wertes berauben. Wenn man einem englischen Bankbeamten sein Tabellenbüchlein wegnimmt, ist er nicht mehr in der Lage, die einfachsten Verzinsungsvorschläge zu machen. Ich glaube, daß er gar nicht mehr weiß, wie man durch Rechnung vom 20er- und 12er-System auf das 10er-System kommt.

Historisch ist das ganz interessant. Unser Dezimalsystem ist natürlich auch willkürlich auf der rechnerisch belanglosen Tatsache aufgebaut, daß wir 10 Finger haben. Praktischer wäre das 12er-System, das sich aus den Mondumläufen ergeben zu haben scheint, denn die 12 bietet die Möglichkeit einer Teilbarkeit mit 2, 3, 4, 6, während die 10 nur durch 2 und 5 teilbar ist. Bei dem 20er-System könnte man dagegen behaupten, daß es aus einer Zeit stammt, als der Mensch noch affenartig war und seine Zehen dazu zählte. Diese prähistorische Erinnerung lebt nicht nur bei den Engländern im Pfund fort, sondern auch bei den Franzosen in den 20er-Stufen: quatre-vingt, quatre-vingt-dix und entsprechend auch soixante-dix.

Der Orientale redet mit den Händen, und er rechnet auch mit den Händen. Er läuft also nicht Gefahr, von dem Dezimalsystem abzuirren. Er hält höchstens die Zahl 5 noch für besonders wertvoll und bedeutsam. Es ist sogar anzunehmen, daß die Bezeichnungen: Fünf, Penta, Besch (türkisch) und Puntsch (indisch) einen gemeinsamen Ursprung haben, wobei sich das schöne Getränk „Punsch“ aus 5 Bestandteilen (Wasser, Zucker, Zitrone, Wein, Zimt) ergibt, ebenso wie „panschen“ für ein bedrohliches Fingern und Mischen jeder Art.

Auch die Rechenmaschine soll mit der Fünf besonders anteilig operieren. Eigentliche Zahlenmenschen – wie ich das früher angenommen hatte – sind die Orientalen im allgemeinen nicht, und das ist ein sehr sympathischer Zug.

Von Plovdiv fuhr ich mit meiner Frau nach Konstantinopel. Auf der letzten Strecke mußte ich wieder das erniedrigende Gefühl eines Ausbeuteobjektes aushalten. Die Zollbeamten musterten mit Kennerblicken die Reisenden des Zuges, die sie ein Stück des Weges zur Vereinfachung der Formalitäten oder auch nur im räuberischen Wettbewerb begleiteten. Ich weiß erfahrungsgemäß, daß ich bei einer Musterung dieser Art sehr schnell als gutmütig oder nachgiebig (feige) gegenüber Anforderungen an Extravergütungen entdeckt werde. Jeder der Beamten suchte sich ein passendes Opfer aus und postierte sich daneben, um ein Gespräch über Zollschwierigkeiten einerseits und den Nutzen guter Trinkgelder andererseits zu beginnen.

Es war etwa 9 Uhr morgens, als der Orient-Expreß auf dem Bahnhof in Stambul einlief. Eine Stunde später hatten wir uns im Hotel, dem damals hochberühmten Pera Palace, zurechtgemacht, und nach einem nervenstärkenden Frühstück stürzten wir uns in das Leben der Straße.

Durch Zufall landeten wir in dem Derwisch-Kloster an der großen Pera-Straße. Da es gerade Freitag war, hielten die Derwische eine öffentliche religiöse Übung ab.

Der Tempel war ein feierlicher Rundbau. Das durch ein geschnitztes Geländer abgetrennte Mittelfeld war mit spiegelblankem Parkett bedeckt. Darüber wölbte sich eine Kuppel mit kleinen Fenstern, so daß die große Fläche gut beleuchtet war, während der Umgang im Dämmerlicht blieb.

Von irgendwoher aus der Kuppel klangen melancholische Holzblasinstrumente. Uns gegenüber stand ein Patriarch mit langem weißem Bart, langen weißen Gewändern und der hohen spitzen Mütze seines religiösen Ordens. Er stand unbeweglich, die Augen fest geschlossen, die Arme über der Brust verschränkt, wie in Andacht versunken.

Seitlich reihten sich etwa zehn jüngere Derwische auf, ebenfalls in verinnerlichter Haltung. Als die Musik von

neuem einsetzte, begann der erste von ihnen sich langsam um sich selbst zu drehen. Den einen Arm streckte er weit von sich, den anderen Arm bog er über seinen Kopf, und mit leichter Kopfneigung – als ob er in dem gebogenen Arm einschlafen wollte – drehte er sich traumverloren immer schneller um sich selbst. Die Füße tanzten lautlos über die glatte Fläche, während er allmählich den Kuppelraum umrundete.

In etwa zwei Meter Abstand begann der nächste mit der gleichen Bewegung, bis alle Derwische herumwirbelten und dabei den großen Kreis des Mittelfeldes abmaßen. Jedesmal, wenn sie an dem schweigsamen Patriarchen vorüberkamen, unterbrachen sie den Tanz und verbeugten sich tief. Der Patriarch erwiderte den Gruß mit der gleichen Feierlichkeit.

Die Zuschauermenge außerhalb des Geländers verfolgte schweigend das lautlose Geschehen. Nur die Musiker waren zu hören, und diese Töne waren zögernd, dünn und in ihrer Modulationsarmut gehirnvernebelnd. Eine ganz sonderbare Stimmung ergriff uns. Die seelische Entrücktheit konnte mit keinen einfacheren Mitteln demonstriert werden. Die Zeit war unwichtig geworden.

Mit unbeschreiblicher Würde erhob der Patriarch die Hand. Die Musik schwieg, die Derwische traten zur Seite.

Nach kurzer Pause setzte die Musik auf ein Zeichen wieder ein und die sich drehenden Mönche durchmaßen von neuem die Rundung und verbeugten sich wieder tief vor dem weltfremden Patriarchen. Ich weiß nicht, wie es anfing, oder wie es aufhörte. Der letzte Tänzer war das jüngste Mitglied des Ordens, und er drehte sich mit einer Schnelligkeit, die den Zuschauer beängstigte. Er verlor sich wie in einer Ekstase und vielleicht war dies das Ziel der Übung. Jedenfalls warf der sonst jenseitige Patriarch manchmal einen kurzen aufmerksamen Blick auf den Novizen, gleich als ob er unauffällig die Grenze des Zulässigen kontrollieren wollte.

Man möchte meinen, daß durch die Drehung eine Vereinsamung des Daseinsgefühls erreicht wird, in der seelische Kräfte befreit und zur Wirkung gebracht werden. Darin mögen zugleich verführerische Sensationen enthalten sein oder aber das mönchische Bestreben nach Abtötung der Welt mit ihrer Lust und ihrem noch größeren Schmerz Genüge finden. Wir gingen bald fort. Es war ein nicht ungefährlicher Zauber, der sich unmerklich einfrißt, wenn man hellhörig zu sein versucht, um den Dingen auf den Grund zu gehen.

Am Eingang des Tempels redete uns ein Fremdenführer mit einer geringschätzigen Bemerkung über die tanzenden Derwische an. Gegen einen Bakschisch versprach er mir einen Einblick in den verbotenen Orden der heulenden Derwische, die nur wenige Schritte entfernt in einer Holzbude hausten.

So kam es, daß meine Frau und ich fünf Minuten später auf einer Holzbank an einem anderen Geländer saßen, mit dem ein mäßig großes Viereck abgeschlossen war.

In dem Mittelraum saßen an drei Seiten in je zwei Reihen richtige Bettlertypen jeglichen Alters. Uns gegenüber hockte ein noch junger schwarzbärtiger Mann von einem Typ, wie Thorwaldsen den Christus darzustellen pflegte, nur dunkler und feuriger, aber weich und geschmeidig, ein wirklich schöner Mann.

Er dirigierte mit Gesten und sparsamen Worten ein Brüllkonzert der Derwische, das nur die Anrufung: Allah il Allah als Text enthielt. Mit wiegendem Oberkörper oder mit tiefem Neigen des Kopfes riefen sie unaufhörlich im Takt: „Allah il Allah, Allah il Allah!“ das sich langsam in eine sinnlose Raserei hineinsteigerte.

Vor unserer Ankunft soll das schon stundenlang geübt worden sein, wie der Fremdenführer versicherte. Die Leute sahen wie betrunken aus, mit bleichem Gesicht und glühenden Augen krächzten sie ihr heiseres Allah il Allah, Allah

il Allah, bis die Stimme versagte und nur noch gutturale Lautfetzen aus den mißhandelten Kehlen quollen.

Ab und zu trat dann eine kurze Pause ein. Ein Mann fiel mir besonders auf. Seine Blässe war entsetzlich, vor allem im Gegensatz zu seinen rötlich geränderten tiefschwarzen Augen und Haaren. Er klappte oft nach, beugte sich so weit nach vorn, daß sein Kopf auf dem Boden hart aufschlug, als ob er schon ganz unempfindlich geworden sei. Der schöne Versammlungsführer warf ihm mehrfach kühle Blicke zu, denn der Übereifer durfte anscheinend nicht den Zusammenklang stören.

Beim weiteren Umhersehen fand ich zwei Jungen im Alter von etwa zehn und zwölf Jahren, die mit verglasten Augen und hektisch roten Flecken auf den rundlichen Backen die Bewegungen und Schreie praktisch bewußtlos ausführten. Die armen Bengels brachten mich in schlechte Laune, denn sie werden kaum freiwillig an dieser Vorstellung teilgenommen haben.

Andere Derwische – sie trugen übrigens keine Ordenstracht, womit sie die Regellosigkeit ihres Daseins aufzeigten – interessierten sich heimlich und doch deutlich für den Eindruck, den sie auf uns Fremde machten. Ihre Bettlernatur kam zum Vorschein, denn unsere Anwesenheit war selbstverständlich von einem Bakschisch abhängig gemacht worden. Außer uns beiden waren nur noch zwei Westeuropäer anwesend, die sich jedoch weiter hinten an der Wand niedergelassen hatten.

Ich dachte auch schon daran, ein wenig mehr in den Hintergrund zu treten, denn das Holzgeländer bestand nur aus einem einzigen Balken und bei dem Haufen tobsüchtig gewordener Leute recht zweifelhaften Aussehens schien mir eine gesicherte Rückzugslinie wünschenswert.

Nach einer halben Stunde gesteigerter Heulerei hatte meine Frau mehr als genug. Der Zweck der Betätigung war

unverständlich, und nur auf das Drängen des Fremdenführers, der innerlich ganz unbeteiligt und gelangweilt den Fortgang der Sache abwartete, ließ ich mich bewegen, noch ein wenig auszuhalten.

Das Zuhören und Zuschauen genügte beinahe, um verrückt zu werden. Nun bin ich solchen Erregungen gegenüber sehr empfindlich. Nur mein Verstand schützt mich davor, in einen taumeligen Zustand zu kommen und die Umwelt zu vergessen. Das merkte ich auch an manchen kurzen durchdringenden Blicken des Zeremonienleiters, der offensichtlich sein besonderes Vergnügen an der geistigen Unterwerfung seiner Räuberbande hatte. Daß solche Leute fast immer gleichzeitig auf „Publikum" erpicht sein müssen! Ob der Geltungstrieb stets die Hauptsache bleibt?

„Laß uns gehen!" drängte meine Frau, „ich halte das nicht mehr aus!" Das Wiegen und Verbeugen, und das rhythmische: Allah il Allah, Allah il Allah ging ins Blut. Man ertappte sich dabei, auch schon in den Rhythmus eingeschaltet zu werden.

Doch der Höhepunkt schien erreicht zu sein.

Eilfertig traten zwei alte Leute in den Raum, die in großen eisernen Schüsseln merkwürdige Marterinstrumente trugen. Da gab es Nadeln, Pfriemen, Messer, Kugeln, Walzen mit Stacheln besetzt und viele andere Erfindungen. Sie leuchteten alle glutrot, was in Anbetracht des hellen Tages eine recht hohe Temperatur bedingte.

Auf einen Wink des schönen Mannes stürzten sich die heulenden Derwische auf die Schüsseln und ergriffen die glühenden Instrumente, um sich damit zu bearbeiten. Der eine trat mit weit aufgerissenen Augen dicht vor uns hin, streckte die Zunge aus und durchbohrte sie mit einer langen Nadel. Ein anderer zerrte sein Oberkleid auseinander und walzte seine Brust mit Stacheln. Überall spickten sich die Menschen die Arme und Brust mit geraden und krummen

Pfriemen. Ob es nach verbranntem Fleisch oder Haaren roch, ist mir nicht erinnerlich, denn die eigenen Sinne nahmen das nicht mehr auf. Nur die Augen vermochten noch Vorstellungen zu vermitteln.

An den zwei großen Holzpfosten neben uns hingen die Kinder. Man hatte sie mit mehr als fußlangen und etwa 3 mm starken vierkantigen Pfriemen quer durch die beiden Wangen an das Holz genagelt, an dem sie konvulsivisch zuckten, um auch ohne Brüllen an dem Rhythmus noch teilzunehmen.

Allmählich gingen alle friedlich umher. Jeder wandelte im Mittelteil des Raumes für sich allein genießerisch beschäftigt seinen Rundweg. Das instinktive Ausweichen voreinander war unheimlich.

Neue Schüsseln mit neuer Glut wurden hereingetragen. Der schöne Mann verteilte die Reizmittel sorgsam, dirigierte unablässig die Anwendung der Instrumente, ohne sich selbst an der Peinigung zu beteiligen. Dadurch verhinderte er sicherlich manchen Selbstmord. Der bleiche Bettler mit den schwarzen Augen zerschnitt sich die Brust in einer wilden Art. Der schöne Mann drohte, sprang hinzu und glitt mit seiner eleganten Hand über die offene Wunde, die sofort mit Bluten aufhörte.

Einen anderen drängte er sanft zur Seite, der sich mit großer Eitelkeit vor uns aufspielte. Das regellose Durcheinander blieb seltsam ruhig und mutete ganz unglaubwürdig an.

Nachdem wir die ersten Eindrücke erfaßt hatten und wieder zur Besinnung gekommen waren, sprangen wir auf und flüchteten an die Tür, aus der die neuen Instrumente in ihren Kohlenbecken hereingetragen wurden. Den offenen Ausgang im Rücken blieb ich noch einige Minuten mit neugewonnener Objektivität stehen.

Vorher hatte ich manchmal den Eindruck gehabt, daß

das ganze nur ein Theater bedeutet, um aus den Fremden einige Geldstücke herauszulocken. Bei dem Anblick dieser Selbstversunkenheit schien mir diese Erklärung nicht mehr ausreichend zu sein, auch wenn einzelne der Beteiligten fraglos nicht so sehr bei der Sache waren und vielleicht mehr Teilnahme vortäuschten, als es in Wirklichkeit der Fall war.

Der schöne Mann lächelte sanft, und mit dem gleichen sanften Lächeln sah er sich fragend nach mir um. Einigermaßen verwirrt trat ich auf die Straße hinaus. Wir sprachen zuerst wenig miteinander, aber in dem Sonnenschein löste sich der Bann, und eifrig tauschten wir unsere Beobachtungen aus. Jeder hatte noch etwas besonderes gesehen, und beide versuchten wir, die Sensation zu ergründen.

Als wir zum Hotel zurückkamen, waren noch nicht vier Stunden seit unserer Ankunft in Konstantinopel verstrichen. –

Der Stil des Orients ist mir sehr sympathisch. Die vorstehend geschilderten Beobachtungen sind nicht maßgebend. Ich habe sie auch nicht wiederholt. Mein Lieblingsaufenthalt wurde stattdessen der Bazar in Stambul.

Die große Geduld des Orientalen bringt die meisten Europäer zur Verzweiflung, denn die Zeit ist im Osten wertlos. Als Georg von Siemens, der Gründer der Deutschen Bank, nach Teheran reiste, um für seinen berühmten Onkel Werner von Siemens die Unterzeichnung eines Vertrages über eine Telegraphenlinie bei der persischen Regierung zu erwirken, rechnete er nur mit einem Aufenthalt von wenigen Tagen. Tatsächlich kehrte er jedoch erst nach zwei Jahren zurück. In Konstantinopel trafen wir die deutsche Frau des Leiters der Siemens-Kupferbergwerke im Kaukasus. Ihr Mann war ein Vierteljahr zuvor nach Ankara gereist, um eine einzige Unterschrift unter ein längst genehmigtes Vertragsdokument zu erlangen. Er rechnete drei Tage dafür. Ein Vierteljahr später reiste seine Frau hinterher und wartete nun in Kon-

stantinopel. Die Erledigung der Sache habe ich nicht mehr erlebt, obwohl ich selbst über einen Monat dort blieb.

Mit diesen unangenehmen Seiten orientalischer Gelassenheit hatte ich als schlichter Reisender nichts zu tun, aber dafür übte ich mich darin, meinerseits die Kaufleute des Bazars auf eine harte Geduldsprobe zu stellen. Die Gemütsverwirrung, die dieser Rollentausch stiftete, war herrlich. Außerdem war es lohnend, denn die Geschäftsleute mußten den langweiligen Europäer endlich einmal los werden.

Um zwei sehr schöne Teppiche zu kaufen, brauchte ich vierzehn Tage einer täglich annähernd zweistündigen Übung in Geduld. In dieser Zeit habe ich Unmengen von Kaffee vertilgt und entsprechend viel Zigaretten.

In den Gängen des Bazars war es kühl. Man konnte friedlich sitzend das Leben und Treiben beobachten und voll Interesse feststellen, daß der verkaufslustige Teppichhändler nach und nach seine Würde zu verlieren drohte. Natürlich benötigte man hierzu gute Empfehlungen, sonst wird man als Käufer nicht ernst genommen. Ich besaß jedoch gute Empfehlungen, und wenn der Händler mich auch sicherlich manchmal gern zum Teufel geschickt hätte, so mußte er zu seiner Überraschung von einem Westler lernen, wie man die Zeit vertrödelt.

Eines Tages glitten meine Augen wieder einmal mit betonter Interesselosigkeit über die beiden angebotenen Teppiche hinweg nach den Ecken des Raumes, wo eine riesige runde graue Metallplatte stand, wie man sie für Rauchtische gebrauchte. Sie war ganz schlicht, mit einem einfachen Kranz von Buchstaben. Auf Verlangen zeigte mir der Händler hastig die Platte, denn er wollte endlich mit den Teppichen zu einem Abschluß kommen. Aber schon zeigte ich wieder meine künstliche Interesselosigkeit.

Akaoui – so hieß der Händler, übrigens armenischer Herkunft – bot mir die große Platte als Zugabe bei dem Kauf

der Teppiche an. Ich lehnte ab, weil ich nicht wußte, wie man das Ding nach Hause transportieren sollte. Dafür wollte er sorgen, war seine Antwort.

So kam es dazu, daß ich bei dem späteren, für mich sehr günstigen Kauf der Teppiche die Platte scherzhaft mit einbezog. Die Teppiche ließ ich zum Hotel bringen. Die Platte war mir zu schwer, denn sie mochte wohl mehr als einen Zentner wiegen. Ich ließ sie stehen, wo sie war.

Bei einem anderen Händler bekam ich auf eine ähnlich vorteilhafte Weise für wenige türkische Pfunde sehr schöne illuminierte Handschriften. Es war ein Trick dabei, denn ich gab mich als Sachverständigen aus, der in einem Paradefall einen höheren Preis nannte als der Händler erwartete. Es war immerhin ein Drittel der anfangs geforderten Summe, also viel zu hoch bezahlt. Dafür bekam ich aber eine persische Handschrift mit schönen Miniaturen und Goldornamenten zu einem lächerlich geringen Preis, ganz nebenbei in einem Konvolut. Kostenlos bekam ich dazu ein Dutzend interessanter Unterhaltungen, zahllose Tassen Kaffee und einen schattigen Beobachtungsplatz.

Wenn das Handeln als Sport betrieben wird, und jeder seine kleinen Kniffe spielen läßt, dann ist es auch schön. Ich hatte den Riesenvorteil als Westeuropäer für dumm gehalten zu werden, um Überraschungssiege ausnutzen zu können.

Es ist auch nicht richtig, die orientalischen Händler einfach betrügerisch zu nennen. Das ist ein hartes Wort, und wenn man die Spielregeln einigermaßen beherrschen lernt, dann bringt der Spaß viel mehr ein als man im Falle einer Übervorteilung verlieren kann. Einen schlechten Charakter haben die seßhaften Händler bestimmt nicht, obwohl in einer so großen Hafenstadt natürlich nicht die naive Ehrlichkeit erwartet werden darf, wie man sie in den ländlichen Distrikten antrifft.

Anders sein als ein Westeuropäer bedeutet noch keine Amoralität. Ich kam etwa ein Vierteljahr später wieder nach Deutschland und war noch nicht vierzehn Tage zu Hause, als eine gewaltige Kiste von zwei schwer tragenden Männern einer Speditionsfirma in die Wohnung gebracht wurde. Die Sendung war mir unerklärlich. Nach mühevoller Zerlegung der Kiste kam die große Rauchtischplatte zum Vorschein. Akaoui hatte Wort gehalten. Es stellte sich nunmehr heraus, daß sie massiv Kupfer versilbert war und einen erheblichen Wert darstellte. Ein Münchener Orientalist hat mir darüber später einen gelehrten Vortrag gehalten.

Einige Zeit danach hat Akaoui einen meiner Freunde, der wahrscheinlich etwas zu temperamentvoll war oder ihn sonstwie ärgerte, mit einem unecht gefärbten Teppich gründlich reingelegt. So wollen es die Spielregeln.

Das ist Orient.

DIE FAHRT NACH SALONIK

Das Gedränge auf den engen Kaianlagen von Galata war fürchterlich. Tausende von Flüchtlingen preßten sich in den vielleicht nur acht Meter breiten Raum zwischen der Uferkante und dem hohen Gitter des türkischen Zollbezirkes. Meine Frau und ich hatten die Wahl, unsere Handtaschen und Kleidungsstücke an griechischen Landarbeitern aus Kleinasien abzustoßen oder auf der Steinkante zu balancieren, die von der sich konvulsivisch bewegenden Menschenmauer mit einem knappen Fuß Breite aus Angst vor dem Wasser freigehalten wurde.

Wir wechselten die Möglichkeiten ab, und es mag eine gute halbe Stunde gedauert haben, bis die 100 Meter vom Zollhaus bis zum Dampfer zurückgelegt worden waren. Trotzdem es Dezember war, schien die Sonne sehr wohltuend. Der Verbrauch an Schweiß durfte jedoch bestimmt nicht nur auf die Wärme und die Anstrengungen des Durchquetschens zurückgeführt werden, sondern auch auf die Angst, an der Kante bei der geringsten unvorhergesehenen Bewegung der Menschenmassen in die Tiefe zu stürzen. Schritt für Schritt setzten wir unsere Füße zwischen die Füße der ebenso verängstigten und vor Aufregung fast blinden Flüchtlinge. Von Schulter zu Schulter griffen wir weiter. Die Leute suchten ihrerseits weiter rückwärts Halt zu finden, so daß sich überall fest verklammerte Knäule bildeten. Wären wir vom hohen Ufer in das schmutzige Wasser des Goldenen Horns gefallen, dann hätte ein ganzer Menschenklumpen das gleiche fatale Experiment machen müssen.

Wir befanden uns sowieso in einer unzureichenden Ge-

mütsverfassung. In meiner Hand trug ich eine schöne Koran-Handschrift aus dem Besitz des früheren Großsultans, und mir waren die fürchterlichsten Strafen für den Versuch einer Ausfuhr angedroht worden. Die Zolldurchsuchung war gründlich gewesen, aber das weiße Paket hatte man übersehen. Die verspätete Warnung wirkte aber noch nach, und ich fühlte mich erst einigermaßen sicher, als wir endlich unser Gepäck an Bord des griechischen Dampfers verstauen konnten.

Die Griechen sind nette Leute. Jedenfalls kenne ich sie nur von der nettesten Seite. Ihre Dampfer jedoch – und ganz besonders der diesmal betretene Kasten – zeugen allzu sehr für die Vergänglichkeit aller Dinge.

Es war eine Schnapsidee. Wir wollten nach Salonik, wohin uns ein Onkel eingeladen hatte, und in dieser Richtung fuhr in absehbarer Zeit kein anderes Fahrzeug. Wir waren froh, daß wir überhaupt eine Gelegenheit fanden. Die Überfahrt sollte etwa vierzig Stunden dauern, und für diese kurze Zeit konnten wir gern einmal auf die gewohnten Bequemlichkeiten verzichten. Das Wetter war friedlich, und im Mittelmeer schwärmt man nun einmal programmgemäß für undefinierbare Altertümer.

Nachmittags waren wir an Bord, aber erst bei einbrechender Dunkelheit wurde abgelegt. Ich hätte so gern die Prinzeninsel bei Tageslicht passiert, aber der Wunsch blieb unerfüllt. Nach dem langen Warten konnte ich froh sein, daß sich die Abfahrt nicht noch mehr verzögerte. Der Orient ist das wirkliche Land der unbegrenzten Möglichkeiten, zumindest was die Zeit anbetrifft. Dem Kapitän hätte es einfallen können, noch vierzehn Tage auf irgendeine Ladung zu warten oder eine kleine Fahrt nach Odessa einzulegen.

Der Lotse kam, die Petroleumlampen wurden in elektrische Lampen ausgewechselt, die Maschine machte sich bemerkbar, und das Dämpferlein setzte sich in Bewegung.

Der Kapitän sah wie ein kühner Seeräuber aus, der Steward wie ein Menschenfresser. Da sie nur griechisch sprachen, konnte ich mich mit ihnen leider nicht unterhalten. Das war sehr zu bedauern, denn zum praktisch einzigen Aufenthaltsraum im Freien wurde uns die Brücke angewiesen, deren Enge eine beharrliche Schweigsamkeit peinlich werden ließ.

Das Schiff hatte nur einen kleinen Mittelsalon mit einem langen Tisch und zwei Bänken. Auf beiden Seiten lagen die engen Kammern zu vier und sechs Kojen, längs und quer und übereinander. Es war eine sehr merkwürdige Raumeinteilung. Achtern lagen außerdem die Kojen fächerförmig, der Heckform angepaßt und ohne Trennwände.

Immerhin waren wir nur vier Passagiere in der Kajütsklasse: meine Frau und ich, dazu Herr Klink, ein im nahen Osten sehr bekannter deutscher Geschäftsmann, und schließlich noch ein junger, gut aussehender Türke, der eine Ladung Futtermittel nach Salonik verschifft hatte und seinem noch kleineren Dampfer nachreisen wollte. Unser eigener Dampfer schien mir schon klein genug, schätzungsweise 500 Tonnen. Der Türke meinte jedoch, daß bei dem zur Zeit stürmischen Wetter in der Ägäis das vorausfahrende Schiff ihm zu unsicher gewesen sei.

Herr Klink war Philosoph. Er fand sich in allen Lebenslagen zurecht. Er schimpfte weder über das allzu bescheidene Essen, noch über das schmutzige Besteck, noch über die sanitären Anlagen. Er war friedlich und half großzügig mit dem griechischen Wein nach, wenn der trockene Pilaff nicht rutschen wollte oder der säuerliche Fisch im Halse stecken blieb.

Der Dampfer hatte nur eine Luke, und darauf hockten zahlreiche griechische Flüchtlinge. Es war die Zeit, in der die Türken und Griechen ihre Untertanen gewaltsam austauschten. Die seit Jahrhunderten in Süd-Mazedonien ansässigen

türkischen Tabakbauern wurden des Landes verwiesen – übrigens sehr zum Nachteil der Tabakqualitäten –, und als Gegenmaßnahme hat die türkische Regierung die gleichfalls seit Jahrhunderten in Kleinasien wohnenden griechischen Bauern, Händler und Handwerker nachdrücklichst zur Rückkehr in ihr Stammland bewogen. Eine große Mode der Volksbereinigung setzte ein, und das erste sichtbare Zeichen war der trostlose Strom von Flüchtlingen in beiden Richtungen.

Es mochten etwa zweihundert griechische Männer, Frauen und Kinder sein, die sich auf dem Mitteldeck und den Gängen zu beiden Seiten der Aufbauten häuslich einzurichten versuchten. Ihre Kleidung war mangelhaft, ihr Besitz äußerst dürftig. Wenn auch die Griechen von alters her als seefahrendes Volk berühmt waren, so konnte dieser Ruhm sich nicht auf die echt bäuerlichen Umsiedler aus Kleinasien beziehen. Herr Klink, der sehr gut griechisch sprach, übersetzte uns Teile der Unterhaltung und vor allem Kostproben von den Gebeten, die durch das offene Schott des Salons hörbar waren. Die Worte spiegelten gleichförmig die blasse Angst vor der See wider, von der die armen entwurzelten Menschen beherrscht wurden.

Die Nacht im Marmara-Meer war ruhig. Lange Zeit stand ich auf der Brücke neben dem Kapitän und starrte in die dunkle Nacht hinaus. Es waren nur wenig Sterne zu sehen, und der junge Mond ging bald nach der Sonne unter.

Ein klein wenig konnte ich mich mit dem Seeräuber verständigen, nachdem wir auf spaniolisch gekommen waren. Er sprach einige Brocken, und ich selbst konnte Spanisch. Es war jedoch mühsam, und wir hatten uns ja auch nichts Wichtiges mitzuteilen. Klink war bald zur Koje gegangen. Der Türke legte sich in einen Deckstuhl hinter den Schornstein, und ich selbst tastete mich bald durch das wilde Auswandererlager nach dem Salon hindurch.

Vorn und achtern waren zahlreiche Fässer als Deckslast festgezurrt. Mir schien der Kahn sowieso sehr kopflastig zu sein. Das Schiff war ziemlich kurz und die Aufbauten sahen übermäßig hoch aus. Bei schlechtem Wetter würde mir meine Jacht erheblich mehr Vertrauen einflößen.

Das Wetter war freundlich, und schließlich kroch ich in die enge Kammer.

Meine Frau konnte keine Ruhe finden, die Kammertüren und Wände waren oben und unten ornamental durchbrochen, so daß die einsame Salonlampe mit ihren leisen Pendelschwingungen eifrig wandernde Lichtflecke malte. Das Aufregende dabei war, daß die Augen beim Verfolgen der Irrlichter unerfreuliche Entdeckungen machten. Hin und wieder überraschten die Strahlen kleine Tierchen, die nicht rechtzeitig flüchten konnten. Das Licht ist eben noch schneller als die kleinen vier-, sechs-, achtfüßigen und sogar tausendfüßigen Parasiten.

Von dem lustigen Haschenspielen zwischen der Lampe und einem kleinen Tierchen war meine Frau so angeregt, daß sie nicht schlafen konnte. „Was ist das für ein Riesenvieh vor meiner Nase?“ fragte sie zaghaft. „Eine schlichte Wanze,“ sagte ich tröstend, „sie ist aber noch nicht ausgewachsen!“

Ich schlief.

Das Frühstück am folgenden Morgen ließ meinen Entschluß ausreifen, bis Salonik eine Hungerkur anzutreten. Herr Klink fand dagegen alles in ausgezeichneter Ordnung, und er probierte sogar die Butter. Wir drei anderen beschränkten uns auf Kaffee und trockenen Zwieback.

Das Wetter war herrlich. Schöne große Wolken erinnerten an unsere nördliche Heimat. Der Wind kam sanft aus Südosten, so daß die schöne griechische Flagge gerade eben nach Steuerbord auswehte. Die kahlen Höhen von Gallipoli drängten sich in den Vormittagsstunden mehr und mehr

an die asiatische Küste heran, und bald waren wir im Hellespont.

In der offenen Ägäis sah die Sache nicht mehr so friedlich aus. Die schöne griechische Flagge stand wie ein Brett und wurde dann bald weggenommen. Obwohl wir noch immer unter Landschutz waren, begann der Kahn bedrohlich zu rollen. Der achterliche Wind hatte einen leisen bösartigen Pfiff, wenn auch der Himmel noch sommerlich aussah.

Beim Mittagessen wollte ich in Anbetracht kommender und sehr leicht vorhersehbarer Ereignisse den Magen stärken, und deshalb probierte ich den Inhalt einer frisch geöffneten Sardinendose. Gerade als ich einen öligen toten Fisch mit der Zunge vom Mund in den Hals schieben wollte, legte sich unser stolzes Schiff auf die Seite. Alles, was auf dem Tisch stand, ging rettungslos über Stag. Der Türke ergriff eine Zitrone, biß heftig hinein und stürzte an Deck. Herr Klink bemühte sich vergeblich um das verlorene Hors d'oeuvre, von dem er auf der Leeseite nicht unerheblich angeschrammt worden war.

Meine Frau fand das herrlich. Sie bekam ihre Seebeine. Ich schluckte meine Ölsardine eine Station weiter und wartete dann gespannt auf die weiteren Angebote an eßfähigen Dingen. Da es aber nur wieder Haschlik gab, verzichtete ich auf eine Fortsetzung. Von Hammeln hatte ich allmählich genug bekommen.

An Deck sah es unbeschreiblich aus. Die armen Flüchtlinge fühlten den unvermeidlichen und vor allem nassen Tod vor ihren mit Tränen verschleierten Augen. Die kleinen Zelte, die sie sich mit Tüchern und Decken notdürftig zurecht gemacht hatten, waren weggeflogen. Sie schrien und jammerten durcheinander in steigendem Entsetzen. Jetzt sah ich auch zwei langbärtige Popen mühsam herumgehen und geistlichen Trost spenden. Sie kämpften selbst mit der Seekrankheit, aber sie rissen sich mit bewunderungswürdiger

Energie zusammen und sprachen mit würgender Stimme Gebete vor.

Der Kapitän war unbewegt. Er warf keinen Blick auf das Elend unter der Brücke. Die Beine breit gestellt, hielt er sich an der Reling fest und stierte in die Gegend voraus, wo an Steuerbord die Umrisse der Insel Samothrake herauskamen.

Der Türke hatte einen windgeschützten Platz hinter dem Schornstein gefunden. Dorthin brachte ich auch für meine Frau und mich zwei Deckstühle, so daß es sich in der Sonne ganz bequem aushalten ließ. Sogar an die Schreie, das Wimmern und Klagen gewöhnt man sich.

Der Wind ging auf 0 herum, und nun fing der alte kopflastige Kasten an zu rollen, wie ich es vorher nicht für möglich gehalten hatte. Heiliger Klabautermann, was rollte der Kahn!

Jedesmal, wenn er sich auf die Seite legte, konnte man langsam zählen: Eins – zwei – drei – vier – er blieb liegen und rührte sich kaum – fünf – sechs – sieben – acht – neun immer noch nicht – zehn – elf – langsam, langsam hob er sich aus der Versenkung. Mit einer neuen See von achtern wälzte er sich auf die andere Seite. Auch hier schien er erst einmal die neue Lage ausprobieren zu wollen. Er stampfte im liegenden Zustand durch die See, bis er schwerfällig wieder zur ersten Seite zurückkehrte.

Die armen Flüchtlinge! Sie schrien furchtbar. Anfangs rutschten sie an Deck von Reling zu Reling, entweder über Kopf oder quer. Allmählich fanden sie aber einen Halt am Lukendeckel, oder sie streckten – soweit hierzu Raum war – alle vier Gliedmaßen weit von sich aus und klebten flach liegend auf den Decksplanken. Am bequemsten hatten es die Leute auf den Seitengängen. Sie stemmten die Beine zwischen die Speigatten und lehnten sich an die Aufbauten.

Zur Teezeit war die Sache so schlimm, daß man nicht

über Deck gehen konnte, trotzdem ein Jachtsegler allerhand gewohnt ist. Der Hauptgrund war aber die Schlüpfrigkeit, denn den armen Menschen fiel ringsherum das Frühstück wieder aus dem Hals, und bald umhüllte die Leeseite des Schiffes der typisch säuerliche Geruch einer katastrophalen Seekrankheitsepidemie.

Meine Frau wollte zum Tee hinuntergehen. Ich verließ nur ungern meinen Beobachtungsposten an der frischen Luft, denn es wurde ungemein interessant. Gerade unter mir lag inmitten des Wirrwarrs eine junge Frau mit entblößtem Oberkörper. Sie hielt apathisch aber krampfhaft ihren Säugling fest, dem sie wohl ihre Brust gegeben hatte. Ein Junge von etwa zehn Jahren, der die Mutter flach auf dem Lukendeckel liegen sah, warf sich mit einer geradezu tierischen Gier über sie, um seinerseits zu trinken. Willenlos ließ die Frau es geschehen. Die Herumliegenden waren nicht in der Verfassung, sich darum zu kümmern oder gar auch nur einen Blick für das Naturerlebnis zu haben. Gleich darauf wälzte sich der Junge stöhnend zur Seite. Rein mechanisch schob die junge Frau ihre Bluse zu. Die Einzelheiten versanken in dem größeren Bild vom Rauschen der See und von der Verzweiflung einer gequälten Menschheit. Auch der Junge war jetzt derartig seetoll, daß er den Mageninhalt einfach aus dem Mund herausrinnen ließ, ohne seinen Kopf vom Boden zu erheben. Er lag auf einem Ohr und schob den Kopf nur wenige Zentimeter rückwärts.

Inzwischen hatte meine Frau vom Niedergang der Brücke den Eingang zum Salon zu erreichen gesucht. Es ging aber nicht, und sie rief um Hilfe. Im Türrahmen des Salons tauchte der gewaltige Menschenfresser auf, der den Beruf des Stewards repräsentierte.

Die Entfernung zwischen ihm und dem Niedergang betrug etwa vier Meter. Er klemmte sich in den Rahmen, und ich klemmte mich zwischen die Stützen des Niedergangs.

Während nun der Kahn beim Überholen gerade den Scheitelpunkt seiner Bewegung erreichen wollte, schwang ich meine Frau mit größter Kraftanstrengung über den freigelassenen Raum, wo sie auch richtig von dem Menschenfresser aufgefangen wurde. Bei der nächsten Gelegenheit sprang ich selbst hinterher.

Herr Klink saß bereits, mit sich und der Welt äußerst zufrieden, auf seiner Bank und knabberte an einem undefinierbaren Gebäck. Statt Tee gab es Kaffee, und darüber waren wir auch nicht böse. Meine Frau futterte auch mit gutem Appetit. Der Türke blieb unsichtbar. Der Kaffee war wohltuend, aber um zu essen war mir die Atmosphäre zu säuerlich. Mein inneres Gleichgewicht erlangte ich erst wieder, als ich auf meinen Platz am Schornstein zurückkehrte, wo frische Luft war.

Das Gesicht des Kapitäns war undurchdringlich. Ich wußte nicht, was man dem alten Kasten zumuten dürfte, und man ist in einem solchen Falle versucht, in den Mienen des Kapitäns die Beurteilung der Sachlage zu erforschen. Ein richtiger Seemann markiert dabei sofort eine heitere Sorglosigkeit, denn er soll die Passagiere nicht unnütz aufregen. Unser Seeräuber blieb einfach undurchdringlich. Für ihn existierte niemand. Breitbeinig hielt er sich genau in der Mitte der Brücke fest und stierte nach voraus.

Er änderte seine Stellung auch nur wenig, als ich mich neben ihm auf die Reling stützte, um das sonderbare Geräusch auf dem Vordeck zu ergründen: die Zurrings der Decksladung waren lose geworden, und die Fässer skandierten mit dumpfem Ton die Bewegungen des Schiffes. Ein Matrose war damit beschäftigt, die gefährlichen Unruhestifter wieder festzulaschen, und ich ahnte im stillen eine nette Bescherung. Am liebsten hätte ich die ganze Deckladung über Bord gehen sehen, denn damit wäre das Vorschiff sicherlich sehr erleichtert worden.

Im Laufe des späteren Nachmittags nahmen Wind und Seegang zu. Von meinem Liegestuhl aus konnte ich das an dem zunehmenden Gebrüll der Auswanderer abschätzen. Bei den Schlingerbewegungen tauchte das Schiff allmählich so weit weg, daß es durch das Versaufloch am Mitteldeck grünes Wasser schöpfte. Auf der Leeseite staute sich das Wasser innerhalb der Speigatten, ohne ablaufen zu können. Das Schiff hatte die schlechte Eigenschaft, endlos lange in der gekrängten Lage zu beharren, so daß viel Zeit zum Ansammeln von Wasser gegeben war. Dann pflegte es sich mit einem kühnen Schwung herumzuwälzen, ohne daß das Wasser schnell genug ablief, und so ergab sich eine recht wirksame Spülung. Quer über Deck strömten rauschende Kaskaden nach der anderen Seite, die dann gelegentlich durch die nicht so tief eintauchenden Speigatten in Luv verschwanden.

Auf dem Lukendeckel blieb man noch einigermaßen trokken, aber ringsherum ging alles auf Wanderschaft, was nicht niet- und nagelfest war. Wie viel von der armseligen Habe der hier kampierenden Menschen verlorenging, hat niemand bekümmert. Nicht einmal die Besitzer dachten bei ihrer Flucht vor dem unerfreulichen Naß an die Herrlichkeiten, die mit dem Wasser herumschwabbelten, um dann außenbords zu gehen.

Nachdem sich der Vorgang einige Male wiederholt hatte, waren die beiden Niedergänge so dicht mit Menschen blokkiert, daß jede Passage fast unmöglich wurde. Auf der Brücke neben dem Kapitän und dem Rudergänger standen die Menschen so eng aneinandergedrängt, daß sich der Kapitän nicht mehr vom Platz rühren konnte, auch wenn er es gewollt hätte. Seine Aufgabe bestand darin, wie ein Fels in der Brandung zu beharren, damit die Menschen nicht bei jeder Bewegung von der einen Brückennock zur anderen rutschten.

Meine Frau und ich waren hinter dem Schornstein schon längst nicht mehr allein, es war unvermeidlich, daß wir zum Bestandteil der Masse wurden. Eine gewisse Scheu und ein natürlicher Takt sorgten dafür, daß nur der gesittetere Teil bei uns Zuflucht suchte und Abstand hielt, aber die räumliche Enge ließ den Abstand schließlich nach Zentimetern berechnen.

Jetzt hielten die Fässer den Zeitpunkt für gekommen, sich selbständig zu machen. Es dämmerte schon, als man an der Bewegung des Schiffes das Herannahen eines neuen Ereignisses merkte. Dann ging es aber auch so schnell, daß alles vorüber war, bevor ich die Ursache des Krachs ausfindig machen konnte. Die Fässer rissen sich los, man hörte beim Überholen ein infernalisches Rollen, dann durchschlugen sie die Relingstützen und verschwanden in der See. Gott sei Dank. Das Zeug waren wir los. Ich bildete mir ein, daß sich das Schiff sofort erleichtert fühlte.

Der Kapitän stand unentwegt in der Mitte der Brücke. Ob er die Sache kommen sah, ob er ihr freien Lauf ließ, oder ob er seine Leute nochmals vergeblich auf das Vordeck geschickt hatte, konnte ich von meinem Platz aus nicht sehen. Wenn ich nach vorn sah, dann zeichnete sich in der zunehmenden Dunkelheit seine Silhouette vom Himmel ab. Die vielen Menschen, die sich neben ihm auf die Brücke gedrängt hatten, lagen oder kauerten erschöpft auf dem Boden zu seinen Füßen.

Das Wasser gluckerte um die Luke herum. Glücklicherweise war der Süll zum Salon ziemlich hoch, so daß es drinnen trocken blieb. Herr Klink war überhaupt noch nicht herausgekommen. Wozu? meinte er. Er hatte sich eine Querschiffskoje ausgesucht und seine Lagerstatt mit Hilfe von Bestandteilen der anderen Kojen in einen Winkel von 45° gebracht. Hier lag er mit einem Roman und rauchte dicke Zigarren. Schlingerte das Schiff nach Steuerbord, dann

lag er waagrecht. Holte es nach der anderen Seite über, dann stand er nahezu aufrecht. Dieser dauernde Wechsel vom Liegen und Stehen wirkte auf ihn auch nach Stunden nur sanft erheiternd.

Ich hasse Querschiffskojen. Als es Nacht war, fand ich den Aufenthalt im intimsten Kreise der griechischen Flüchtlinge auch nicht mehr so erfreulich, und so verzog ich mich nach der Bank im Salon. Eine Zeitlang leistete mir Herr Klink Gesellschaft, der mit Interesse die Gebete und Beschwörungen der Popen verfolgte und besonders originelle Wendungen übersetzte. Das Schreien und Jammern hatte die Leute so weit ermüdet, daß sie sich wie todwunde Tiere in ihr Schicksal ergaben und eine Art Sterbegesänge stoßweise begleiteten. Sie litten fürchterlich.

Es war nicht kalt draußen, und geregnet hat es auch nicht. Aber die See war tief aufgewühlt und schauderhaft kabbelig. Wenn ich mich nicht irrte, dann war der Wind auf NO gegangen. Jedenfalls schien er mir jetzt von Steuerbord querein zu kommen. Im Gegensatz zum Nachmittag nahm auch das Vorschiff trotz seiner Entlastung viel Wasser über. Man fühlte es deutlich an der aufgehaltenen Bewegung. Wann würden wir beidrehen? Zu dumm, daß ich nicht erfahren konnte, ob wir nur halbe Kraft liefen oder ob die Höchstgeschwindigkeit unter etwa 8 Knoten lag.

Ich hatte mich schon so an das Lärmen der Menschen gewöhnt, daß ich die Dämpfung im Salon als Stille empfand. Irgendetwas war mit dem Menschenfresser los. Er sah mich im Vorbeigehen mit offensichtlicher Mißbilligung an, so daß ich stutzig wurde.

Wieder haute das Vorschiff in die See, daß die Blechwände laut zitterten. Wahrscheinlich kam auch die Schraube aus dem Wasser, ohne automatisch gedrosselt zu werden. Wenn nun etwas passieren würde? Meine Frau lag in der Koje. Sie war in ihrem Leben noch nie seekrank geworden, aber

jetzt war ihr miserabel zu Mute. Es lag nicht am Seegang, sondern am Essen, vor dem ich sie gewarnt hatte. Nicht jeder verträgt so viel wie Herr Klink, und sie fand auch erst Ruhe, nachdem sich der Magen eigenwillig erleichtert hatte.

Rums, ging der Kahn zukehr. Gottsverdori, das hält das Fahrzeug nicht aus. Was dann? Irgendetwas beunruhigte mich, und nun hatte ich es gefunden: ich entdeckte keine Rettungsgeräte. Wo waren die Rettungsringe, Schwimmwesten usw. Sollte ich den Menschenfresser fragen?

Eingekeilt im Rahmen der Kammer suchte ich meine Frau zu beruhigen. Sie hatte sich ausgedacht, daß von allem Gepäck ein paar Goldstücke als erste Hilfe den größten Wert hätten. Sie konstruierte sich also eine Art Brustbeutel mit etwas Geld und zog sich schwimmfähig aus. – Ob Wanzen schwimmen könnten? –

Bis auf eine Pendellampe am vorderen Schott des Salons war alles dunkel. Ich ging hinaus und suchte nach den Behältern für Rettungsgeräte. Für alle Fälle. Der Teufel konnte wissen, was noch kommen würde. Ich war das erste Mal in der Ägäis, und das schien mir doch eine recht ungemütliche Ecke sein zu können.

Ich fand nichts.

Mit dem Menschenfresser konnte ich mich nicht verständigen. Er deutete energisch nach meiner Kammer und verwünschte mich unverkennbar aus seinem Sehbereich. An der weit auspendelnden Lampe vorbei angelte ich mich nach der Bank im Salon zurück und streckte mich lang aus. Im Schatten der Lehne konnte ich kaum gesehen werden, und von hier aus wollte ich beobachten, was der Menschenfresser vorhatte.

Im stillen habe ich ihm Abbitte geleistet, denn als der herkulische Kerl glaubte, die Luft sei endlich rein, schleppte er auf seinen starken Armen Frauen und Kinder in den achteren Teil des Salons. Er hatte sich wohl davor gescheut,

solange ein Kajütspassagier den Mittelraum beanspruchte, denn er erschrak, als er mich doch noch im Salon liegen sah.

Mit einer Handbewegung beruhigte ich ihn und half dann noch zu größerer Deutlichkeit beim Verstauen der Kinder mit. Die Bereicherung der Atmosphäre war ja nicht schön, aber den armen Menschen war es zu gönnen, zumal nur Frauen und Kinder den Vorzug genossen, die schon vor Scheu ganz lautlos blieben.

Gar nicht schön war jedoch die nachfolgende Szene. Kaum glaubte der Menschenfresser, daß ich endgültig verschwunden sei, als er mit einem Kameraden – anscheinend dem Koch – einen Verschlag neben der Salontür öffnete und daraus zwei Rettungsringe und einige Korkgürtel entnahm. Die Art, wie er die Gegenstände heimlich zur Seite brachte, ließ darauf schließen, daß es sich um den ganzen vorhandenen Bestand handelte. Natürlich drängte ich hinterher und fand ihn dann auch unter der Brücke. Wir hielten uns beide angestrengt irgendwo fest, und dabei mußten wir uns der Zeichensprache bedienen: eine an sich sehr komische Situation. Der Menschenfresser war peinlich berührt. Seine Gedankengänge waren leicht zu erraten. Ob sich nun noch mehr Rettungsgerät auf der Brücke oder sonstwo befand, war gegenüber der Tatsache der großen Zahl von Flüchtlingen belanglos. Ich war überzeugt, daß die Geräte bei weitem nicht ausreichen würden.

In dem Verschlag lag nichts mehr, wie ich festgestellt hatte. Was sollte denn sonst der Grund dafür sein, daß er den Restbestand für sich und seinen Kameraden in Sicherheit brachte? Vielleicht gab es überhaupt nichts mehr.

Leider wurde ich bei dem Palaver ziemlich naß, denn die Seen schlugen jetzt schon längs Deck. In der großen Dunkelheit war auch die Zeichensprache schwierig. Ich handelte mit der gegen den Himmel erhobenen linken Hand um vier Gürtel, und nach einigem Zögern bekam ich sie auch. Wenn

die Flüchtlinge nicht so stur und interesselos gewesen wären, dann würden sie durch unseren Disput sicherlich auf die ungemütliche Sachlage aufmerksam gemacht worden sein. So aber brachte ich meine vier Gürtel unbeachtet in den Salon und klemmte sie provisorisch unter die Bank.

Die Menschlichkeit von Stewards hat eben ihre Grenzen.

Während ich neuerlich auf der Bank lag und zu dösen versuchte, machte mich das pendelnde Licht unruhig. Wie schon gesagt, richtete sich das Schiff immer nur zögernd auf. Sobald es auf der Seite lag, blieb es so lange fast bewegungslos, bis das Lampenpendel sichtlich zur Ruhe kam. Das benutzte ich, um an der Wand einen Bleistiftstrich zu machen. Wälzte sich das Schiff dann auf die andere Seite, dann machte ich wieder einen Strich. Mit dem Augenmaß konnte ich dann feststellen, daß beide Ausschläge zusammen nahezu einen rechten Winkel ergaben. Da die beiden Ausschläge ungleich stark waren, mußte ich annehmen, daß der Kahn sich nach Lee um gute 45° weglegte. So etwas hatte ich bisher noch nicht erlebt. Gefühlsmäßig glaubt man nämlich bei 45° schon 80° erreicht zu haben. Man empfindet die Steilheit immer stärker als in Wirklichkeit. Jedenfalls wußte ich jetzt, warum das Mitteldeck mit dem Lukendeckel völlig verlassen werden mußte. Es war einfach nicht möglich, sich dort zu halten oder auch nur flach liegend auf der Stelle zu bleiben.

Meine Bank ließ sich so weit nach hinten neigen, daß ich nicht herunterfiel, aber gemütlich war es nicht. Deshalb ging ich wieder auf die Wanderschaft.

Vorsichtig tastete ich mit den Füßen zwischen Menschenleibern den Niedergang zur Brücke hinauf, wo der Kapitän in unveränderter Haltung an der Reling klebte. Es war schwer an ihn heranzukommen, zumal ich in der Dunkelheit die Lücken zwischen den Menschenleibern mit dem Fuß abtasten und erweitern mußte.

Zuerst nahm der Kapitän von mir keine Notiz. Aber un-

erwartet stieß er mich an und deutete dann Steuerbord voraus. Dazu sagte er das eine Wort: Athos.

Ab und zu sah ich über der Kimm ein Feuer durchkommen. Die Kennung konnte ich nicht ausmachen, aber den Sinn seiner Mitteilung begriff ich sofort. Es sollte heißen: wenn wir das Feuer der Südhuk des Athosgebirges querab haben, dann sind wir unter Landschutz, und es wird ruhig.

Selten ist mir ein Feuer so verheißungsvoll erschienen. Der Berg Athos gewann dadurch für mich eine ganz besondere Bedeutung. In der Sturmnacht war es erholsam, träumerisch an die seltsam friedliche Mönchsrepublik des Hagion Oros zu denken, von der ich soviel gelesen und gehört hatte, ohne jemals dort gewesen zu sein. Den unvergleichlich schönen Anfang der Beschreibung von Fallmerayer konnte ich fast auswendig, und der Tag wird kommen, wo ich von dem hohen Felsen herab auf die weite See blicken werde, um die Kümmernisse der Welt zu vergessen.

Jetzt konnte ich beruhigt und endgültig in die Koje gehen, und dabei bin ich traumlos eingeschlafen.

Beim Aufwachen liefen wir in den Hafen von Salonik ein.

Herr Klink trank in Gemütsruhe seinen Kaffee, meine Frau machte sich landfein, und der Türke strahlte vor Vergnügen, denn sein kleiner Dampfer mit Futtermitteln lag schon am Kai. Daß wir so sang- und klanglos der bedenklichen Situation entronnen waren, schien fast unwahrscheinlich zu sein.

Nur die Flüchtlinge jammerten weiter. Herr Klink hatte sich schon orientiert. Der Lotse erklärte, daß Salonik mit Flüchtlingen überfüllt sei, und daß deshalb das Schiff sofort wieder ablegen würde, um nach dem Piräus zu fahren. Die armen Menschen!

Auch für uns waren die Tage in Salonik enttäuschend, aus den verschiedensten Gründen. Der Onkel war inzwischen nach Athen gefahren, sein Empfehlungsschreiben an den

deutschen Konsul war wirkungslos, das Verhalten des Beamten bildete aus gänzlich unbekannten Gründen eine verletzende Herausforderung, und wahrscheinlich handelte es sich um eine Erscheinung der Hybris, die unsere damaligen Auslandsvertretungen leider gelegentlich charakterisierte.

Wenn ich nicht kunsthistorisch interessiert gewesen wäre, was übrigens reich belohnt wurde, dann hätte ich es dort nicht länger als einen halben Tag ausgehalten.

Nur die komische Hotelrechnung ist erzählenswert. Vier Wochen vorher hatte ich von Konstantinopel aus ein Zimmer bestellt, um sicher zu sein. Obwohl das Hotel fast menschenleer war, glaubte man, mir die vier Wochen mit Pension voll anrechnen zu müssen, weil das Zimmer nur auf diese Weise freigehalten werden könnte! Eine konsularische Hilfe wollte ich aus den genannten Gründen nicht in Anspruch nehmen, so daß mir nur stimmliche Mittel zur Verfügung standen.

Davon habe ich ausgiebig Gebrauch gemacht, endlich sogar mit Erfolg.

Vergnügt wurden wir erst wieder vor dem Parthenon in Athen.

DIE CHEOPSPYRAMIDE

Der Sirdar war ermordet worden. Ganz Ägypten befand sich in Spannung. Man erwartete neue Ereignisse unheilvollster Art, und die dunklen Nebenstraßen Kairos wurden von Europäern zur Nachtzeit vorsichtshalber gemieden.

Am meisten fühlten sich naturgemäß die Engländer betroffen, denn das Attentat auf den britischen Oberbefehlshaber des Sudan richtete sich deutlich gegen die Machtpolitik der Eindringlinge. Demonstrativ zogen große Truppenkontingente durch die Stadt, um mit Paradeuniformen, Pauken, Trompeten und den Dudelsackpfeifern der schottischen Regimenter die Größe Albions eindrucksvoll zu machen. Stumm und drohend bildeten sich rechts und links dicke Mauern der einheimischen Bevölkerung, sobald der Gouverneur zwischen dem Geknatter der begleitenden Motorräder, d. h. ohne einen wirklichen Schutz in der bewunderungswürdigen Haltung freundlicher Gleichgültigkeit auf den Straßen erschien.

Ich fuhr mit meiner Frau nach Gizeh hinaus, um die Pyramiden zu besuchen. Von befreundeter Seite war mir für die Zeit meines Aufenthaltes in Ägypten ein Wagen mit einem griechischen Chauffeur zur Verfügung gestellt worden, so daß ich mich von den Unruhen völlig unabhängig wußte. Sie gingen mich gar nichts an, wir Deutsche hatten nach dem Zusammenbruch von 1918 nicht mehr mitzureden, wir waren politisch ohne das geringste Gewicht, und deshalb begannen wir sogar beliebt zu werden. Damals begriff ich plötzlich die großen persönlichen Vorteile, die aus dem Verlust eines nationalpolitischen Ehrgeizes entstehen. Alle Engländer und Ägypter litten schwer unter ihrer nationalen

Triebverpflichtung, wohingegen ich mir des Genusses völliger Teilnahmslosigkeit bewußt wurde und das Recht auf Erfüllung privater Wunschträume entdeckte.

Wenn ich als kleines Kind von der Sehnsucht nach den Schönheiten der Welt geplagt wurde, dann dachte ich an Athen mit der Akropolis und an die Cheopspyramide mit der Sphinx. Das erste war der Inbegriff der Schönheit, und das zweite umschloß alles Verlangen nach den Geheimnissen der Vorzeit. In vielen Bildern und Beschreibungen waren bereits während der Kindertage die gigantischen Bauwerke aufgetaucht, die den Anfang der menschlichen Kultur dokumentieren sollten und in dem Zauber unerforschter Frühgeschichte dämmerten: die beiden größten Weltwunder des Altertums.

Mit gebührendem Staunen standen wir zwei kleinen Menschlein vor der gewaltigen Pyramide.

Weniger andachtsvoll warteten die Araber vor dem Bauwerk und musterten die beiden Fremdlinge auf ihre Zahlungsfähigkeit.

Zuerst kam ein Kameltreiber, der uns zu einem Kamelritt nach der Sphinx zu bewegen suchte. Dann kam ein ziemlich verkommenes Subjekt, das sich verpflichtete, in zwanzig Minuten die Pyramide zu ersteigen und wieder unten zu sein. Die ganze Geschichte für zehn Schillinge. Außerdem wollte er noch mit sich handeln lassen.

Der Schwindel ist aber schon uralt und weltbekannt. Der Kerl läuft im Höllentempo um die nächste Ecke, dann kommt weiter oben der nächste zum Vorschein, dann ein dritter, bis in einer angemessenen Zeit irgend jemand vom Gipfel winkt: Das Märchen vom Swinegel und seiner Frau.

Die Belästigungen waren unerfreulich. Leider hatte ich meinen baumlangen und robusten tunesischen Dragoman nicht mitgenommen, der uns sonst begleitete. Der griechische Chauffeur war auf seinem Sitz im Wagen eingeschlafen. Im

übrigen waren wir beide in den Vormittagsstunden die einzigen Europäer in der Umgebung.

In den Augen der Araber müssen die Europäer wie ein sehr albernes Volk aussehen. Sie wollen sentimental sein dürfen und denken nur an Ruhe, um mit verzückten Augen Worte für unwägbare Dinge zu suchen. Die eine Art der Taktik von Eingeborenen besteht darin, die empfindsamen Minuten so lange zu stören, bis der Fremde nachgibt. Die andere Art besteht in einem klugen Eingehen auf die Andacht, mit nachträglichen Desillusionierungen. In jedem Falle erlebt der Fremde ein Wutgefühl über die Deklassierung zu einem reinen Ausbeuteobjekt.

In dem niedrigen Eingang zur Pyramide erschien ein ehrwürdiger Scheich und fegte die Gesellschaft der Bettler, Kameltreiber, Wahrsager, Amulettverkäufer und ähnliches Ungeziefer mit einer energischen Handbewegung und einigen gutturalen Tönen weg. Meine Frau meinte, er sei nett. Ich meinte, daß er als Obergauner das Wild allein beanspruchte. Jedenfalls war er sehr geschickt. Eine Zeitlang ließ er uns in Ruhe die Sagenhaftigkeit der Gegend bewundern, und dann machte er uns bescheiden und freundlich den Vorschlag, das Innere der Cheopspyramide zu besichtigen.

Das lag durchaus in meiner Absicht.

Die Wanderung in die dunkle Höhle begann. Zuerst der Alte, dann zwei, drei seiner Leute, hinterher meine Frau und ich und hinter mir nochmals ein halbes Dutzend finstere Gestalten.

Um sich eine richtige Vorstellung von der Sachlage zu machen, muß man bedenken, daß die Pyramide am Fuß einen Umfang von etwa einem Kilometer hat. Es ist wirklich ein mächtiger Steinkoloß, in den man eindringt.

Verblüffend ist die gute oder doch immerhin sehr erträgliche Luft. Man sagt, daß die Ägypter in die ungeheuren Quadermassen einen Luftkanal eingebaut haben, was die

Anlage eher zum Zweck gelegentlicher Besuche als zu einem Grab stempelt, denn tote Leute atmen nicht.

Es wird von vielen Forschern behauptet, daß die Cheopspyramide – zum Unterschied von allen anderen – der Aufbewahrungsort und unmittelbar selbst auch ein Denkmal für Urmaße sei. Der gewaltige steinerne Bottich im Inneren sei nicht als Sarkophag, sondern als Hohlmaß zu denken. Der Schriftsteller und Ingenieur Max Eyth hat zahlreiche Daten der Pyramiden gesammelt, die eine gleiche Absolutheit beanspruchen wie das erst 6000 Jahre später auf Grund einer Erdmessung gewonnene Pariser Modell des international gültigen Meters.

Das mag sein, wie es will. Ich genieße Stimmungen und keine Zahlen. Die Stimmung war überaus feierlich.

Der Gang nach unten, tief unter die Erdoberfläche wurde beschwerlich, denn er war schmal, steil und unangenehm niedrig. Entweder waren die alten Ägypter Zwerge, oder sie turnten aus lauter Ehrerbietung vor der Heiligkeit des Bauwerkes nur gebückt und auf Knien hinauf und hinunter.

Durch unsere Unterhaltung hatte ein Bengel festgestellt, daß wir Deutsche seien, und er sah sich veranlaßt, seine Aussicht auf ein Trinkgeld mit der gedehnten Anbringung des Wortes: „Wun-der-ssön“ zu erhöhen. Dauernd fuhr er mit dieser Weisheit dazwischen, während wir, des Kletterns ungewohnt, in die Tiefe stolperten.

Die einzige Beleuchtung war ein kleiner, beängstigend kleiner Kerzenstummel, den ein Mann vor uns in der Hand hielt. Nach drei Minuten hatte ich jegliches Orientierungsgefühl verloren und verfluchte die unverfälschte Romantik der Vergangenheit. Der Gedanke an eine solide elektrische Lichtanlage wird von allen Kunstliebhabern sicherlich als empörend empfunden, aber ich habe sie von manchen Höhlenbesuchen in Europa in dankbarer Erinnerung.

Wenn mich so ein wilder Araber nicht ein paar Mal auf-

gefangen hätte, so würde ich ein gut Teil der Strecke mit den Händen abgetastet haben. An einzelnen Stellen scheint sogar ein Geländer angebracht zu sein, aber ich machte keinen Gebrauch davon, aus Gründen der Hygiene.

Schließlich langten wir in einem viereckigen Gemach an. In der Mitte stand der berühmte problematische Steinsarg, leer und ohne Deckel. Da waren wir nun. Mein Interesse an der Umgebung war gedämpft. Ich dachte an die Millionen von Kubikmeter Stein, an den winzigen Kerzenstummel und die schöne Morgensonne im Freien. Es gab eigentlich außer den Steinmauern auch nichts zu sehen, so daß als Gewinn lediglich die Tatsache verbucht wurde: Du bist nun endlich in der Mitte der Pyramide, und damit ist ein alter Wunsch erfüllt worden.

Nun ging es weiter. Aufwärts, abwärts, um die Ecke, noch mal um die Ecke und dann irgendwie endlos, bedrückend und unbequem. Aber atmen konnte man, dafür hatten die alten Ägypter gesorgt.

Das Tageslicht war so weit weg. Ob ich es noch mal wiedersehen würde? Merkwürdig, auf was für Gedanken man kommt. Es muß das Gefühl eines Labyrinthes sein, was die Nerven erregt. Wie oft ist es geschehen, daß bei einer Höhlenwanderung Menschen verlorengingen, die man selbst nach wochenlangem Suchen nicht mehr fand. Die Mauern sind stumm. Sie haben sich bald 6000 Jahre nicht um das irdische Los kleiner Menschen gekümmert. Mich wundert nur, daß keine Skelette herumliegen. Sind wohl von Zeit zu Zeit weggeräumt worden.

Manchmal vergaß ich die Niedrigkeit des Ganges. Um meine schmerzenden Knochen einmal zu strecken, richtete ich mich gedankenlos auf, aber damit stieß mein Hinterkopf zum größten Gaudium des Gesindels an solides Gestein. „Wun-der-ssön", sagte der Kerl hinter mir meckernd, und

zur Bekräftigung wiederholte er seine Albernheit unaufhörlich. Die anderen lachten ungeniert.

Na, endlich landeten wir in einer Halle, die vollkommen leer war. In dem trüben Schein des immer winzigeren Kerzenstummels, der dazu noch blendete, weil ich unwillkürlich hinsah, konnte ich einen glatten Fußboden, eine ebenso glatte Decke und vier glatte Wände unterscheiden. Das war alles, aber nicht einmal so uninteressant, als ich vermutet hatte.

Es waren gewaltige Quadern, die sich zu einer unvorstellbaren Gebirgswand zusammenfügten, ohne Mörtel oder ein ähnliches Bindemittel. Mit einem Taschenmesser versuchte ich, in einen Ritz einzudringen, aber das war gänzlich unmöglich. Die Steinungeheuer paßten mit ihren geschliffenen Flächen so dicht aneinander, daß kein Rasiermesser eine Lücke finden konnte.

Wie mögen die alten Handwerker das gemacht haben? Ich nehme an, daß auch das festeste Gestein eine gewisse Elastizität hat, und daß die Gewichtsdrucke der viele tausend Kubikmeter starken Steinmassen die einzelnen Quadern um winzige Bruchteile von Millimetern breit quetschen. Dadurch mag das lückenlose Anschmiegen erklärt werden. Es bleibt aber noch genug Rätselhaftigkeit übrig, denn die Steine wurden etwa 1000 km oberhalb von Gizeh gebrochen, bearbeitet, den Nil heruntergeschafft und vom Ufer heraufgeschleppt, um eingebaut zu werden, und zwar so millimeterfein, daß die Flächen sich wie zwei Spiegelglasscheiben aneinandersaugten.

Eine tolle Sache. Dreißig Jahre ist daran gebaut worden, davon die ersten zehn Jahre zur Herstellung geeigneter Straßen. Die übrigen zwanzig Jahre zum eigentlichen Bau, aber auch wiederum jährlich nur sechs Monate, denn in den anderen sechs Monaten wurde das Land bestellt und für die Verpflegung gesorgt.

Wirklich eine tolle Sache.

Jetzt machte sich zum ersten Mal der Scheich bemerkbar. Er hatte ein kleines Bändchen Magnesium in der Hand und verlangte 5 Schilling dafür, wenn er es anzünden sollte. Die 5 Schilling hielt ich für übertrieben, aber in dieser Situation wäre es doch schade gewesen, wenn ich meine Forschungen der altägyptischen Bautechnik nicht fortsetzen würde.

Ich sagte sie ihm also zu, aber er wollte sofort Geld sehen. Das lehnte ich ab, und endlich gab er nach.

Das Licht blendete mich anfangs völlig, erst langsam gewöhnte ich mich an die Helligkeit und erkannte mit wachsendem Erstaunen, daß die Decke des großen Raumes aus einem einzigen unfaßbar schweren Block bestand. Da sie ziemlich niedrig war, konnte ich sie mit Hilfe geeigneter Abblendung und Unterstützung der Leute so ableuchten, daß die geringsten Unebenheiten oder etwaige Durchbiegungen bemerkbar geworden wären, aber sie war glatt wie Spiegelglas.

Das ist einfach ein Wunder. Man denke: 1000 Kilometer oder noch mehr von hier ist der Block gebrochen und geschliffen worden, bis er genau in das Gefüge paßte. Die Transportschwierigkeiten sind unvorstellbar. Ich möchte gern wissen, wie man das heute mit den modernsten Hilfsmitteln bewerkstelligen sollte, ohne die spiegelglatten Flächen und scharfen Kanten zu verletzen. Ob sie wohl aus einigen tausend Sklaven einen Brei gemacht haben, um den Stein auf der weichen glitschigen Unterlage von Fleisch und Blut herunterzuschaffen? Wie komme ich bloß auf so grausige witzlose Vorstellungen?

Bums, ging das Magnesium aus.

Vergeblich wartete ich auf das Anzünden der Kerze. Vielleicht war der Stummel verbraucht. Nach einigem Volksgemurmel und Herumwatscheln mit den nackten Füßen ging das Magnesiumlicht wieder an.

Wieder diese gräßliche Blendwirkung. Kein Wunder, daß die Nerven durchgehen, denn ich fühle mich in dieser Höhleneinsamkeit in Gesellschaft einer Räuberbande nicht sehr wohl. Richtig, seine Exzellenz der Sirdar war ermordet worden. Es brodelte in der Volksseele, und die Banditen witterten freie Bahn.

Ich wollte nach Hause.

Das Magnesiumlicht erlosch zum zweiten Mal.

Und jetzt hörte ich die rauh gewordene Stimme des Scheichs in der Dunkelheit, der 5 englische Pfund haben wollte. –

Was macht ein tapfrer Mann in einem solchen Falle, vor allem, wenn er seine Frau bei sich hat, die übrigens lautlos neben mir stand? Will ein Theoretiker vielleicht behaupten, daß man seine Augen auch in dieser Kammer allmählich an die Dunkelheit gewöhnen kann?

Der griechische Chauffeur schlief draußen in seinem Wagen. Er denkt nicht über Absonderlichkeiten von Europäern nach, und er würde sich bestimmt nicht aufregen, selbst wenn er bis zum Abend warten müßte.

Was macht ein tapferer Mann? Heldentum ist eine schöne Sache. Ich war verheiratet, und ich brauchte vor meiner Frau keinen Helden zu spielen. Aber ich war wütend, und deshalb habe ich gar nicht so lange nachgedacht, sondern nur nach „Licht" gebrüllt. Mir stehen nicht viele englische Schimpfworte zur Verfügung, aber sie reichen aus, wenn es darauf ankommt, mein äußerstes Mißfallen zu zeigen.

Jedenfalls wurde nun erstmals wieder der winzige Kerzenstummel angezündet und mir grinsend unter die Nase gehalten. Hätte ich doch nur eine Taschenlampe! Den Plan der Pyramide im Baedeker hatte ich nur dunkel im Gedächtnis, aber notfalls mußte er ausreichen. Ob ich oben oder unten war, würde sich schon herausstellen. Aber ohne Licht um die Ecken – und dann mit geschlossener Tür, so

daß kein Tageslicht sichtbar wird, wenn man sich bis in die Nähe getastet haben sollte?

Scheußliche Situation, und das wußten die Kerle. Sie wußten auch, daß ich sie nicht wiedererkennen würde, denn die Scheichs sind für uns ohne nähere Bekanntschaft zum Verwechseln ähnlich.

Drohend wiederholte der bärtige Kerl die Forderung einer sofortigen Auszahlung. Der Stummel wurde beängstigend klein.

Was macht ein Held, wenn er nicht allzu dumm sein will?

Ich markierte Sorglosigkeit, wie ich sie dem Gouverneur in Kairo abgeguckt habe, und ich dachte gleichzeitig: Siehe da! So schnell wirst du für deinen Neutralitäts-Hochmut bestraft.

Erst sah ich mir nochmal die Wände an, und dann fragte ich nebenbei, was er eigentlich wolle. „5 £!" sagte er eindeutig.

„Hab' ich nicht", sagte ich zweideutig.

„4 £!" sagte er nachgiebig, und das hätte er nicht tun sollen, denn das bewies irgendeine Schwäche in der Kalkulation.

„Erstens gebe ich nur 1 £ und zweitens nur draußen im Tageslicht. Ich habe gar kein Geld bei mir, sondern das liegt im Wagen." Es war mir bekannt, daß diese Praxis aus Vorsicht häufig geübt wird.

So, nun konnte es losgehen. Aber so schnell begriff er nicht. Natürlich glaubte er mir nicht, und man konnte in seinen finsteren Augen deutlich lesen, daß er eine Leibesvisitation für erforderlich hielt. Die übrigen Kerle standen dicht gedrängt wie Götzenbilder lautlos und bewegungslos um uns herum. Jetzt hinterher fallen mir natürlich viele Dinge ein, die ich hätte machen können, denn das Gesindel ist im Grunde feige, und die englische Polizei ist verflucht energisch.

So aber sah ich nur einen für die Engländer sympathischen Anlaß zu drakonischen Maßnahmen bzw. zu vorteilhaften Eingriffen in die Politik des Landes, der sich aus einem neuen Mordanschlag auf Europäer – und diesmal „keine Engländer" – ableiten ließ. Die Zustimmung ganz Europas wäre sicher.

Der Scheich interessierte sich nicht für Politik. Er war zu dem Entschluß gekommen, daß ein unmittelbar tätlicher Angriff sich vielleicht doch nicht lohnt, und dann war die unvermeidliche Scherere umsonst. Halblaut diskutierte er mit einem Vertrauten, und dann forderte er einen feierlichen Schwur, daß ich ihm das Geld draußen auch richtig ausbezahle.

Was sollte ich nun tun?

Ich war kein Held, denn sonst hätte ich ihm einen Tritt in den Bauch verabreicht. Da waren auch noch die anderen, aber das Schlimmste: Der Kerzenstummel.

Mit möglichster Gelassenheit versuchte ich den schlechten Eindruck der Annahme eines solch würdelosen Ansinnens zu vertuschen. Mit einem ärgerlichen „ja, ja" zog ich meine Frau mit mir zum Ausgang. Die verfluchten Kerle ließen mich aber nicht durch. Sie standen unverrückbar im Wege. Jetzt wurde ich wieder wütend. Ich drehte mich heftig um und sagte in einem herausfordernd drohenden Ton: „What's the matter?"

Der Scheich stand wie eine Statue. Er blickte kalt und abschätzend, aber die Würfel waren gefallen. Auf seinen Wink gaben die anderen Banditen den Weg frei, und die Kolonne setzte sich ohne Ordnung in Bewegung.

Der Kerzenstummel reichte gerade aus. Der Bengel hinter mir sagte noch ein paar Mal mit seiner meckrigen Stimme „Wun-der-ssöön", und dann waren wir draußen.

Einen Augenblick mußte ich mich erst an das grelle Sonnenlicht gewöhnen. Die ganze Gesellschaft ging zum

Wagen mit. Dort angelangt, zog ich meine Brieftasche aus der Jacke und gab ihm ein Pfund. Versprechen müssen gehalten werden, wie auch immer die Situation gewesen sein mag. Aber es war nur *ein* Pfund. Ich hatte keine höhere Zahl versprochen, und er hatte vergessen, auf seinen vier Pfund zu bestehen und mein Angebot abzulehnen. Es muß alles seine Richtigkeit haben, und hier draußen hatte ich trotz der Abwesenheit anderer Hilfen als der eines schläfrigen und ohnedies ängstlichen griechischen Chauffeurs bedeutend mehr Mut.

Der Scheich war nicht zufrieden und begehrte auf. Ich war lauter Hohn und erklärte ihm meine Auffassung: „Das Versprechen halte ich, so, wie ich es gegeben habe, aber deine einträgliche Stellung an der Pyramide mußt du schleunigst aufgeben, denn sobald ich in Kairo bin, werde ich die Polizei benachrichtigen."

Damit stiegen wir in den Wagen und fuhren nach Hause.

Im Hotel sagte ich Bescheid, und damit erfuhr die Polizei von der raffinierten Einschüchterungsmethode, die nach Meinung der Sachkenner recht ernsthaft zu nehmen war. Als wir in den folgenden Tagen mehrmals bei den Pyramiden waren, habe ich den Scheich nicht wieder gesehen.

Einige Wochen später kamen wir von Oberägypten zurück und aßen im St. James mit einem unterhaltsamen Griechen, dem Direktor einer großen Bank in Kairo.

Er war erst kurze Zeit im Lande. Sein Vorgänger hatte die im Orient völlig unmögliche Idee gehabt, beim Arbeiten in seinem Arbeitszimmer die Tür zu schließen und eine Anmeldung zu verlangen. Mein ägyptischer Freund, der bei einem unangemeldeten Besuch nicht sofort empfangen worden war, stellte einen Scheck über £ 50 000 aus und löste sein Konto auf. Damit war der arme Direktor erledigt. Solche Barbeträge gibt es im Orient.

Der neue Direktor war sehr deutschfreundlich. Er fuch-

telte immer wild mit Messer und Gabel in der Luft herum und brachte mit seinen Begeisterungsausbrüchen für Kaiser Wilhelm II. – es war im Jahre 1924 – das halbe Lokal in Aufregung.

Am Nebentisch entdeckte ich einen alten Bekannten, den amerikanischen Generalkonsul von Smyrna, der auch etwas laut, aber in seiner Jungenhaftigkeit sehr sympathisch war, trotz seiner Riesenbrillanten an den Fingern der linken Hand. Wir freuten uns über das Wiedersehen, und er gestand uns, daß zu seinen Knabenwünschen der Anblick der Sphinx bei Vollmondschein gehört, und deshalb sei er hier, denn heute war Vollmond.

Das war eine Idee! Ich lud ihn ein, in unserem Wagen mit uns gemeinsam herauszufahren, und so geschah es. Natürlich hatte er sich als Amerikaner abends nicht umgezogen, und als wir im Menahouse Essen bestellten, wurden wir diskret in eine Ecke komplimentiert, wo wir allein waren. So war es recht gemütlich, und erst kurz vor Mitternacht gingen wir die wenigen Schritte zur Sphinx hinter der geisterhaften Cheopspyramide.

Ich war doch sehr froh, daß ich den Vollmondschein in dem steinernen Gesicht erlebt habe. Wie gebannt standen wir auf dem Sandkegel, der sich bei den Ausgrabungen ergeben hatte, und starrten hinüber nach dem undurchdringlichen Geheimnis des uralten Bildwerkes. Das Mondlicht ließ Gesichtszüge erkennen, die im Tageslicht unsichtbar bleiben. Die kalten Augenhöhlen sahen finster in die Ferne über alles Lebende herum hinweg. Es muß ein gewaltiges Zeitalter gewesen sein, das solchen Träumen Gestalt verlieh.

Irgendeine Theorie behauptet, daß die Sphinx zum Schutz gegen feindliche Mächte an die Ostgrenze eines großen Reiches gesetzt worden war, zu einer Zeit, als – nach den Forschungen Professor Wegners – die Kontinente der Erde noch eine zusammenhängende Ländermasse bildeten, also

bevor die Periode der Sintfluten die feste Erdoberfläche auseinanderriß.

Die letzte Phase soll sich etwa vom 12. bis 8. Jahrtausend abgespielt haben, und zu dieser Zeit muß demnach das gigantische Fabeltier schon Grenzwächter gewesen sein. Man ist durchaus versucht, daran zu glauben, wenn auch die Ägyptologen bei Tageslicht grundsätzlich anderer Meinung sind.

Immerhin ist es sehr wahrscheinlich, daß Amerika mit der alten Welt vor vielen Jahrtausenden zusammengehangen hat, denn dafür sprechen viele Anzeichen. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß von dem Stamm der heutigen Menschheit bereits vor vielen Jahrtausenden Zweige über Landbrücken gereicht haben, von denen uns jegliche Kunde verlorengegangen ist. Die Rätsel der Osterinsel mit ihren großen Steingesichtern und ihren seltsamen Schrifttafeln sind noch immer nicht gelöst, und auch hier besteht der Verdacht eines Ursprungs in der alten Welt auf dem Weg über Südamerika, so groß auch die Entfernungen sein mögen.

Die Stilverwandtschaft zwischen der mexikanischen Hochkultur und dem frühen Ägypten ist so groß, daß sie keine persönlichen Beziehungen verleugnen kann.

Wo war Atlantis? Wie weit reichte der Einfluß dieses sagenhaften Staatsgebildes, das anscheinend versinken mußte, um eine weite Verteilung der kulturellen Kräfte auf der Erde zu erzwingen.

Menschen, die solche Denkmäler hinterlassen haben, waren keine Wilden mehr, und die heutigen Eingeborenen der Fundgebiete sind sicherlich keine Nachkommen. Man kann sehr wohl annehmen, daß sie, von Naturkatastrophen aus ihrer Heimat vertrieben, in viele Länder und Völker verstreut wurden, wo sie untergingen, ohne politische Spuren zu hinterlassen. Was ist ein Jahrtausend?

Der Sand rieselt darüber hin, und der Nachfahre hat es

mit aller seiner im Grunde bedeutungslosen Technik noch nicht weit genug gebracht, um einmal die Naturkräfte in seinen Denkapparat zu bändigen und eine mehr geistige und damit wirksamere Entwicklung seines Lebensraumes zu erreichen. Wir stehen mit unserer Weisheit wie Kinder vor der Sphinx, und ich gäbe die Gesamtheit unserer modernen Errungenschaften ohne Zögern für die Möglichkeit hin, in Frieden forschen und nachdenken zu können, welchen Sinn das Schicksal in die Ruhelosigkeit gelegt hat. –

Himmel! Kann man denn wirklich nicht in Frieden bleiben und die Sphinx in Ruhe betrachten! So ein verdammter Wahrsager zupfte dauernd an meiner Hose, um Aufmerksamkeit zu erregen. Der Amerikaner war entgegen seiner Gewohnheit sehr still geworden. Aber der Wahrsager zerbrach die feierliche Andacht. Es muß sehr dumme Leute unter den Europäern geben, denn es genügt so einem Kerl, mit der Hand im Sand herumzuwühlen und daraus die Zukunft vorauszusagen, um ein Trinkgeld zu fordern. Dauernd fummelt er an meinen Füßen herum, während er mit heiserer Stimme Beschwörungen macht. Dummer Kerl!

Dann kommt noch einer. Der findet durch einen gottbegnadeten Zufall gerade unter mir in dem aufgeschütteten Sand einen echten Skarabäus, den er begeistert hochhält. Dummer Kerl!

Aber wie wird man die Gesellschaft bloß los! Die Mondnacht ist hell, aber die Schatten sind dunkel, und Kairo ist weit.

Während ich noch mit dem Amerikaner und meiner Frau diskutierte, was man machen soll, um die Leute los zu werden, denn die Zupferei von den herumkriechenden Banditen ist mehr als lästig – da hörte ich ein heftiges Pferdegetrappel. Über die Schulter sah ich im wilden Galopp die romantischen Silhouetten der Polizeitruppe heraufstürmen. Alles spielte sich in Sekunden ab. Dicht neben mir sprang ein kleiner

drahtiger Offizier aus dem Sattel, und bevor wir noch wußten, was geschehen sollte, hatte der Wahrsager bereits einen Stoß im Rücken, der ihn die Sandböschung zum Fuß der Sphinx hinunter kullern ließ. Auf der anderen Seite knallte ein Stock, der sicherlich aus gutem Material war, und einen Augenblick später war das Gesindel verschwunden.

„Hättest du dir nur selbst deine Zukunft vorausgesagt", spottete der Amerikaner hinter dem unglücklichen Wahrsager her. Ebenso schnell wie sie gekommen war, raste die Polizeitruppe wieder weg, und endlich waren wir richtig allein.

Die Szene war unromantisch, wenn auch bestimmt sehr zweckmäßig gewesen, und daher war unsere Stimmung verflogen. Ich machte noch ein paar photographische Aufnahmen, und dann gingen wir zum Auto zurück. –

Die Sphinx starrte unbeweglich in die Ferne. –

In Oberägypten bei Luksor erfüllte die Nacht alle Sehnsucht nach Erlebnissen der Zeitlosigkeit.

Vormittags ließen wir uns zumeist über den Nil setzen, um auf dem westlichen Gelände die unerschöpflichen Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. Jedesmal, wenn wir nachmittags zum Nil zurückkehrten, kam eine Horde vergnügter eingeborener Polizeileute auf ihren hochbeinigen Rennkamelen nachgeritten, um uns abfahren zu sehen. Sie hatten nur so lange Dienst, solange sich ein Europäer „drüben" befand, und da wir oft die einzigen waren, hing ihr Feierabend von unserer Laune ab.

Die englische Polizei paßte sehr genau auf, und man fühlte sich auf allen Wegen sorgsam behütet. Durch meinen Dragoman ließ ich ihnen einmal ein gutes Trinkgeld geben, und seitdem begegnete ich ihren grinsenden schwarzen Gesichtern bei jeder Gelegenheit.

Am diesseitigen Ufer lag einige Meilen nordwärts der Tempel von Karnak. Es ist eine riesige Anlage, meiner

Meinung nach das interessanteste und sicherlich auch das umfassendste Bauwerk Ägyptens.

Ich kannte den heiligen Bezirk bereits ziemlich genau, als mich ein Bekannter im Hotel auf den Gedanken brachte, um Mitternacht bei Mondenschein den Nil nach Karnak abwärts zu segeln, dort in den Tempelruinen herumzuwandern und dann mit einem Wagen nilaufwärts nach Luksor zurückzufahren.

Mein Dragoman war erst bedenklich, weil bezüglich der Sicherheit von Europäern sehr strenge Verbote nächtlicher Exkursionen ergangen waren, aber er war gewohnt, sich allen Regelwidrigkeiten der Fremden anzupassen, und somit klappte die Sache.

In Oberägypten weiß man im Winter nie, was man anziehen soll. Man kann einen Pelz anziehen, und es ist richtig. Man kann aber auch im dünnsten Schlafanzug spazieren gehen, und es ist ebenso richtig. Die Luft ist so leicht und rein, daß jedes Gefühl für Temperaturen verlorengeht. Wir stiegen also in unserer Abendkleidung, so wie wir zum Essen erschienen waren, in das geräumige Boot. Meine Frau nahm lediglich ihren Schal mit.

Der Mond hatte sich verspätet, es war ziemlich dunkel, aber die Sterne leuchteten am wolkenlosen Himmel. Es ist in Oberägypten immer wolkenlos. Alle zehn Jahre soll es einmal eine halbe Stunde regnen, aber ich habe es tatsächlich zehn Minuten lang erlebt, d. h. wenn man das angenehme Sprühen bei Sonnenschein Regen nennen kann. Dagegen scheint der Tau ganz unbekannt zu sein.

Mein Dragoman wollte so gern mit mir nach Deutschland kommen, denn dort sollte es viele, viele Bäume geben, und das große Land sei fruchtbar und regenreich wie eine Oase. Ich versuchte, ihm den Unsinn bei jeder anzüglichen Unterhaltung auszureden, aber er blieb hartnäckig. Auch als er diesmal davon anfing (d. h. er fragte nach der Segelei und

dem Wasser in Deutschland), erzählte ich ihm von den trüben Herbst- und Wintertagen. „Es gibt Tage, an denen die Sonne nicht scheint!" war das Endergebnis meiner Darstellung, und das hat ihn offenbar zutiefst erschüttert. Nach längerem Schweigen meinte er traurig: „Die armen Menschen!" Und von nun an sagte er nichts mehr.

Ich kam mir selbst in diesem Augenblick denkbar bemitleidenswert vor. Er hatte recht, wie soll das ein Mensch aushalten! Nicht einmal das Allerselbstverständlichste, Wärme und Licht am Tage, sind in unseren Breitengraden kostenlos. Eine traurige Heimat, in der es sich nicht zu leben verlohnt. Vielleicht sind es die klimatischen Schwierigkeiten, die uns zur Ruhelosigkeit und zu einer technischen Entwicklung gezwungen haben.

Klüger oder weiser sind wir nicht davon geworden. –

Es ist schön zur Nacht auf dem Nil. Endlich kommt auch der Mond herauf. Mit halbem flauem Wind segeln wir stromabwärts. Die unverhältnismäßig großen steilen Segel sind schon auf den Bildern der alten Ägypter dargestellt. Sie ziehen erstaunlich gut, denn mit ihrer Höhe fangen sie jeden Hauch auf.

Wie in einem Traum gleiten wir abwärts. Es ist warm wie bei uns im Hochsommer. Die Ufer verlieren ihre festen Umrisse und verschwimmen im Mondlicht. Man glaubt nicht, auf einem Fluß zu fahren, sondern auf einer Seenkette.

Ich lege mich gemütlich auf die zahlreichen orientalisch vorsorglich verteilten Kissen und Polster, die Hand in dem lauen Wasser, um ein Gefühl für die Bewegung zu behalten. Die schwarzen Bootsleute sitzen stumm und unbeweglich. Der Steuermann ist hinter mir unsichtbar, und der Dragoman sinniert der sonnenlosen Gegend nach. Diesen Zusammenklang muß ich schon einmal im Leben verspürt haben. Aber wann und wo? Wahrscheinlich ist es ein Erinnerungsbild an ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Alles ist

weich und anschmiegsam, die Polster, die Luft, das Wasser und das Mondlicht. Es ist schrecklicher Kitsch, aber schön, unbeschreiblich schön.

Das Schiff ist schneeweiß wie das Segel, die Kissen sind purpurfarben und im Mondlicht grauviolett. Wir gleiten lautlos in den Hades oder in die Toteninsel von Böcklin hinein. Es ist so schön und so unwirklich.

Die Zeit steht still. Nur die Hand signalisiert, daß sich das Boot bewegt.

Immerhin mußten wir einmal ankommen, und das wurde auch zum Ereignis. Aber hier reißt der Faden ab. Man kann nicht von einem nächtlichen Besuch der Tempelstadt erzählen, ohne sich an den Grenzen des Mitteilungsvermögens zu verwirren.

Das Totenland liegt links des Nils, wo die Könige, Priester und Minister begraben wurden. Rechts des Nils gehört dem Leben. Trotzdem ist Karnak eine Totenstadt, deren große Sphinxreihen die toten Fürsten bis zum Ufer begleiten. Von da an glitten sie „hinüber".

Dieser Wald von Pylonen, Obelisken, Säulen und Denkmälern ist nicht zu beschreiben. Ergriffen von der langen Wanderung durch die Jahrtausende mit ihrer Unergründlichkeit ruhten wir in einem kleinen Seitentempel aus. Ich saß auf einem Steinblock, und meine Frau saß auf einem Thron neben einem geistesabwesenden Götterbild.

Plötzlich schrie sie auf. Irgend jemand hatte sie an der Hüfte gekrabbelt. Wir dachten schon an Ungeziefer und leuchteten mit der Taschenlampe in die Ecke des Thronsessels, und dann lachten wir etwas unnatürlich. Gekrabbelt hatte der Gott selbst, der eben noch so unbeteiligt in die Luft gestarrt hatte.

Den Raum neben ihm auf dem Thron hatte wohl früher seine Gemahlin eingenommen, die inzwischen fremd gegangen war. Trotzdem hielt er seinen langen Arm noch schutz-

bereit oder liebevoll um den leeren Raum, in den sich meine Frau gesetzt hatte. Ob er nun wirklich gekrabbelt hat, oder ob sie durch eine unwillkürliche Bewegung mit der Hüfte an seine ausgestreckte Hand gekommen war, mochte der abergläubische Dragoman nicht entscheiden. Er sah sich ängstlich um und riet zum Aufbruch.

Draußen in der Sphinxallee trafen wir den bestellten Wagen. Es war sehr dunkel, und die Kerzen in den blanken Messinglampen am Kutschbock lockten zur Heimfahrt. Ich beschenkte die Tempelwächter, die wir erst aus dem Schlaf hatten aufschrecken müssen, und dann machten wir es uns in der eleganten Equipage bequem. Der Dragoman kletterte neben den Kutscher, und damit ging es los.

Gerade zur rechten Zeit, denn wir waren kaum in Bewegung, als vom Nilufer her eine wilde Kavalkade heranbrauste. Man hörte Kommandorufe, Pferdegetrappel und Waffenklirren, heftiges Rufen und Fragen, Pfiffe und die Antworten der neuerlich aufgeschreckten Wächter.

Der Kutscher schlug auf die Pferde, und wir sausten durch den Sand, daß sich der Weg hinter uns vernebelte. Der Dragoman hatte unsere Fahrt verheimlicht. Trotzdem schien es ruchbar geworden zu sein, daß Europäer nilabwärts gesegelt waren, und jetzt suchte die Polizeitruppe an den Ufern des Flusses nach dem Verbleib der Fremden. Die Wächter schienen uns nicht verraten zu haben, denn wir kamen unbehelligt zu Hause an.

Das Geheimnis unserer Sicherheit erfuhren wir in den nächsten Tagen, als uns der Dragoman, der übrigens vorher in den Diensten der Lady Allanby, der Frau des Gouverneurs von Ägypten, gestanden hatte, zu seinen zahlreichen und anscheinend sehr angesehenen Verwandten in der Umgegend brachte. Überall verkündete er voll Eifer, daß wir „Deutsche" seien, und jedes Mal schlug die eisig abwehrende Haltung in orientalisch warmherzige Gastfreundschaft um. Die je-

weiligen Machthaber sind stets unbeliebt. Deutschland lag besiegt am Boden und konnte niemandem schaden. Das genügt als Grund zur Beliebtheit.

Die privaten Einladungen der Araber waren sehr belehrend. Wir lernten die Häuser, die Wohnweise, die Familienverhältnisse und die zivilisatorischen Lebensbedingungen sehr genau kennen. Verblüffend wirkt immer die technische Folge der Regenlosigkeit. Alle Vorratsbehälter sind oben offen und auch die Häuser sind oben nur gegen die Sonne, aber nicht gegen Regen geschützt.

Der Empfang war regelmäßig besonders feierlich.

So besuchten wir auch seine Mutter, die uns ehrerbietig begrüßte. Sie erfaßte einen Rockzipfel mit der nur symbolischen Bewegung des Kusses, denn ein richtiger Kuß auf das Gewand war aus Scheu vor Beschmutzung nicht erlaubt. Dann zeigte sie meiner Frau mit größtem Stolz ihre hausfraulichen Schätze, die in einer alten Seifenkiste untergebracht waren: Zwei henkellose Tassen billigster Exportware und ein englisches Senfglas ohne Deckel. –

Es ging uns gut in Ägypten, und das konnten die Engländer nicht von sich behaupten. Im Hotel Shepherd traf ich einen englischen Lord, mit dem wir in Athen zusammen gewesen waren, und der sehr sympathische Aristokrat beklagte sich temperamentvoll über das Benehmen der Bevölkerung.

Ich versicherte ihm, ein ausgezeichnetes Mittel zu wissen, mit dem er sofort äußerst liebenswürdig, ja mit Begeisterung begrüßt und verwöhnt werden würde. Auf diese Weise machte ich ihn sehr neugierig, und er drängte auf die Mitteilung meines Zauberspruchs. Leise sagte ich ihm ins Ohr: „Geben Sie sich als Deutscher aus!“ Das war nicht nett von mir, aber es traf zu, solange das Deutsche Reich keine staatlichen Machtmittel zur Geltung bringen durfte und auf diplomatische Liebenswürdigkeit angewiesen blieb. Es hat eben alles seine zwei Seiten.

MOTORBOOTFAHRT IM GOLF VON GUINEA

Der Zweck der Fahrt war die Erkundung in der Mündung des Rio del Rey, ob die Wassertiefen für größere Schiffe ein Ankern unter Land zuließen. Die kleine Barkasse war dieserhalb vom Schiffsführer besonders ausgerüstet worden, und ich selbst fuhr mit meiner Frau und meinem Freunde Erich Laeisz – den die ganze Sache als Unternehmer anging – eigentlich nur zum Vergnügen mit. Außer dem weißen Schiffsführer waren auch noch etwa zwölf Schwarze an Bord.

Das Ziel der Fahrt blieb unerreicht. Als navigatorischer Amateur-Berater hatte ich eine Anzahl Vorkehrungen empfohlen, die aber sehr unvollkommen geblieben waren. Für das dringlichste Erfordernis hielt ich einen Kompaß mit Diopter. Der Kompaß war angeschafft worden, aber der Diopter fehlte, und außerdem war die Anbringung des Kompasses auf der Back mit Hilfe eines schwachen Lattengerüstes derartig primitiv und unüberlegt, daß die Einrichtung unbrauchbar blieb, zumal der Kompaß gleich nach dem Auslaufen unter Deck gestellt werden mußte, weil er bei dem schwächsten Seegang über Bord zu fallen drohte.

Außerdem fehlten aussetzbare Seezeichen, wie sie aus der Fischerei bekannt sind. Man mußte ja bei Peilungen nach unbekannten und daher sehr ungewissen Landmarken einen Anhalt, so eine Art Operationsbasis schaffen.

Nachdem wir die Station Bibundi angelaufen hatten, gaben wir die Sache auf. Der unglückliche Schiffsführer war in eine Pechsträhne geraten.

Zwei Tage blieben wir bei dem freundlichen Pflanzerehepaar in Bibundi, aßen Spätzle und tranken cold tea mit

sweet. Die Gastgeber waren schwäbischen Ursprungs, und daher sprachen sie eine Mischung von Pidgin-Englisch, Eingeborenenworten und deutsch mit schwäbischem Akzent. Ihre größte Sorge war eine kleine europäische Hauskatze, die immer vom monkey getroubelt wurde und zu viel Eidechsen fraß, wodurch sie einen merkwürdig trokkenen Husten bekam. Nach dieser Katze, die Bambuko hieß, habe ich später mein erstes Starboot getauft.

In Bibundi erlebte ich meine größte Hitze in freier Natur. Da ich sehr wenig unter Hitze leide, war ich schon mehrfach Gegenstand von Bemühungen gewesen, die mir einen Verzweiflungsausruf entlocken sollten. Diesmal führte man mich in eine Kakaoplantage am kleinen Kamerunberg. Nach einer kurzen Fahrt auf einer von Schwarzen geschobenen Trolly wanderten wir etwa eine Stunde lang durch Palmenwälder und Gummipflanzungen. Vor mir der Pflanzer, mein Freund und meine Frau. Hinter mir zwei Schwarze, die meine Photoausrüstung trugen. In einer Senkung blieben wir stehen. Es war am Rand der Kakaopflanzung, die im Schatten von gigantischen Schirmbäumen lag. Die Luft war – im Gegensatz zu der mit Feuchtigkeit übersättigten Küste – vollkommen trocken. Trotzdem sagte ich „Uff"! Es war sehr warm.

Der Pflanzer lachte. Er hatte an dieser Stelle unter einem Kakaostrauch ein Thermometer angebracht. Was er daran ablas, waren gute 70° Celsius im tiefsten Schatten. Wir befanden uns in einem Lavakessel, und so mag die Hitze erklärlich sein. Von meiner Photoausbeute ist nicht viel nachgeblieben, denn solche Temperaturen hält die Emulsion nicht aus.

Trockene Wärme ist viel leichter zu ertragen, als man annehmen zu können glaubt. Im Trockenraum eines Dampfbades kann man es mühelos auf 80° Celsius und mehr bringen, wenn man auf Holzsohlen steht oder sich an eine

hölzerne Sitzfläche gewöhnt hat. Die fürchterliche Feuchtigkeit von nur knapp 40° in Bibundi empfand ich viel bedrückender.

Laut reichsstatistischem Jahrbuch hält die Gegend bei Bibundi und an dem benachbarten Kap Debundscha den unbestrittenen Weltrekord in Niederschlägen, und zwar mit einem großen Vorsprung. Die Jahresmenge beträgt 14 000 Millimeter, das ist mehr als das Doppelte der hochtropischen Konkurrenz im fernen Osten oder irgendeiner anderen Gegend. Ich maß bei einem Wolkenbruch über 60 Millimeter in der Stunde, ohne daß es in der eigentlichen Regenzeit war.

Dazu gibt es täglich wundervolle Wirbelstürme mit Blitz und Donner von einer unvorstellbaren Gewalt. Man nennt sie Tornados, und man glaubt in ihnen den Anfang der amerikanischen Hurricanes zu sehen, da die Wirbel in großen Höhen bis an den amerikanischen Kontinent wandern sollen. In Bibundi wachte ich in der zweiten Nacht auf, weil ich die Morgendämmerung anbrechen glaubte. Ich blickte auf meinen Taschenwecker und stellte etwa 2 Uhr fest. Es war also unmöglich. In der Annahme, daß meine Uhr stehengeblieben war, prüfte ich den Sekundenzeiger, der munter weiterlief. Ich probierte das Aufziehen und stellte fest, daß die Uhr keineswegs abgelaufen sein konnte. Plötzlich war es wieder rabenschwarze Nacht. Es war demnach ein viele Sekunden langes ununterbrochenes lautloses Wetterleuchten gewesen. Bald brach auch der Tornado hörbar ein. Der Wind peitschte den Regen dermaßen vor sich her, daß aus den Fenstern und Türritzen fein verteilter Wasserstaub in das Zimmer wehte. Es sieht genau so aus wie bei einem Zerstäuber. –

Um 8 Uhr morgens gingen wir wieder an Bord und legten ab. Es war strahlender Sonnenschein, und für die Gäste hatte man freundlicherweise drei Longchairs ausgeliehen,

die unter dem festen Verdeck standen. Voll Interesse sah ich mir die Karte an und darauf die Einfahrt zu dem kleinen primitiven Hafen in der Flußmündung. Im allgemeinen herrscht im Golf von Guinea immerwährende tödliche Flaute. Segelfahrzeuge gibt es überhaupt nicht. Eine solche Einrichtung ist der eingeborenen Fischerbevölkerung gänzlich unbekannt. Statt dessen haben sie schmale und lange Einbäume, mit denen sie sehr schnell vorwärts kommen. Allerdings müssen sie darin balancieren wie Radfahrer.

Ein solcher Einbaum mit sehr reicher Bugzier hielt mit unserem Motorfahrzeug beträchtlich lange Zeit gleiches Tempo. Das Dutzend schwarzer Paddler suchte sportlichen Gewinn, aber die Maschine war doch noch ausdauernder, und so blieb das europäische Prestige gewahrt.

Der Himmel sah sonderbar aus. Die Sonne stach. Wir drei saßen ganz gemütlich in unseren Faulenzern und ließen uns von der langen Dünung des äquatorialen Atlantik einschläfern.

Plötzlich hörte ich einige schwere Tropfen auf das hölzerne Dach klatschen. Dadurch wurde ich aus dem Halbschlaf aufgeschreckt. Der Himmel hatte sich gänzlich bezogen, und es war nervenquälend schwül, wie vor einem Tornado. Warum sollte auch kein Tornado kommen? Allerdings pflegte das alltägliche Ereignis an Land zumeist abends oder in der Nacht einzutreten. So ganz behaglich war mir der Gedanke wegen seiner Neuigkeit auf See keineswegs.

Schon vorher hatte ich festgestellt, daß die Rettungseinrichtungen gänzlich fehlten. In den Tropen kommt meistens etwas abhanden. Die menschliche Natur verliert die Kraft für Aufmerksamkeit und Gründlichkeit. Bei dem Mangel an Hilfsmitteln schien mir die Situation unerfreulich, und ich bat meinen Freund zurückzukehren. Er lachte mich aber aus und so dampften wir weiter.

Mein innerer Friede war verflogen, und mit einiger Sorge

verfolgte ich den weiteren Verlauf der Geschehnisse. Bald kam der erste Windstoß. Eilig wurden Decken und ähnliche leichte Gegenstände gesichert, aber dann kam der tropische Regen, der einen europäischen Wolkenbruch vergleichsweise zur Kinderei degradiert. Mit möglichster Beschleunigung wurden seitlich Persennige angebracht, so daß wir wie in einem dichten Zelt saßen. Vorn war das Motorfahrzeug ja mit seiner Kajüte und dem Aufbau des Steuerstandes stabil gedeckt, so daß nichts durchkam, aber der Segeltuchschutz achtern war recht unzureichend. Bei normalem Regen wäre wahrscheinlich kaum ein Tropfen durchgekommen, wir kamen jedoch in einen echten Tornado, und wenn der Wind das Regenwasser selbst durch Fenster- und Türritzen durchpreßt, so kann man sich vorstellen, wie es in unserem Zelt aussah.

Ich riet zum zweiten Mal, daß man schleunigst umkehren möchte, aber mein Freund und Eigner schätzte mit Recht, daß ein Tornado schnell vorübergeht, und daß demnach die Rückfahrt praktisch genau so weit sei wie das Kap Nachtigal, hinter dem wir in Schutz kamen. Also weiter.

Mit fürchterlichem Krachen schlugen die ersten Donnerschläge ein. Es blitzte unaufhörlich. Ringsherum fuhren die feurigen Schlangen in die See. Es war nun einmal so, wie es immer bei einem richtigen Tornado zu sein pflegt.

Allerdings dauerte es ziemlich lange, bis eine entsprechende See aufkam. Die alte Dünung lief ungehindert weiter. Sie war zu lang und zu schwerfällig, um schnell abgelenkt oder niedergeweht werden zu können. Auf ihr entwickelten sich jedoch kurze frische Dwarsseen, in denen das Schiff schwer zu arbeiten begann. Grünes Wasser kam anfänglich nicht über, denn dazu war das Schiff zu klein und zu passiv.

Offensichtlich sind die Schwarzen im allgemeinen nicht besonders seefest. Ein schwarzer Steuermann, der jedes

Wetter verträgt, ist sehr gesucht. Das kann man an dem oft peinlich unverschämten Betragen der Quartermaster auf den Leichtern feststellen, über die sich alle Europäer beklagen. In unserem Fall wurden sie sämtlich seekrank. Schwarze, die grün, blau und bleich aussehen, sind ein komischer Anblick. Man war jedoch nur wenig geneigt, die auch sonst völlig ungerechtfertigten spöttischen Bemerkungen anzubringen, denn die Situation war wenig scherzhaft.

Die Küste lag nicht weit ab, aber sie war mit ihrem felsigen Ufer absolut unzugänglich. Es war besser, weit in See zu halten, und das taten wir auch.

Naturkinder haben sehr häufig einen natürlichen Takt. Der Head-boy des unglücklichen Schiffsführers brachte einen blendend weißen Nachttopf zum Vorschein, der schweigend und unauffällig herumgereicht wurde. Außenbords konnte sich niemand legen, denn wir waren ja ringsum durch starkes Hanftuch eingehüllt. Ich fand es wenig angenehm, so von der Außenwelt abgesperrt zu sein und nur am Krachen des Donners und an dem sekundenlangen Aufhellen der Dämmerung im Schiff die Tatsache eines Wirbelsturmes mit den Ohren und Augen feststellen zu können.

In Lee machte ich mir eine kleine Öffnung. Erstens um hinauszusehen und zweitens, um schnell und unauffällig auch ein kleines Opfer zu bringen. Bei der unangenehmer werdenden kurzen See war ich mit meinem Liegestuhl zusammengebrochen, und als ich meinen etwas angeschlagenen Schädel wieder aufrichtete, saß mir das Frühstück so hoch im Halse, daß ich es lieber in Lee aus dem Gesicht fallen lassen wollte.

Nach einem melancholischen Blick auf die leeren Halterungen für Rettungsgeräte und die undurchdringliche Wasserwand des fürchterlichen Regens, der den hellen

Vormittag in nächtliche Dämmerung hüllte, brachte ich nochmals dringlich die Frage nach einer rechtzeitigen Umkehr zur Debatte. Diesmal gab mein Freund nach. Wir gingen auf Gegenkurs.

Auf Gegenkurs?

Ja, das war nicht so einfach, denn es stellte sich heraus, daß der Schiffsführer weder auf Karte noch auf Kompaß gesehen hatte, sondern in Sicht von Land immer der Nase nach gefahren war. Jetzt außerhalb der Sicht von Land und in der ägyptischen Finsternis war der Kurs völlig unbestimmt gewesen. Die Karte war sogar an Land vergessen worden, und nur der Kompaß sollte irgendwo vorhanden, aber weggestaut sein.

Langsam wurde auch mein außerordentlich stabiler Freund unruhig. Bisher sah er das alles mit der ihm eigenen Ruhe an. Sobald er jedoch zu inspizieren anfing, brach ein Unwetter los, das dem draußen herrschenden Unwetter durchaus ebenbürtig war.

Ich saß inzwischen wieder befriedigt auf meinem reparierten Liegestuhl. In zwei Stunden rechnete ich in der verträumten Flußmündung zu sein. Ich wollte mir Spätzles bei unseren schwäbischen Gastfreunden bestellen und ahnte nicht, daß sich der Zustand verschlimmern könnte.

Wer viel zur See gefahren ist und dabei öfters die Verantwortung für die Schiffsführung hatte, registriert fast automatisch alle Eindrücke von Wind und See und Zeit. So hatte ich mir gemerkt, daß wir erst eine halbe Stunde lang die Dünung etwa 4 Strich von Steuerbord ein fühlten, und von da an etwas achterlicher als dwars. Die letzte halbe Stunde hatten wir sie etwas vorderlicher als dwars. Damit war es möglich, einen Kurs auf dem endlich neu aufgestellten Kompaß zu bestimmen. So einigermaßen hatte ich auch die Karte im Kopf, aber das nützte wenig, da wir keine 30 m weit sehen konnten. Mit Stromversetzung

brauchten wir kaum zu rechnen, und schließlich hörte ein Tornado ja auch mal wieder auf. Ganz gegen alle Regel tat er es jedoch noch nicht.

Wenn wir geglaubt hatten, daß die Natur sich mit dem ohrenbetäubenden Donner und dem ebenso ohrenbetäubenden Rauschen gewaltigster Wasserfälle begnügen würde, dann hatten wir uns geirrt.

Als ob alles bisherige nur ein Anlauf gewesen wäre, so setzte erneut der Wind und Regen ein. Zu meiner Überraschung flogen die hanfenen Segeltücher nicht einmal aus den Lieken, aber sie konnten das Wasser nicht abhalten. Das Motorboot schwabbelte bei langsamer Fahrt so geschickt, daß wir nur wenig grünes Wasser übernahmen, aber der Regen, oder was vom Regen trotz aller Abwehr hereinkam, genügte durchaus, um das Schiff vollaufen zu lassen.

Das Wasser stieg sehr schnell. Nach dem ersten Schrekkensruf wurden die Schwarzen lebendig. Der Nachttopf und alle möglichen anderen Behälter erhielten eine weit wichtigere Aufgabe als bisher. In rücksichtsloser Hast wurde geöst, die großen eisernen Bodengrätings herausgerissen und irgendwo hingeworfen. Meine Frau war mehr erschrocken als entrüstet, als ein aschfarbener Neger ein solches schweres Stück Eisen einfach an ihre Knie lehnte. Mit Mühe kam sie davon frei, bevor der nächste den gleichen Platz zum Deponieren für geeignet hielt.

Die größte Sorge war, daß unsere einzige motorische Antriebsquelle versoff, und daß der Wind uns dann völlig wehrlos auf die felsige Küste zutreiben konnte, an der kurz vorher die Haie einen jungen Deutschen beim Baden tödlich angefressen hatten. Die Neger begriffen das ohne Erklärung. Sie östen um ihr Leben. Dazu verdoppelte der Himmel seine Wassergarben, sein Gedonner und Geblitze, so daß ein nüchterner, unbeteiligter Beobachter ein

wahres Inferno zum Vorbild gefunden haben würde. Es gab aber keinen nüchternen Beobachter, denn ich selbst erlebte die Aufregung nur mit einem halben Auge, weil ich mit der Uhr in der Hand den Kurs verfolgte.

Mitten in dem Theater hörte ich die hell gewordene Stimme meines Freundes: „Wo sind die Pumpen? Warum gehen die Pumpen nicht?"

Die Stimme war sehr hell. Die Antwort blieb aus, denn unser Herzschlag stockte. Wir kletterten gerade von einer langen Dünung mit seitlichem Schwabbeln und Gestoße herunter, als der Motor unsicher wurde. Unser Pulsschlag hatte sich so sehr mit dem Motor synchronisiert, daß sich jede Unregelmäßigkeit unmittelbar übertrug.

Und dann blieb er stehen. Der Motor. Unsere Pulse gingen zögernd allein weiter. Wenn nicht der Lärm draußen gewesen wäre, hätte man von einer unheimlichen Stille sprechen können. Nun war es aus.

Die Nigger verdoppelten ihren Eifer. Ich sah einige, die keinerlei Schöpfgerät gefunden hatten, sich mit Kopfbedeckungen, Leinenlappen und mit bloßen Händen an der Lenzerei beteiligen. Zuerst erschien es, als ob alle Mühe umsonst sei, und als ob man mit bloßen Händen auch nicht entscheidend weniger als mit dem Nachttopf, nämlich in jedem Falle nur Unzureichendes schaffen könnte. Das Wasser stieg und der Motor schwieg.

Da der Wind bei einem Tornado nacheinander von allen Seiten kommt – ich hatte immer den Eindruck, daß es selten ein einzelner Zyclon, sondern gewissermaßen ein Bündel von Wirbeln sei –, kam er auch von vorn. Der Wassereinbruch wurde weniger, die Toberei in dem allmählich ernstlich beunruhigten Wasser mehr. Nach einiger Zeit gelang es, in einer der typischen Atempausen eines Sturmes, den Motor zu trocknen und wieder in Gang zu bringen. Es war ein Wunder, daß er von neuem Anstrengungen machte.

Daß er dabei einen oder zwei Zylinder ausließ, tat der Genugtuung keinen Abbruch. Er entschied sich schließlich sogar dafür, mit nur einem einzigen Zylinder in Gang zu bleiben.

Das Wasser dampfte ringsum. Der Regen verwischte die Grenze zwischen Luft und Wasser. Der Wind ließ endlich etwas nach, und so konnten wir den Kurs wieder aufnehmen und blind weiterstampfen.

Nach geraumer Zeit wiederholte sich das Schauspiel. Die Schwarzen waren aber vorbereitet. Als der Regen wieder von der Seite und von achtern einbrach, arbeiteten sie schon methodisch und retteten den Motor, der nur noch auf einem Bein lief, vor dem endgültigen Zusammenbruch.

Vorn hörte ich meinen Freund mit dem Schiffsführer diskutieren. Letzterer wollte nicht zugeben, daß er eigentlich nicht wußte, wo er sei. Ich hörte dabei die geschrienen Worte – schreien mußte man, um sich auch nur auf 1 m Entfernung verständlich zu machen –, daß er eine Huk durch den heller werdenden Wasserdunst ausmachen könne und darauf zuhielte.

Ich sah nach der Uhr und fuhr elektrisiert in die Höhe. Mein Gott, wir mußten ja den Hafen längst querab haben. Die Huk konnte nur nördlich liegen, denn die Pflanzung lag in der Mitte eines weiten Bogens niedrigen Vorlandes. Auf der Karte hatte ich gesehen, daß man nordwestlich vom Hafen in ein wildes Gewirr von Klippen kam, aus dem uns niemand hätte herausholen können. Lieber noch einen Tornado auf freier See.

Ich brüllte aus Leibeskräften von achtern: „Sofort Gegenkurs, umdrehen, um Gottes Willen sofort umdrehen!“ – Der Ton mußte sehr eindringlich gewesen sein, denn widerspruchslos wurde der plötzliche Wunsch ausgeführt. Gleich darauf ließ der Regen etwas nach, und da sahen wir die Bescherung. Wir befanden uns bereits im Randgebiet der Klippen und Felsbrocken.

Auf beiden Seiten zischte es drohend hoch. Schwärzliche Schatten verhüllten und entblößten sich abwechselnd und rückten in feindseligen Kolonnen näher. Einen Augenblick lang konnte man ganz gut sehen und damit den Gegenkurs überprüfen, der uns den gleichen Weg zurückführen sollte, auf dem wir mit einem glücklichen Zufall ohne Schaden in die Klippen hineingefunden hatten. Wieder war es dunkel und unsichtig.

Ich hatte nur den einen lebhaften Wunsch: mich möglichst bald von der Seefahrt zurückziehen zu können, wenigstens für heute. Damit stellte ich mich neben den Rudergänger und brachte die eigenen Kursschätzungen unmittelbar zur Geltung. Nach einem oberflächlich bestimmten Zeitablauf steuerte ich senkrecht auf die Küste zu. Zu sehen war wieder nichts. Die letzte halbe Stunde war fast abgelaufen. Obwohl wir mit dem einbeinigen Motor nur sehr wenig Fahrt machten, mußten wir schon dicht unter Land sein, und die Frage entstand, ob wir nicht überhaupt lieber draußen warten sollten, so unsicher auch das Wetter sein mochte.

Blitz und Donner hatten nachgelassen. Der Regen war nur noch wolkenbruchartig, d. h. es war Regen. Die Tropfen fielen dicht, aber einzeln. Ich habe es auch nicht in den Straits und in Insulinde gesehen, daß sich die Tropfen in der Luft zu richtigen Wasserfetzen verbinden. Nur an dieser Küste.

Allmählich wurde das Land und auch der Turm der Station erkennbar, so daß wir mit der gefühlsmäßigen Ortsbestimmung sehr viel Dusel bewiesen haben. Beim Näherkommen sahen wir einen Neger am Ufer, der durch Schwenken der Arme die schmale Rinne in den Sandbänken der Flußmündung beschrieb und uns einwinkte.

So sind wir ganz vorschriftsmäßig gelandet. Der Regen hörte auf. Die Sonne kam sengend heiß durch die Wolken.

Der Wind war der üblichen absoluten Flaute gewichen. Die Temperatur war wieder 38° Celsius bei 99% Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Kurzum, es war unbegreiflicher Frieden.

Nur unten an der Wharf war kein Frieden. Da wurde revidiert, und aus den Pumpen wurde Twist und alles mögliche herausgestochert, was sich üblicherweise in der Bilge ablagert, wenn man nicht aufpaßt.

Abends gab es Spätzle und cold tea mit sweet. Und die Nacht wieder einen Tornado.

Im mittleren und nördlichen Afrika lebt ein uralter Stamm von Händlern, gleichartig verstreut wie die Juden in der übrigen Welt: die Haussas. Es muß eine Mischrasse aus Negern und Arabern aus der frühesten Zeit arabischer Sklavenjagden sein, denn sie bilden mit ihren Dörfern und Städten seit Menschengedenken eine riesige offensichtlich gut organisierte Gemeinschaft mit dem alleinigen Zweck, Handel zu treiben.

Sie beschaffen einfach alles, was man sich erdenken kann. Voll unerschütterlicher Ruhe und Würde hören sie sich die verrücktesten Wünsche an, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. Dann verschwinden sie nach tiefen gemessenen Verbeugungen. Manchmal hört man wochen- und monatelang nichts von ihnen, aber man kann sicher sein, daß sie unerwartet eines Tages auftauchen und mit unbewegtem Gesicht ihr Versprechen einlösen.

Der Pflanzer, bei dem wir am oberen Mungo zu Gast waren, kam auf die närrische Idee, im Urwald zum Weihnachtsfest eine Pute zu bestellen. Da dieser Vogel in Afrika gänzlich unbekannt ist, stieß die Beschreibung auf erhebliche Schwierigkeiten. Aber wie immer verbeugten sich die klassischen Händler stumm und würdevoll. Dann zogen sie im Gänsemarsch geruhsamen Schrittes mit ihren langwallenden Gewändern in den Urwald.

Nach etwa vierzehn Tagen kam die sonderbare Frage, ob der Vogel lebendig sein solle. Natürlich sollte er lebendig sein, denn wie lange würde wohl in der feuchten Tropenglut eine tote Pute genießbar bleiben!

Nach wiederum zwei Monaten kamen die Haussas feierlich

zurück und lieferten einen überlebensgroßen lebendigen – Marabu! ab. Das Vieh galt nun durchaus nicht als ein Genußmittel, aber der Irrtum war entschuldbar, und so blieb der Marabu als neuer Hausgenosse da.

Die Gegend war ohnehin schon lebensgefährlich bevölkert. Draußen liefen zwei Strauße wippend herum, die mit ihren fürchterlich muskulösen Klauen am liebsten jeden Menschen zerschlagen hätten, und die von den Boys nur mühsam hinter einem Zaun gehalten werden konnten. Auf der Treppe saß der arme Jonathan, ein Keulennashornvogel, und auf der Veranda hockte die Schimpansin Susi, die sehr liebebedürftig war.

Mambas oder Cobras gab es nicht im Hause, wenigstens nicht wissentlich.

Dafür trat der Marabu eine Herrschaft an, der man sich ebenso aufmerksam erwehren mußte. Bei Tag und während der Mahlzeiten ging das noch, denn zum Zweck der Ruhe war ein Boy mit einem langen Ast als Wächter aufgestellt, aber nachts, wenn ich gelegentlich meinen heißen Schlafraum verlassen wollte, brauchte ich viel List und Tücke, um an dem kampflustigen Marabu vor meiner Kammertür vorbeizukommen. Jedenfalls wollte ich es nicht riskieren, mir von dem gewaltigen eisenharten Schnabel den Schädel zertrümmern zu lassen. Das Vieh hatte vor keinem Menschen irgendwelche Achtung, und auch die Boys wagten sich nur auf Stocklänge heran.

Nachdem mich meine Freundin, die Schimpansin Susi treulos verlassen hatte und einen neu angekommenen Pflanzer schamlos vorzog, fühlte ich, daß meine Tage auf der einsamen Farm gezählt waren.

In Likomba wollte ich den in Kamerun ansässigen Deutschen ein Festessen geben, das meine Freunde entsprechend vorbereiteten. Von dort erhielt ich die Nachricht, daß wir am folgenden Tage erwartet würden.

Nachricht? – Ich hatte erst am Vortage bei Tisch davon erzählt, daß wir zur Küste fahren wollten. Woher konnten die Leute von Likomba davon erfahren haben? Wahrscheinlich hatte ein Boy zugehört und seine Weisheit im Negerdorf weitergegeben, so daß die Nachricht in der Nacht mit der Sprachtrommel nach Likomba gesandt worden war.

Wieder kam ich mit dem geisterhaften afrikanischen Telegraphen in Berührung. Ich war noch nicht einen Tag im Hafen von Tiko gewesen, da wußten bereits die meisten Europäer – und selbstverständlich erst recht alle Neger bis tief ins Hinterland – daß ein „Big massa, who makes cigarettes" mit seiner Mammi eingetroffen sei.

Nacht für Nacht hörte ich die dumpfen Trommeltöne sich miteinander unterhalten. Sie müssen sorgsam erprobte und seit Jahrhunderten bekannte Schallwege entlang schwingen. Das merkt man gelegentlich, wenn man einen Schallpfad kreuzt. Irgendwie hört man plötzlich eine Trommel. Ein Schritt weiter, und man hört nichts mehr.

Vor dem ersten Weltkrieg ritt ich einmal allein in der felsigen Steppenlandschaft von Marokko, als ich plötzlich klar und deutlich eine Sprachtrommel in rasendem Tempo hörte. Von Horizont zu Horizont war nichts zu sehen, kein Baum, kein Strauch, kein Haus, kein Mensch.

Wenige Schritte weiter war die Landschaft wieder lautlos wie auf dem Mond. Als ich zurücklenkte, trafen mich erneut die seltsam eindringlichen Rhythmen. Es war nur ein schmaler Streifen der Hörbarkeit, den ich jedoch auch in der Längsrichtung schnell verlor, so daß ich die Richtung zur Schallquelle nicht ermitteln konnte.

Seit jenem Erlebnis hatte ich mir vorgenommen, der Sache auf den Grund zu gehen, über die ich so viele märchenhaft anmutende Berichte hinsichtlich Reichweite, Schnelligkeit und Internationalität erfahren hatte. Am bekanntesten ist

wohl die Geschichte von dem Besuch des deutschen Kaisers 1910 in Tanger.

An der Landungsbrücke von Tanger hatte der Kaiser eine Rede gehalten, in der er mit aller Macht seines großen Reiches dafür zu sorgen versprach, daß die mohammedanische Welt unabhängig bliebe. So ungefähr muß der Sinn der Rede gewesen sein, wie mir die Araber in Tanger erzählten. Darauf wurden große Feste gefeiert, und man erfuhr später, daß nur wenige Tage danach auch in fernen mohammedanischen Gemeinden bis in das tiefste Ostasien hinein begeisterte Kundgebungen stattgefunden hatten. Die dort von jeglicher drahtlicher Verbindung getrennt lebenden Europäer sollen sehr überrascht gewesen sein, denn die postalische bzw. telegraphische Bestätigung der mit Sprachtrommeln übermittelten Nachricht von der Kaiserrede in Tanger erfolgte erst nach Wochen.

Mir wurde von alten Afrikanern versichert, daß ein Trommeltelegramm von Tanger bis Afghanistan nicht mehr als vier Tage benötigt. Da dies wohl in erster Linie von der Länge des Telegramms abhängt, erscheint mir eine solche Pauschalangabe unglaubhaft. Auch wenn man sich die Zahl der notwendigen Trommelstellen ausrechnet – da ja schließlich selbst unter günstigen akustischen Bedingungen die Reichweite des Schalles sehr klein ist – muß eine weit längere Zeitdauer angenommen werden. Immerhin bleibt die eigentliche Rätselhaftigkeit bestehen, zumal man nicht vergessen darf, daß es sich um eine Verständigung durch vielleicht ein Dutzend verschiedener Sprachgebiete handelt.

Die Sprache des Korans, der eine große Verbreitung zugesprochen werden darf, kommt nicht in Betracht, denn erstens reicht sie nicht für das heutige Alltagsleben aus, zweitens ist sie in den meisten Ländern das Vorrecht der Priester, und drittens geht der Trommeltelegraph auch quer durch Zentralafrika mit Hilfe von Negern, die weder ara-

bisch sprechen, noch dem mohammedanischen Glauben angehören. Es muß wohl eine andere Erklärung gefunden werden. Es läßt sich ohnehin nicht recht mit einer kulturellen Entwicklungslehre vereinigen, daß die Trommler bereits seit vielen Jahrhunderten eine Art Morsealphabet als Ausdrucksmittel einer bestimmten Sprache erfunden hätten, ohne ein solches unmittelbar übertragungsfähiges und leicht erlernbares System den höher zivilisierten Völkern am Nordrand des Mittelmeeres zur Kenntnis zu bringen.

Dagegen konnten weder die chinesischen Bilderschriften noch die ägyptischen Hieroglyphen unmittelbar in neuen Anschauungswelten verwertet werden, obwohl sie von ihrer Aussprache unabhängig waren. Deshalb wird vielleicht die Internationalität der Trommelsprache durch eine Art akustischer Bilderschrift ermöglicht, die von einzelnen Sprachen ganz unabhängig geblieben ist und in eine sehr frühe Entwicklungsstufe der Menschheit zurückführt, bis an die Schwelle der Klopfsignale der Tierwelt, von wo aus eine Rhythmik des Geschehens bei einfacher Zweiteilung zu Klanggegensätzen für einzelne Begriffe charakteristisch werden konnte.

Auch ein musikalischer Europäer kann mit einer Trommel Gemütsbewegungen ausdrücken oder sogar einzelne Gegenstände sinnfällig machen. Langsam, schnell, steigernd, abklingend, ruckweise, gleitend, verdoppelt usw. sind Bezeichnungen für eine Mannigfaltigkeit, die mit ihren Kombinationen einen umfangreichen Code festzulegen gestattet. Und dann: es sind stets zwei Töne, mit denen gearbeitet wird. Mit vielen Gegenständen und Tätigkeiten lassen sich charakteristische Geräuschvorstellungen verbinden, die analog wie bei Bilderschriften zu Konventionen erstarren können.

Das ursprüngliche Ausdrucksbedürfnis der Freude, der Angst usw. wird auf einen kleinen und sehr verallgemeinerungsfähigen Klangbereich begrenzt gewesen sein. Auf diesen

Grundbegriffen mögen sich – wenigstens theoretisch – Kombinationen und Kompositionen aufbauen lassen, um dann allmählich eine rhythmische Tonbildersprache zu schaffen, die ganz unabhängig von der aus Naturlauten entstandenen Umgangssprache fortentwickelt wurde.

Da aber im Anfang aller akustischen Ausdrucksmittel eine gewisse Übereinstimmung oder Verwandtschaft mit sprachlichen Phänomenen vorausgesetzt werden darf, müßte es äußerst interessant sein, in den rhythmischen Grundbegriffen der Trommelsprache den Wurzeln der Uranfänge menschlicher Mitteilungsmethodik nachzuspüren. Die Reichweite der Trommelsprache als Verständigungsmittel wird eine Gemeinschaft von Völkern abzeichnen, die für den Ursprung und die Verzweigung der Menschheit sicherlich sehr aufschlußreich ist. Leider ist die Trommelsprache trotz ihrer großen Bedeutung meines Wissens überhaupt noch nie wissenschaftlich erforscht worden. –

Auf der Fahrt nach der Küste begleitete uns das modulationsreiche dumpfe Klopfen auf den riesigen ausgehöhlten Baumstämmen. Im dichten Urwald werden die einzelnen Stationen näher aneinander liegen als im Grasland, oder aber die größere Zahl von Negerdörfern verlangt ein engeres Nachrichtennetz.

Durch das sonst fast undurchdringliche Baummeer, in das nicht einmal die Sonne einzudringen vermag, war ein schmaler Weg gebahnt, auf dem sich wahrscheinlich nur ein Wagen wie unser hochbeiniger Ford bewegen konnte. Mit der bekannten tropischen Schnelligkeit überfiel uns die Nacht und mit ihr die Fülle an geheimnisvollen Lauten. Trotz des Motorengeräusches konnte man das Kreischen der Papageien, die Klagelaute des Keulennashornvogels und die für uns undeutbaren Schreie von vierbeinigen Lebewesen hören.

Wenn man einmal mit dem Wagen anhält und einen Schritt in die schwüle Finsternis des Waldes geht, kann man

sich nicht eines leisen Grauens erwehren. Einen Schritt zuviel, und man stürzt irgendwie in große Tiefen. Der Richtungssinn geht vollkommen verloren. Im Weltkrieg ist ein mir bekannter Faktoreileiter drei Tage und Nächte dicht bei seiner Station im Kreise herumgeirrt, nachdem er nur wenige Meter von dem Pfad in den Urwald geklettert war, um unbekannte Leute vorbeigehen zu lassen. Tag und Nacht ist in den sumpfigen Gewässern am Mungo und Kongo ziemlich gleich. Nur ein Zufall rettete den Faktoreileiter.

Dauernd raschelte es ringsum. Von irgendwo kommt ein Fauchen, dann ein Weinen, Schreien, Stöhnen und Knurren. Merkwürdige Gluckstöne, dazwischen Piepsen und immer wieder das Kreischen von Scharen der grauroten Papageien. Vielleicht klettert ein Gorilla auf einem der riesigen Mahagoniebäume herum, oder ein Leopard sucht sich eine Zwerggazelle. Die Wirrnis von Stimmen beflügelt die Phantasie, und man ist froh, wenn man wieder das Licht der Autoscheinwerfer erkennt, ohne auf eine Kobra getreten zu sein.

In dunkler Nacht fuhren wir weiter. Die Augen des eingeborenen Fahrers sind unglaublich scharf. Die Scheinwerfer sind nur schwach, und am liebsten wäre der Fahrer ganz ohne Licht gefahren. Die Neger haben Augen wie Katzen.

Beim Anstecken einer Zigarette im offenen Wagen flog mir ein Funke auf das Hemd. Ich wollte ihn ausschlagen, aber er verdoppelte und verdreifachte sich. Ganz erschrocken fuhr ich hoch, es wurden immer mehr Funken, ein richtiges Sprühen von hell leuchtenden Glühpunkten, die in Sekundenschnelle alle Personen im Wagen von unten bis oben bedeckten.

Sie brannten jedoch nicht. Es waren Glühkäfer von solcher Leuchtstärke und Größe, wie ich sie nicht für möglich gehalten hatte. Hunderte von diesen Naturwundern waren plötzlich aus dem Nichts gekommen, so daß es genau so wirkte, als hätte ich sie mit meiner Zigarette angesteckt.

Wahrscheinlich waren sie dadurch auch angeregt worden. Fast eine Viertelstunde fuhren wir mit diesem bengalischen Licht in unvermindertem Tempo weiter.

Nachdem wir im ersten Schrecken des Irrtums die Funken abzuklopfen versucht hatten, blieben wir danach ganz friedlich sitzen, denn es war ja kaltes Licht, eine Leistung, die der Mensch noch lange nicht erreicht, andernfalls würden sich die Stromkosten für unsere Glühlampen auf etwa ein Fünfzigstel vermindern lassen.

In Likomba wartete man schon ungeduldig auf den Gastgeber. Fast die ganze Kolonie war versammelt, alle schneeweiß gekleidet und bei festlicher Beleuchtung.

Das einsame Leben der Pflanzer macht sie fast ausnahmslos zu liebenswürdigen Originalen, die ihre Gäste zu verwöhnen suchen. Jeder einzelne kann stundenlang Geschichten erzählen; und auf was für Ideen ein Mensch in einer weltabgeschiedenen Station inmitten des Urwaldes verfällt, kann von Europa aus nicht erdacht werden. Auch die Originalität der Neger ist ansteckend. Man kann ebenso viele Geschichten über Dinge erzählen, die in einem Negergehirn entstanden sind.

In Likomba erlebte ich nun die Erfüllung des alten Wunsches eines Experimentes mit Sprachtrommeln.

Zur Erhöhung der Feierlichkeit hatte man über tausend Schwarze aufgeboten, die unter Anleitung von maskierten Medizinmännern in riesigen Umhüllungen aus Elefantengras pausenlos Tänze vorführten. Der düstere Schein der Lagerfeuer wurde mit allen vorhandenen Autoscheinwerfern ergänzt, so daß man auch tänzerische Absonderlichkeiten gut beobachten konnte.

Die Tanztrommeln dröhnten sinnverwirrend, und die ekstatisch wogende, singende und gelegentlich stürmisch wirbelnde Masse dunklen, schwitzenden und danach auch stark riechenden Fleisches riß selbst den kühlsten Beobachter

in eine Betäubung hinein, in der man sich und sein Eigenleben vollständig vergißt. Es war wie in einem Tollhaus.

Aus sich selbst heraus konnten die Neger während der Nacht kein Ende finden, und nur ein Machtspruch der weißen Herren ermöglichte eine Pause, um die Anwendung einer Sprachtrommel vorzuführen.

Ein riesiger Jaundeneger mit einer ebenso riesigen Trommel wurde auf der offenen Terrasse aufgestellt. Durch einige lockende Töne stellte er die Verbindung mit einer entfernten Station her, und die Ernsthaftigkeit des Beginnes zeichnete sich in der absoluten Stille ab, mit der die tausend Eingeborenen zuhörten.

Höflich, jedoch sehr bestimmt, verlangte der Trommler auch von uns ein gewissenhaftes Stillschweigen, das nur durch die Erörterungen über Frage und Antwort unterbrochen wurde.

Die aus der Ferne kommenden Trommeltöne waren kaum wahrnehmbar. Ab und zu krachte ein Holzscheit in den Lagerfeuern. Ein Moskito zirpte, doch sonst schien die ganze Natur an dem Experiment teilzunehmen.

Zuerst erfolgten einige Fragen nach dem Familienleben und was man sich sonst in seiner Verlegenheit für dummes Zeug ausdenkt. Die Übersetzung der Fragen in die Trommelsprache war dabei ebenso wenig kontrollierbar wie die Rückübersetzung der Antworten, und deshalb konstruierte ich eine Aufgabe, die den Trommlern einiges Kopfzerbrechen verursachen würde.

Meine Frau war das einzige weibliche Wesen in der großen Gesellschaft. Ich beauftragte nun den Trommler, seinen Partner unverzüglich mit seiner Trommel herzubestellen. Dann solle er die Mammi ausfindig machen, die Trommel waagerecht vor sie hinlegen und zu ihr sagen: „Dash me one bottle beer“ (Schenke mir eine Flasche Bier).

Der arme Trommler zog seine Stirn in krause Falten und

dachte nach. Dann nickte er wortlos, forderte mit finsterer Miene völlige Ruhe und fing an:

Ding, ding, dong, ding, ding, dong, dong, ding, dong usw. in rasend schnellen Phrasen.

Pause. Nach einiger Zeit hörte man weit her ebenfalls ein rasendes Trommeln. Darauf setzte unser Mann wieder ein und hämmerte auf sein schweres Instrument los.

Dann stand er auf. Alles schwieg. Nach einer endlos scheinenden Zeit hörte man noch einige kurze Töne aus der Ferne, und der große Neger übersetzte: „He live for come" (Er kommt).

Es kann wohl eine gute halbe Stunde gewesen sein, die wir in friedlichen Gesprächen bei kühlen Getränken auf der Terrasse zubrachten, ohne den Trommler auch nur einen einzigen Augenblick unbeobachtet zu lassen. Für uns reicht das Unterscheidungsvermögen für schwarze Physiognomien nicht aus, um einen Austausch zu verhindern, und außerdem sollte der Mann nicht mit seinen Landsleuten in Verbindung kommen.

Stumm und bewegungslos saß er neben seinem Instrument. Zweifel schien er nicht zu hegen. Wahrscheinlich war ihm nur die Umgebung so vieler Weißer etwas unbehaglich.

Als endlich ein zweiter riesiger Jaundeneger die Treppe heraufschritt, wurde er schnell abgedrängt, damit auch eine Zeichensprache der Augen oder der Finger ausgeschaltet blieb. Der neue Mann trug auf seinem Muskelberg von Schultern den gleichen gewaltigen ausgehöhlten Baumstamm. Grußlos stand er vor der Gruppe von Massas, und seine schwarz-weißen Augen wanderten forschend von einem zum anderen.

Meine Frau hatte sich hinter einer festen Mauer von Pflanzern versteckt, eine Bierflasche krampfhaft hinter dem Rücken haltend. Es dauerte auch nur kurze Zeit, bis der lange Arm des Schwarzen die Gruppe trennte und die

Mammi fand. Freundlich grinsend lud er seine Trommel ab und legte sie waagerecht quer vor sich. Dann streckte er die Hand aus und sprach ohne Zögern: „Mammi, dash me one bottle beer."

Mein Erstaunen war außerordentlich. Wenn es sich um akustische Begriffsbilder handelte, dann mußten die Grundelemente äußerst kombinationsfähig sein, denn diese wortwörtliche Befolgung des Auftrages sollte eigentlich nur bei einer modernen Buchstabierweise möglich sein.

Nun ist allerdings auch das Internationale Signalbuch für Flaggen in allen Sprachen ohne weiteres verständlich. Es können sich also zwei Menschen durch Flaggen und Wimpel miteinander verständigen, ohne daß sie die gleiche Sprache sprechen. Aber hier handelt es sich um ein Übereinkommen, an dessen Kompositionen viele Jahre hindurch von allen Nationen gearbeitet wurde, und trotzdem würde es selbst bei dieser ausgeklügelten Methode nicht sehr leicht sein, den gestellten Auftrag mit Gruppen von Flaggen zu übermitteln, d. h. ohne durch Buchstabieren eine vereinbarte Sprache zu Hilfe zu nehmen.

Eine fabelhafte Sache. Ein holländischer Missionar war der Meinung, das Trommeln sei für Europäer nicht erlernbar, ebenso wenig wie die Laute, mit denen sich Affen, Hunde oder sonstige Säugetiere verständigen. Er fügte hinzu, daß er sich im Inneren Afrikas sehr viel Mühe gegeben habe, aber auch jahrelanges Probieren sei zwecklos gewesen und über einige Bezeichnungen für Essen und Hunger usw. nicht hinausgegangen. Die Belastung des Gedächtnisses sei zu groß, und außerdem gäbe es keine feststehenden Regeln. Das Trommeln und Abhören erfolge intuitiv.

Gegen solche Mystik bin ich sehr mißtrauisch. Vielleicht war der Missionar unmusikalisch. Musikalische Menschen können ein gewaltiges Gedächtnis beweisen, das über die Erfordernisse eines Trommlers weit hinausgeht. Sicherlich

sind die Naturkinder mit ihrer geringeren geistigen Belastung besonders gut geeignet, um uns Europäer in strengen Spezialgebieten zu übertreffen, vor allem was das Gehör angeht. Sie haben ganz bestimmt ein viel verfeinerteres sinnliches Wahrnehmungsvermögen, und sie können sich auch ungemein genau auf ein beinahe mechanisch zuverlässiges Ablaufen einer Tätigkeit festlegen, wenn sie darauf dressiert sind. Doch damit wird keine Erklärung gewonnen, und so bleibe ich vorläufig bei meiner Theorie eines ungeschriebenen Signalbuches mit akustischen Bildern einer Urzeit, in der diese wie Hieroglyphen unmittelbar verstanden wurden. Heute verstehen wir Europäer die ehedem sinnfälligen Bilderschriften der Ägypter, Chinesen, Mexikaner usw. auch nicht mehr ohne weiteres.

Darin wurde ich bestärkt, als ich den Trommler bat, mir einmal eine Flasche Bier vorzumachen. Er hämmerte munter los, und zwar eine sehr tonreiche Sentenz. Dann sagte er erklärend: „Das *ist* eine Flasche Bier". Seine Ausdrucksweise ließ nicht deuten, daß es ein Wort für den Begriff sei.

Ich kann mir vorstellen, daß eine Flasche Bier durch ein glucksendes oder schmatzendes Geräusch charakterisiert werden kann, wie es beim Trinken entsteht. Vielleicht gibt es für Flasche, Hohlgefäß, Schaum, Betrunkenheit und ähnliche Assoziationen konventionelle Geräuschbilder.

Der Neger setzt ja immer neue Begriffe aus alten Kompositionselementen zusammen. Ein Klavier nennt er: Massa beats him cry. Eine Zigarette: French mammi, weil vorzugsweise französische Zigaretten mit dem Bild der weiblich personifizierten Republik geschmuggelt wurden. Das Grab eines Europäers heißt: Dead man his affair. Das alles sind Kombinationen mit alten Begriffsformulierungen.

Auch der Chinese bildet für moderne Worte der Technik z. B. Telegramm = Blitzbrief usw. ähnliche konventionelle

Zusammensetzungen, die ihr Analogon sowohl in einer Bilderschrift wie in Klangbildern haben können.

Ein Neger aus dem Grasland kann sich mündlich niemals ohne weiteres mit einem Neger aus Duala unterhalten, sofern sie nicht Pidgin-Englisch gelernt haben. Sind sie aber Trommler, dann verstehen sie sich sofort durch biphonales Klopfen.

Ich ließ mir noch eine größere Zahl Substantiva vorspielen, um irgendwelche onomatopöetischen Mittel festzustellen. Es gelang mir jedoch in keinem Falle ohne Gewaltsamkeit. Die Konventionen mögen schon so alt sein, daß sie ihre Sinnfälligkeit längst verloren haben. Auch bei chinesischen Zeichen kann man nur gelegentlich den darstellenden Ursprungssinn erkennen. Es wäre sicherlich einer ernsten Forschung würdig, das Geheimnis dieses frühzeitigen Kompositionsmittels des menschlichen Gehirns zu entschleiern und sich nicht nur auf Ausdrucksträger zu beschränken, die sich schriftlich fixieren lassen.

Anfänglich mochten wir uns beide nicht leiden.

Wenn ich mit jüngeren Seglern in den Kaiserlichen Yacht-Club kam, dann spürte ich sehr deutlich, wie wenig unser Dasein dort erwünscht war. Die alten Exzellenzen sahen mißbilligend von ihren Skatkarten auf, und vor allem Onkel Alo schien für Club-Mitglieder außerhalb seines Freundeskreises nur verdrossene Blicke zu haben.

Onkel Alo führte als Vorsitzender ein strenges Regiment. Der Club war sozusagen sein Privatbesitz. Als echter Autokrat der alten Schule kümmerte er sich den Teufel um die revolutionären Ansichten von Menschen, die mit einer vollgültigen Mitgliedschaft auch eine gewisse Gleichberechtigung im Hause erwarteten.

Vom jüngsten Hausgehilfen bis zum rangältesten Admiral lebten alle in der Furcht des Herrn, und Jahre hindurch blieben meine Beziehungen zum Vorstand auf offizielle Angelegenheiten oder gesellschaftliche Ereignisse beschränkt, bis mein Protest gegen die unbehagliche Atmosphäre auf ungewöhnliche Weise den Anlaß zur näheren Bekanntschaft ergab.

Die alten Lebensideale befanden sich bald nach dem ersten Weltkrieg im Absterben, bevor noch neue Ideale an ihre Stelle treten konnten. Die Ausklänge der Inflation taten das ihrige dazu, und der ehemals reiche und angesehene Club mit seiner großen seglerischen Tradition kam infolge Mitgliederschwundes in finanzielle Schwierigkeiten.

Der stolze Onkel Alo trat mit schwerem Herzen den bitteren Weg zu den in einigen Großstädten anberaumten Mitgliederversammlungen an, um für eine Hilfsaktion zu

werben. Bei dieser Gelegenheit hatten wir jüngeren Segler in Hamburg den Plan gefaßt, gegen die Vorherrschaft der alten Herren zu Felde zu ziehen. Ich wurde zum Sprecher ernannt, obwohl ich mich an der Sache persönlich nicht sehr interessiert fühlte. Die wenig reizvolle Aufgabe nahm ich auch unter der Bedingung an, daß wir danach aber auch unseren finanziellen Verpflichtungen dem Club gegenüber nachkämen.

Anscheinend gehörte doch recht viel Mut dazu, denn sonst wäre man nicht auf mich verfallen, d. h. nicht wegen meines Mutes, sondern wegen meiner Unkenntnis. Während ich in scharfer Form meine Klagen in der denkwürdigen Sitzung vorbrachte und allseitig Zustimmung erfuhr, dämmerte es in mir langsam auf, in welch peinliche Situation ich die alte Exzellenz brachte. Es war aber zu spät, und ich schimpfte weiter.

Onkel Alo sah mich von seinem Vortragspult aus sonderbar ruhig und aufmerksam an. Obgleich ich sicherlich nicht ganz der Form entsprochen haben werde, wie sie Onkel Alo von „jungen Leuten" erwarten mochte, ließ er sich doch keinen Ärger anmerken. Über alle Unliebenswürdigkeiten ging er mit strengster Selbstdisziplin hinweg.

Seine Erwiderung beschränkte sich auf den Vorwurf, ich hätte ihm meinen Eindruck von der einseitigen Handhabung des Club-Betriebes und der dort empfundenen Unbehaglichkeit schon etwas früher schildern sollen und nicht bei dieser Gelegenheit. Damit kennzeichnete er sehr einfach die wenig vorteilhafte Rolle, in der er mich sah.

An der Fortsetzung der Anklagen, die dann mehr in bedeutungslosen Einzelheiten verliefen und nur von Leuten vorgebracht wurden, denen mein Beifall Mut gemacht zu haben schien, war ich selbst nicht mehr beteiligt. Onkel Alo hörte höflich, aber gänzlich uninteressiert zu. Als ich im Verlauf des Abends auch noch die peinliche Feststellung

machte, daß das Recht zur Klage nicht in dem wünschenswerten Maße mit der Pflicht zur finanziellen Hilfe in Einklang gebracht worden war, ging ich verärgert nach Hause, im Bewußtsein, eine Riesendummheit begangen zu haben.

Erstens hatte ich mich mit meinen Verschwörern wegen der ungenügenden Zahlungsbereitschaft gezankt, zweitens hatte ich den Vorstand schwer verletzt und drittens den berühmten Vorsitzenden Admiral Begas, genannt Onkel Alo, mit großer Wahrscheinlichkeit zu meinem unversöhnlichen Feind gemacht, ohne einen unmittelbaren persönlichen Anlaß dazu gehabt zu haben.

So dachte ich.

Es kam aber anders.

Sooft ich Kiel anlief, wagte ich mich nur noch in die unteren Räume des Clubs, um die Mahlzeiten einzunehmen. Im übrigen blieb ich während der ohnehin meist nur kurzen Liegezeit am liebsten an Bord meiner Jacht Dirk III.

Eines Tages hörte ich durch das Skylight der Messe die mir wohlbekannte knarrige Stimme seiner Exzellenz, die einen Bootsmann an Deck fragte, ob der Eigner an Bord und zu sprechen sei. Mit ehrfürchtigem Eifer kam der Bootsmann Franz den Niedergang herunter, um mir flüsternd die Anfrage zu wiederholen. Pflichtschuldig stieg ich an Deck, um den hohen Gast zu empfangen und in die Messe zu geleiten.

Seine Exzellenz wollten mich etwas näher kennenlernen.

Nach einer halben Stunde angeregter Unterhaltung folgte eine Einladung zum Abendessen im Club, wohlgemerkt: in den oberen Räumen. Von den Vorgängen bei der beschriebenen Sitzung wurde kein Wort erwähnt.

Auch das Abendessen verlief ruhig, mit der korrekten Steifheit, die der Tradition entsprach. Nach dem Essen stellte ich mit Überraschung fest, daß ich mich auch noch in anderer Hinsicht über Onkel Alo in einem starken Irr-

tum befunden hatte. Es erschienen mehrere junge Leute des Clubs, die ihn duzten und mit Onkel Alo titulierten. (Eigentlich heißt es Onkel Alu, aber diese Selbstbezeichnung aus der Kinderzeit verwandelte sich langsam in Alo.) Er begründete dies mir gegenüber in einem entschuldigenden Ton: Ich bin unverheiratet, und statt Kinder habe ich mir lauter Neffen angeschafft, um mit der Jugend jung zu bleiben.

Aus dem Bild einer alten starrköpfigen, überheblichen und launenhaften Exzellenz war ein liebenswürdiger Gesellschafter geworden, der für seine Wahl-Neffen ein richtiger verständnisvoller Idealonkel zu sein schien.

Erst viele Jahre später haben wir uns über den sonderbaren Anfang unserer Beziehungen unterhalten. Dabei schilderte er sehr lebhaft die mißliche Situation, in der er sich bei der Sitzung befand. Zuerst hatte er eine helle Wut auf mich, aber es ist seine Art, nachträglich kühl und sachlich über sich und andere nachzudenken. So kam er zu dem Entschluß, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun. Die Folge davon war eine aufrichtige Freundschaft, die bis zu seiner Todesstunde reichte. Wie mir erzählt wurde, waren seine letzten Worte: „Dora, bring meinen Segelsack an Bord der Dirk." –

Eigentlich waren wir in den meisten Fragen des Lebens grundsätzlich entgegengesetzter Ansicht. Das betraf allerdings nicht die Freude am Segeln, aber alles übrige, was in der Welt zu einem Meinungsaustausch führte.

Zwar hatte ich das nicht ganz unproblematische Glück, meine eigene Erziehung und daher auch die Kenntnisse alter Sitten und Verkehrsformen in einer altpreußischen Beamten- bzw. Offiziersfamilie gewonnen zu haben, und das war für Onkel Alo sehr wichtig, aber während ich mich – bei Erhaltung vieler Formen – von der alten Anschauungsweise gewaltsam unabhängig gemacht hatte, waren die

Prinzipien Onkel Alos unerschüttert geblieben. So unterschied er hart und lieblos zwischen der dienenden und der herrschenden Menschheit. Die erstere Sorte ließ er nur gelten, solange sie taten, was man ihnen befahl, andernfalls: Abschaffen. Das klingt nun etwas überheblich und blutrünstiger, als es gedacht war, aber der Dilettantismus in den Parlamenten der Jahrhundertwende mußte ihm wohl vom Standpunkt des kaiserlichen Offiziers aus eine grundsätzliche Abneigung gegen jeden Anschauungswandel eingeflößt haben.

Schließlich ist das ja auch verständlich, aber ich konnte aus meinem etwas neuzeitlicheren Herzen auch keine Mördergrube machen, und so stritten wir uns oft genug auf das heftigste, immer in den althergebrachten ausgleichenden Formen seines Stilwillens. War er müde, oder fühlte er sich bedrängt, so pflegte er regelmäßig mit eiserner Ruhe zu sagen: „Wenn du *das* sagst, dann gut." Damit war die Angelegenheit erledigt. Auch bei anderen Widersachern habe ich es erlebt, daß er mit dem Satz: „Wenn Sie *das* sagen, dann gut", jede weitere Diskussion abschnitt und dabei die Herrschaft über die Situation behielt.

Seine soziale Unduldsamkeit äußerte sich auch noch in anderen Folgerungen. Als ich ihn einmal bat, mir einen neuen zweiten Bootsmann zu verschaffen, geschah es, daß er sehr bald mit dem freudigen Ergebnis seiner Bemühungen an Bord kam: „Ich habe den Dümmsten gefunden!"

Darauf wechselseitige Verständnislosigkeit.

Endlich die Erklärung: „Ein Bootsmann muß dumm sein, sonst ist er unbequem. Leute, die denken, kann ich nicht leiden!" (Die letzten vier Worte wurden einzeln betont.) Solchen Gedankengängen konnte ich mich nun doch nicht vollinhaltlich anschließen, und seine Wahl stellte sich häufig als ungeeignet heraus. Knurrend gab er das zu, und mit einem weniger einseitig ausgesuchten Ersatz war er dann auch zufrieden.

Übrigens waren die Leute ihm stets sehr zugetan, obgleich er manchmal unmenschlich viel verlangte und im Dienst wenig Rücksicht nahm. Andererseits hat er wieder sehr für sie gesorgt, auch mit Trinkgeldern oder Unterstützungen war er nicht kleinlich. Er zeigte nur ein wenig den typischen Fehler der großen Herren und Fürsten alter Zeit, d. h. er bevorzugte unbewußt bei seinen Eignungsbeurteilungen solche Leute, die sich willig beugten oder ihm jedenfalls durch besondere Beflissenheit auffielen. Der vernichtendste Vermerk in den Konduiten der alten Wehrmacht waren nun einmal die Buchstaben: „u. U.", d. h. unbequemer Untergebener. Ich habe es aber auch erlebt, daß er einen unleidlich vorwitzigen Bootsjungen, den ich anfänglich schnell wieder an die Luft setzen wollte, unter seinen besonderen Schutz nahm und ihn mit erstaunlicher Geduld erzog. Als Grund hierfür gab er an: Der Junge ist recht intelligent, und es verlohnt sich, ihn zu fördern. Tatsächlich blieb der Junge zwei Jahre bei mir, entwickelte sich ausgezeichnet, und dann kam er auf Veranlassung von Onkel Alo zur Reichsmarine, wo der Erfolg in Form einer regelwidrig schnellen Beförderung auch nicht ausblieb.

Ich kenne überhaupt keinen Fall, in dem Onkel Alo wirklich negativ gewirkt hatte, sobald er ein persönliches Interesse nahm. Innerhalb der Welt seines Klassenbewußtseins merkte man niemals, ob er jemanden nicht leiden konnte. Man merkte nur seine positiven Neigungen.

Vor allem ließ ihn seine ungeheure Selbstdisziplin nie im Stich, und deshalb kam manchmal erst nach Jahren das Bekenntnis irgendeines Ärgers über irgendeine Sache oder einen Menschen in der gemilderten Form einer verständnisvollen Darstellung zum Vorschein. Wenn er knurrte, was übrigens auf seinen engeren Tätigkeitskreis im Club und früher im Dienst beschränkt blieb, dann war das immer nur ein sehr wenig ernst gemeintes Poltern. Er schimpfte auch

nie mit langen Sätzen, sondern erledigte das Notwendige mit seinen berühmt gewordenen trockenen Sarkasmen.

Zu seinem Kaiser stand er unbeschadet aller persönlicher Kritik in unwandelbarer Treue. Die alte Weltordnung war für ihn heilig. Wie bei allem, was nicht so lief, wie er sich das dachte, schwieg er. Auch der Kaiser wird kaum jemals erfahren haben, wie ernsthaft Onkel Alo seinen Eid nahm, ohne hierzu eine Binde über die Augen zu benötigen.

Obwohl er zu seinem kaiserlichen Herrn in sehr nahen Beziehungen stand, besonders in den Zeiten, als er die kaiserlichen Jachten führte, brachte er es niemals fertig, sich zu einem Höfling zu machen. Aus seinen Erzählungen und aus den Berichten seiner gleichaltrigen Freunde habe ich oft genug entnehmen können, daß er keineswegs ein bequemer Untertan war. In seine persönlichen Ansichten ließ er sich nicht autoritativ hineinreden, und vor allem duldete er bei Segelmanövern keinen Widerspruch. Die kaiserliche Meteor betrachtete er genau so als sein Privateigentum wie den Club.

Einmal war er nach Berlin befohlen worden, um dem Kaiser über den Bau und die Indienststellung einer Jacht der Sonderklasse Bericht zu erstatten. Prinz Heinrich hatte damals diesen kleinen Typ besonders empfohlen, um neben den Regatten der großen Jachten mit bezahlten Skippern und Mannschaften auch noch mit reinen Herren-Mannschaften den Segelsport entwickeln zu können. Aus dem Ziel des Kaisers, die deutsche Nation für den Wassersport und damit für die Seefahrt zu interessieren, ergab sich der Gedanke, den Offizieren des 1. Garderegiments zu Fuß diesbezügliche praktische Instruktionen zu erteilen. Das war der Zweck des neuen Fahrzeuges.

Der Kaiser, der gerade aus einer Besprechung mit seinem Kanzler, dem Fürsten Bülow, kam, befahl den Bootsnamen „Samoa". Onkel Alo, der nicht wußte, daß soeben der Kanz-

ler den Erwerb der neuen deutschen Südseebesitzungen gemeldet hatte, war nicht nur verständnislos, sondern verärgert, und das sagte er dann auch. Darüber wurde nun auch der Kaiser mißgestimmt, aber am Ende meinte er mit einer Anspielung auf Onkel Alos Namen Begas: „Die Jacht soll wohl Ihnen zuliebe „Begassine" heißen?" Es blieb bei „Samoa".

Etwas weniger scherzhaft, aber durchaus bezeichnend für Onkel Alo verlief eine Unterhaltung etwa zehn Jahre nach dem ersten Weltkrieg, in der er mit seiner unverwüstlichen Gradheit dem Kaiser erzählte, daß die neue Zeit bezüglich des Segelsports sehr segensreiche Fortschritte gemacht hätte: „Heute segelt man zwar mit kleineren Fahrzeugen, aber die Mannschaft besteht im überwiegenden Maße aus Amateuren, und das Kommando führt immer der Eigner selbst oder ein befreundetes Clubmitglied. Das allein ist richtiger Sport, wenn der Jachtsegler an Bord nicht mehr den Passagier spielt, sondern selbst am Ruder sitzt."

Der Kaiser meinte: „Erst müssen die großen Segeljachten wieder kommen, denn das war richtiger Sport!" Darauf antwortete Onkel Alo nur kurz: „Ja, für mich als Skipper, aber nicht für Eure Majestät." Mit solchen weisen Bemerkungen macht man sich nicht beliebt bei Hofe.

Aus der Geschichte kann man ersehen, daß Onkel Alo in die neue Zeit manchmal besser paßte als in die Vergangenheit, aber nicht weil er sich gewandelt hat, sondern weil er nur an Persönlichkeiten glaubte, auch in kleineren Dingen. Sein Klassenbewußtsein verhinderte nicht die Unbefangenheit seines Urteils. Ebenso kritisch wie er dem Adel, seinem eigenen Offiziersstand und ganz allgemein einem äußerlichen Rang gegenüber war, ebenso erkannte er wirtschaftliche, wissenschaftliche, sportliche und reformatorische Leistungen bereits zu einer Zeit an, als z. B. ein reich gewordener Kaufmann ausschließlich unter dem Namen Parvenu segelte und

gesellschaftlich kaum geduldet wurde. Es gab sogar manche echte Parvenus, die durch Onkel Alo sanft geglättet und dann eingeführt wurden, obwohl sie nach ihrem Herkommen nicht den traditionellen Bedingungen entsprachen. Darin konnte er sehr vorurteilslos sein, wobei wahrscheinlich auch die Überlegung eine Rolle spielte, ob der Club daraus Vorteile zog.

Von Haus aus war Onkel Alo nicht unvermögend, aber er verbrauchte nicht nur seine Zinsen, sondern lebte wie ein Grandseigneur vom Kapital, bis die Inflationszeit den Rest verschluckte. Seinen ängstlichen Freunden aus der Wirtschaft pflegte er zu sagen: „Ihr steckt das Geld in Euer Geschäft, und das tue ich auch!" Er war überzeugt, daß bei seinen vielen repräsentativen Aufgaben im Ausland eine gewisse Freizügigkeit für den Dienst am Reich und für seine Beförderung sicherlich nützlich sein würde. Demnach waren auch seine Vorstellungen vom preußischen Kommiß sehr eigenwillig.

Als er zum Kommandanten der Korvette Kondor ernannt wurde, die in der Südsee stationiert war, reiste er wie ein kleiner Märchenfürst zur Station ab. Nach der Übernahme des Kommandos versammelte er seine Offiziere um sich und erklärte: „Ich betrachte dieses Schiff als meine Privatjacht und Sie, meine Herren, als meine Gäste. Bitte richten Sie sich danach!" Das war seine ganze Ansprache.

Der erste Offizier muß eine kummervolle Zeit durchgemacht haben, denn auch das Exerzieren wurde lediglich als Beschäftigung der Leute zur Verhütung der Langeweile und einer Lockerung der Disziplin befohlen. Am ersten Morgen nach seinem Dienstantritt stolperte der neue Kommandant über irgendwelche Grätings, die zum Geschützexerzieren vorgesehen waren. „Was soll der Unsinn? Ich will die Dinger nicht mehr sehen!" Damit war die Sache erledigt, trotz aller Proteste des ersten Offiziers.

Dafür belud Onkel Alo die Korvette mit seinen Polo-Ponies und brachte die vornehme Gesellschaft von Sidney und ähnlichen Anlaufhäfen so in Begeisterung, daß ihm die größte Ehre, nämlich ein Besuch der Vizekönigin von Australien – der Vizekönig selbst durfte unter keinen Umständen fremdes Hoheitsgebiet betreten – zuteil wurde. Eines solchen Erfolges konnte sich kein anderes ausländisches Marine-Fahrzeug rühmen.

Er war immer ein hervorragender Diplomat und bewies dies bei allen Gelegenheiten. Irgendwann einmal lief er in Sidney ein, wobei ein Wechsel an Salutschüssen stattfand, wie dies ja wohl heute noch bei offiziellen Anlässen üblich ist. Wenn ich mich recht entsinne, dann hatte er 21 Schüsse zu beanspruchen. Das Unglück wollte es, daß sich dabei ein junger Offizier der australischen Küstenartillerie verzählte und nur 20 Schüsse abgab. So etwas ist eine hochpeinliche Sache. Die Etikette verlangt eine Entschuldigungsdeputation und eine nachträgliche Wiederholung der ganzen 21 Schüsse. Als die verlegene offizielle Abordnung eintraf und ihre Entschuldigung vorbrachte, erklärte Onkel Alo kurz und knapp: „Ich habe 21 Schüsse gezählt." Damit waren alle diplomatischen Verwicklungen, Meldungen usw. erledigt. Es war eine gute Art, sich Freunde und Achtung zu erwerben.

Naturgemäß färbte sein Herrenleben auf die jungen Offiziere und Kadetten ab. Die Folge davon waren verhältnismäßig große Messeschulden, auf die alle dienstlichen Kontrollorgane aus erzieherischen Gründen von jeher ein sehr scharfes Auge hatten. Eine unerwartete Nachprüfung durch außenstehende Verwaltungsbeamte drohte das fröhliche Dasein mit einer Katastrophe zu beenden und die schuldbeladenen Herren hatten alle Ursache, mit klopfendem Herzen zur erwarteten Kritik anzutreten. Um so größer war ihr Erstaunen, als mit besonderer Betonung ein großes Lob über

den tadellosen Zustand der Messeabrechnung ausgesprochen wurde.

Onkel Alo hatte alles bezahlt.

Ich fragte ihn manchmal bei diesen und ähnlichen Erinnerungen, ob sich denn eine solche Haltung mit einer richtigen Dienstauffassung vertragen könnte. Er sagte dann: Ich konnte mit meinem kriegsmäßig vollkommen untauglichen Schiff nicht durch Kommiß imponieren, und deshalb glaube ich, meine Aufgabe besser damit erfüllt zu haben, daß ich des Ansehen der deutschen Flagge auf meine Art vermehrte.

Er hatte eben seine eigenen Ansichten, die wahrscheinlich mit dem Marineministerium wenig übereinstimmten. Da er aber trotz seiner unbequemen Art das Vertrauen oder die persönliche Zuneigung seines Kaisers besaß, sah man sich sicherlich veranlaßt, über solche kleinen Meinungsverschiedenheiten hinwegzusehen.

Einer der Herren, die mit ihm in der Südsee waren, erzählte mir noch ein anderes Beispiel seiner Eigenwilligkeit. In jenen unzuverlässig vermessenen Seegebieten wurden regelmäßig von Zeit zu Zeit neue Riffe gemeldet, die später unbestätigt blieben. Auf den Seekarten waren sie mit der Bezeichnung: „Position doubtful" vermerkt. Wenn nun der Navigationsoffizier bei seinen Kursen lieber Umwege machte, als sich in die Nähe solcher Kartenangaben zu wagen, pflegte Onkel Alo stets einzugreifen und den Kurs direkt auf das mutmaßliche Riff abzusetzen. Dann ging er beruhigt schlafen. Er ist nie auf ein Riff aufgelaufen. Er hatte eben seine eigene Meinung.

Während des ersten Krieges war Onkel Alo der Fürst von Kurland, d. h. er war Kommandant des großen vormals russischen Kriegshafens Libau. Diese Zeit scheint nicht ganz so erfolgreich ausgegangen zu sein, denn er war mehr ein Ritter ohne Furcht und Tadel als ein Verwaltungsbeamter.

Seine Erzählungen über die dortige Tätigkeit betrafen Empfänge deutscher Souveräne, Besuche bei den adelsstolzen Familien des Landes, Jagden, Schlittenfahrten und ähnliche Freundlichkeiten einer feudalen Welt. Als Vorsitzender des Kaiserlichen Yacht-Clubs kehrte er wieder in sein altes Fahrwasser zurück. Den inflatorischen Rest seines Vermögens legte er in dem Kauf eines Motorrades an, zum größten Entsetzen seiner Freunde, die ein solches Beginnen weder seinem Alter noch seinem Rang als Admiral angemessen erachteten.

Im übrigen „regierte" er und versuchte dabei, die veränderten Verhältnisse mit Verachtung zu strafen. Häufig genug hat er mit der Härte seines Stils und der Offenheit seines Wesens eine ungewöhnliche Zivilcourage bewiesen. Mit seinen kurzen Sentenzen fand er Formulierungen, die dann lange kursierten. Die Folgerichtigkeit seines Traditionsbewußtseins ließen ihn nach außen starr und hochmütig erscheinen. Gerade dies war nicht der Fall. Die Form diente ihm nur als Schutz.

In der Seglerwelt waren seine kneipfröhlichen Abende berühmt geworden, und wenn manchmal über Onkel Alo von Außenstehenden kritische Bemerkungen hörbar wurden, dann bezog sich dies zumeist auf die langen, schweren Sitzungen. Übrigens sehr mit Unrecht, denn seine Selbstdisziplin hielt auch die gründlichste Nagelprobe aus.

Er war Junggeselle, hatte für niemanden Verantwortung zu tragen, und daher lebte er sein Leben genau so, wie er es für angemessen hielt. Wichtig war für ihn nur das alte Gesetz, unter keinen Umständen die Contenance zu verlieren, stets Herr der Situation zu sein und immer eine wahrhaft vornehme Haltung bei allen Unklarheiten zu bewahren.

Ich habe es erlebt, daß an Tagen sehr schlechten Wetters nach einem ausgiebigen Frühschoppen der nachmittägliche

Whisky durch einen abendlichen schweren Pfälzer abgelöst wurde, bis er allmählich die kürzeren Getränke vorzog. – An Bord der Dirk litt er es nie, daß er bedient wurde. Sein besonderes Vergnügen war das Herumkramen im Flaschenspind mit neuen Entdeckungen und entsprechenden Mischungsideen. –

So konnte es geschehen, daß er um Mitternacht den besten Teil einer guten Flasche französischen Cognaks verputzt hatte, ohne dadurch bei der allabendlichen Zankpatience mit mir unaufmerksam geworden zu sein.

Wenn er schließlich um 2 Uhr in seiner Koje versank, hätte jeder Unbefangene eine lange Ruhezeit vorhersagen können. Er wäre sicherlich überrascht gewesen, Onkel Alo genau 5 Minuten vor 4 Uhr morgens an Deck zu sehen, gestiefelt und gespornt, peinlich gepflegt und erfrischt, um seine Frühwache anzutreten und sogar daran anschließend aus reiner Begeisterung noch weitere vier Stunden am Ruder abzureißen.

Außerdem war er ein starker Raucher. Wie wenig er jedoch auch von diesem Stimulans abhängig war – Abhängigkeit haßte er in jeder Form –, hat er öfters bewiesen. Wenn ihm sein Arzt wieder einmal die Hölle heiß gemacht hatte, dann trank er monatelang keinen Tropfen und rührte keine Zigarre an.

Gelegentlich haben wir ihn mit einer diplomatischen Wette zu einem solchen Beweis heroischer Enthaltsamkeit geführt, aber auch nach Entdeckung unserer Hintergedanken blieb er eisern bei seinem Vorsatz, bis er sich wieder völlig auf der Höhe fühlte.

Seine Selbstbeherrschung überstieg alle Vergleichsmaße. Einmal hörte ich von meiner Kammer aus in der Messe einen häßlichen dumpfen Ton, der Unheil ahnen ließ, zumal wir in einem hohen Seegang rollten. Meine Frau kam nach achtern und erklärte entsetzt, daß Onkel Alo in der Messe

ausgerutscht und umgekippt sei, und daß er mit dem Gesicht auf die Kante vom Eisschrank aufschlug.

Ich kam gerade noch zurecht, um zu sehen, wie er steif und aufrecht, lautlos und ohne Hast mit abgewandtem Gesicht in seine Kammer ging. Mein Angebot einer Hilfsstellung beantwortete er schweigend mit einer abwehrenden Handbewegung und verschwand.

Nach einer für uns sorgenvollen Viertelstunde, in der ich mehrfach an seiner Kammertür gelauscht hatte, erschien er an Deck. Die dick geschwollenen Lippen waren bepflastert, aber sonst sagte er nichts. Schmerz zu zeigen oder davon zu reden, lag ihm nicht.

Ein anderes Mal war mir aufgefallen, daß er still und schweigsam geworden war, als ob ihn etwas bedrückte. Obwohl er ja nicht mehr so jung war – mit beinahe siebzig Jahren hat man das Recht auf Rücksichtnahme –, ließ er sich seine Wache nicht abnehmen, auch nicht die unbequeme Mittelwache. Als wir vierzehn Tage später in Bergen (Norwegen) einliefen, bat er mich um die Ermittlung eines Arztes, der dann auch feststellte, daß der Oberarm im Schultergelenk angebrochen war.

Er muß Höllenschmerzen ertragen haben, ohne seinen Törn am Ruder aufzugeben. Auch in Bergen war das Zugeständnis seiner Schwäche so vorsichtig, daß ich mich erst meiner Beobachtungen entsinnen mußte, um die Sache mit größter Ernsthaftigkeit zu betreiben. Wir waren etwas knapp an Mannschaft, und deshalb hielt er durch.

Die Schweigsamkeit Onkel Alos deckte nicht nur seine körperlichen, sondern auch seine seelischen Schmerzen zu. Nach vieljähriger Freundschaft bat er mich einmal ganz unerwartet um eine finanzielle Stützung anläßlich einer unerwarteten Zahlungsverpflichtung. Dabei erfuhr ich nun, daß er von den gleichen deflatorischen Schwierigkeiten betroffen worden war, die, wie eingangs erwähnt, den Club in Schulden

gebracht hatten. Wortlos und ohne eine der üblichen allgemeinen Klagen hatte er Monat für Monat, Jahr für Jahr den Hauptteil seiner Pension geopfert, um eine Last abzutragen, für die er sich verantwortlich fühlte.

Wenn er sich auch niemals fachwissenschaftlich mit Philosophie beschäftigte, so zeigte er doch häufig eine Lebensweisheit, die bemerkenswert war. Allmorgendlich fragte ich ihn interessiert, wie er geruht hätte. Sagte er: „Ohne besonderen Genuß", dann wußte ich, daß die Sache in Ordnung war. Nach einer schlaflos verbrachten Nacht pflegte er seiner Freude darüber Ausdruck zu verleihen, die Ruhe in der Koje intensiv und mit vollem Bewußtsein genossen zu haben. Um der häufig beobachteten Quälerei bei Schlaflosigkeit zu entgehen, dachte er sich eine Umkehrung aus, an der er so konsequent festhielt, daß er gelegentlich darüber jammerte, nichts von seiner Nachtruhe gehabt zu haben, weil sein Schlaf ohne Unterbrechung geblieben war.

Erstaunlich war seine geistige Regsamkeit. Sein längst eingerostetes navigatorisches Wissen suchte er mit großem Eifer aufzufrischen, nachdem er sich erst einmal in der Welt des Fahrtenseglers heimisch fühlte. Stundenlang beschäftigte er sich im Kartenhaus damit, meine astronomischen Bestecke nachzurechnen, und ihm zuliebe nahm ich mathematisch-physikalische Lehrbücher auf unseren Segelreisen mit. Auch seinerseits überraschte er mich regelmäßig durch interessante wissenschaftliche Werke, die er zu unserer wechselnden Bordbibliothek beisteuerte.

Die Segelei hat Onkel Alo mit einer seltsamen Leidenschaft betrieben. Schon als kleiner Junge schwabbelte er in einer Waschbalge mit dem großen Malerschirm des Vaters im Wannsee herum. Der alte Begas war zu seiner Zeit ein berühmter Maler, der Bruder des Bildhauers. Ein richtiger Künstler pflegt kein Pedant zu sein, und deshalb waren die einschränkenden Verbote für Alos Abenteuer nur milde.

Seine größte Entdeckung war die Erkenntnis, daß die Balge nicht nur vor dem Winde trieb, um dann mühselig am Ufer wieder zurückgetreidelt zu werden, sondern daß man mit einiger Geschicklichkeit auch bei halbem Winde segeln und somit zum Ausgangspunkt zurückkehren konnte.

Nicht immer gingen die seglerischen Versuche ohne Unfall aus. Eines Tages fand man Balge und Schirm irgendwo angetrieben, aber Alo war verschwunden. Er war so pitschnaß, daß er sich nicht nach Hause getraute und mit seiner verspäteten Heimkehr wilde Gerüchte veranlaßte. Am folgenden Tag erschien bereits Kronprinz Friedrich bei dem Vater zum Kondolenzbesuch. Vielleicht war dieses Ereignis die Ursache, daß Onkel Alo vom Schicksal für die Laufbahn eines Seeoffiziers bestimmt wurde.

Als er sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, hörte er geduldig, aber schmunzelnd den feierlichen Ansprachen zu. Seine Erwiderung war sensationell:

„Ich habe mit besonderem Vergnügen die Aufzählung aller meiner Vorzüge und vor allem die Einzelheiten meiner ruhmreichen Laufbahn zur Kenntnis genommen. Ich kann nunmehr nach eigener Erfahrung bewerten, wie ich die Lobpreisungen einzuschätzen habe, mit denen andere Leute gefeiert werden. Jedenfalls ist ungefähr alles falsch, und deshalb will ich Ihnen ein wenig von der Wirklichkeit erzählen.

Ich bin kein Musterschüler gewesen und habe auch kein Gymnasium erfolgreich absolviert, sondern ich bin bereits in der Quarta aus der Schule mit lautem Krach herausgeflogen, und den geforderten kleinen Rest an Schulweisheit habe ich von einer Presse bezogen. . . ."

In dieser Tonart ging es weiter.

Er betrachtete sich selbst als einen schlechten Redner, und seine rhetorische Begabung entsprach auch nicht den landläufigen Begriffen. Aber darin lag zugleich der besondere

Reiz seiner Ansprachen. Nicht nur in diesem Falle, sondern überall, wo Onkel Alo auftrat, glänzte er durch die Originalität seiner Eselsbrücken, durch Ursprünglichkeit, ungeschminkte Aufrichtigkeit und eine klassische Kürze.

Seinen Andeutungen habe ich entnehmen können, daß er, der Sitte seiner Zeit entsprechend, mit etwa fünfzehn Jahren um 1880 herum in die Kaiserliche Marine eintrat. Der Segelsport kann erst einige Jahre später zu festeren sportlichen Formungen gekommen sein. Auf der ersten vom Norddeutschen Regattaverein veranstalteten Regatta in Kiel – ich glaube, es war 1884 – gewann der Unterleutnant Alfred Begas den ersten Preis mit seiner Jacht Paula. Paula sei ein sehr hübsches Mädchen gewesen, sagte er mir bei dem fünfzigjährigen Jubiläum der Kieler Regatten. Aber die Segelei war auch schön, und das wurde für ihn auf die Dauer wichtiger.

Einiges dienstliches Befremden muß es erregt haben, als der Unterleutnant Alfred Begas die halbe oder etwas unklare Zusage eines Kommandanten für voll nahm und seinen Segelkahn sogar auf allen Kriegsfahrzeugen unterbrachte, auf die er kommandiert war. In jeder freien Minute wurde gesegelt. Er galt als schrullig und einer seltsamen Leidenschaft verfallen.

Als dann nach 1888 der junge Kaiser sich des Segelsports annahm und einige Zeit später unter seinen Offizieren einen geeigneten Führer für seine erste Jacht Meteor suchte, entsannen sich die hohen Herren der Marine in ihrer Verlegenheit des sonderbaren jungen Offiziers, der offensichtlich den kaiserlichen „Launen“ entsprach. Onkel Alo wurde abkommandiert, um an Bord der ersten Meteor das deutsche Element zu vertreten. Sowohl die Segelmannschaft als auch Koch, Steward und vor allem der Schiffer waren Engländer.

Onkel Alo aber repräsentierte nicht nur. Er sah dem Schiffer das Handwerk ab, und noch zur Zeit unserer gemein-

samen Segelei zitierte er die damaligen guten Lehren regelmäßig im englischen Originaltext. Im Segelsport waren ja die Engländer unbestreitbar Deutschlands Erzieher. Onkel Alo brachte es jedoch fertig, erst den Koch, dann den Steward – beide waren nach seiner Meinung in den Abrechnungen etwas allzu großzügig – und allmählich auch die Mannschaft durch deutsche Leute zu ersetzen. Den Schiffer spielte er von da an selbst.

Interessant war für mich die Antwort des alten Oberhofmarschalls Graf Eulenburg auf die Beschwerde von Onkel Alo über die großzügigen Abrechnungen der Engländer. Er antwortete mit der Frage, wie hoch die Überteuerung in Prozenten zu schätzen sei. Onkel Alo nannte 20%, und der Graf konstatierte: das ist billig und gibt zu Beanstandungen keinen Anlaß. Im kaiserlichen Haushalt rechne ich normalerweise mit einer Verdoppelung der Kosten.

Als Onkel Alos Vorgesetzte plötzlich begriffen, welchen Weitblick der Kaiser mit seinen segelsportlichen Zielen zeigte, und welche Bedeutung die Rolle des Kommandanten der kaiserlichen Jacht besonders im Ausland besaß, tauchte folgerichtig die Frage auf, ob der Posten nicht von einem ranghöheren Herrn besetzt werden müsse. Nachdem jedoch ein vollausgewachsener Admiral in mehreren Regatten unterlag und die Notwendigkeit einer seglerischen Begabung über die bisher für Seeoffiziere gültigen Maßstäbe hinaus offensichtlich wurde, holte man sich Onkel Alo wieder, und der Name Meteor erschien pünktlich erneut auf der Siegerliste. Der englische Schiffer hatte Onkel Alo belehrt, daß drei Dinge auf Jachten gleichartig nützlich seien: eine Dame, ein Kinderwagen und ein Seeoffizier.

In englischen Gewässern erwarb sich Onkel Alo auch das kleine gelbe Bändchen, das er, wie Fürst Bismarck, für gewöhnlich als einzigen Ordensausweis trug: die Rettungsmedaille.

Eines Tages kam er langsam vor der Stagfock von einer Regatta im Solent zurück. Von einer Dampfpinasse aus, die längsseit kam, wollte ein englischer Postbeamter eine Depesche herüberreichen. Mit dem für Landratten kennzeichnenden Unverstand glaubte er, sich an der Bordkante der Jacht festhalten zu können. Der erste leise Windhauch, der den Abstand von Jacht und Pinasse vergrößerte, ließ ihn sein Gleichgewicht verlieren und ins Wasser fallen, wo er trotz verzweifelten Strampelns sofort untertauchte. Die Pinasse schor aus, die Jacht rauschte davon, und Onkel Alo sah Unheil. So, wie er war, jumpte er hinterher und bekam den armen Postmann auch richtig zu fassen, obwohl dieser Nichtschwimmer war und die Rettungsaktion erschwerte.

Während die Pinasse den Pechvogel heraufholte, schwamm Onkel Alo vergnüglich umher – Baden war seine zweite Leidenschaft – und wartete dann an der Leine einer zugeworfenen Rettungsboje die weitere Entwicklung der Dinge ab. Das war aber falsch.

Die Statuten der englischen Rettungsmedaille schreiben vor, daß man sich nicht an einer Boje festhalten darf, wenn man mit der Rettung eines Menschen beschäftigt ist. Das ist regelwidrig oder unsportlich. Onkel Alo bekam deshalb nur ein englisches Diplom, aber dafür in Deutschland die Medaille.

Eine andere witzige Sache beleuchtet Onkel Alos Autorität. Seiner Leidenschaft für das Baden frönte er bei jeder Gelegenheit mit allen möglichen Variationen. So hatte er die Angewohnheit, sich von seinem Ankerplatz in Cowes mit einem Beiboot genau der Strömung entgegen bringen zu lassen. In einem entsprechenden Abstand sprang er über Bord, um schwimmend und treibend das Wasserstag der Meteor zu erreichen. Wohnten Gäste an Bord, dann wurden sie zur gleichen Übung kommandiert. Ausreden oder Einwendungen gab es nicht.

Und so kam es, daß ein junger Diplomat ebenfalls ins Wasser sprang. Dabei sackte er wie ein Stein weg. Onkel Alo vermißte ihn sehr bald und fand ihn auch glücklicherweise, bevor er abgurgelte. Es gelang ihm, das Beiboot heranzuwinken und den kaiserlichen Attaché zu bergen. Es stellte sich heraus, daß der Badegast gar nicht schwimmen konnte, jedoch nicht gewagt hatte, Einwendungen zu machen.

Die Autoritätsidee beschränkte sich keineswegs auf seine eigene Person. Es war die Eindeutigkeit der Befehlsgewalt, die er für unbedingt nötig hielt und wogegen er keine Kritik aufkommen ließ. Sobald er zu mir an Bord kam, betrachtete er sich in der Rangliste als zweiten Mann, und diesen Gedankengang behielt er in allen Lebenslagen an Bord bei, ohne auch nur den Schatten einer Überlegenheit fühlbar zu machen. Oft vergingen Wochen, bis er die Zeit für geeignet hielt, um mit mir über den Sinn oder Unsinn eines von mir angeordneten Manövers zu sprechen.

Ich habe niemals einen Mitsegler gehabt, der sich mit einer derartig ausweichlosen Genauigkeit an die althergebrachten Sitten hielt. Sobald er an Bord kam oder von Bord ging, meldete er sich stets an oder ab, obwohl eine solche – übrigens sehr nützliche – Gewohnheit auf Jachten fast vergessen worden war. Wenn ich ihm irgendein Segel- oder Ruderkommando zurief, so antwortete er wie der jüngste Maat laut und ernst mit der Wiederholung.

Er widersprach niemals, auch wenn er eine Maßnahme für falsch hielt. Bei jedem, einfach bei jedem Anlaß blieb er dieser Rolle treu. Das einzige Ausdrucksmittel einer Kritik, das er für berechtigt gehalten hätte, wäre ein Verzicht auf weitere gemeinsame Fahrten gewesen.

Da er uns jüngeren Seglern an Erfahrung weit überlegen war, fanden wir es als besonders bewundernswert, daß er jede Art von Bevormundung unterließ. Ich weiß nicht einmal, ob er sich selbst seines bedeutenden Schatzes an Erfahrungen

bewußt war, denn seine Bescheidenheit wirkte so natürlich, daß man in Zweifel geriet, ob es sich tatsächlich um ein Prinzip handelte. Selbst wenn er einen guten Rat gab, dann tat er dies sehr vorsichtig und mit allen Möglichkeiten eines Rückzuges, um ja nicht ein Selbstbewußtsein zu verletzen.

Einmal wollte ich meine Jacht Dirk III bei viel Wind von Kiel nach Eckernförde herumbringen. Es war sehr viel Wind, NNW. An Bord hatte ich einen berühmten Segler, den vormals regierenden Herzog Ernst II. von Sachsen-Altenburg, der bereits 1912 mit seiner Jacht Senta bis nach Spitzbergen gesegelt war. Onkel Alo, der nicht mitsegeln wollte, nahm mich heimlich auf die Seite und riet mir eindringlich ab. Als ich jedoch darauf beharrte und behaupten zu können glaubte, diesen kurzen Seetörn bei jedem Wind zu garantieren, brachte er uns alle gastfreundlich an die Brücke des Jacht-Clubs, ohne noch ein Wort über die Gefahr zu verlieren. Wir segelten los. Hinter Friedrichsort wurde die Sache lebhaft. Unter Sturmklüver, Sturmstagfock, Trysegel und Sturmbesan kreuzten wir in der Höhe von Bülk gegen die kurze steile See, immer mit einem langen und einem kurzen Kreuzschlag.

Die ganze Förde war menschenleer, aber ich ahnte noch nichts von der Stärke des Windes, und erst hinter Bülk kamen wir außer Landschutz. Nun aber wurde es naß.

Der Herzog saß mit seinem lahmen Bein mittschiffs einigermaßen geschützt und freute sich, endlich wieder einmal Schiffsplanken unter sich zu fühlen. Nachdem wir weit genug auf Steuerbordbug gesegelt waren, um die Heultonne vor Bülk anliegen zu können, wollte ich über Stag gehen, als plötzlich von irgendwoher ein Schuß ertönte. Einen Augenblick später schwebte an mir ein taschentuchgroßes Stück Tuch vorüber.

Ich sah nach vorn, ohne etwas festzustellen. Die Segel standen wie Bretter, aber schon kam der zweite Schuß. Ohne

daß die Segel sichtbarlich flatterten, genügten hoch am Wind die kleinen Vibrationen an der Achterliek, um mit peitschenden Schüssen langsam aber sicher meine schönen Segel aufzulösen. Ein Stück Tuch nach dem anderen schwebte an mir vorüber, und in weniger als einer Minute waren die Vorsegel und der Besan zerfetzt.

Reumütig drehte ich um. Unter Trysegel brausten wir nach Kiel zurück. Es war ganz unterhaltsam, jedoch wenig erfolgreich gewesen, und ich freute mich nur mangelhaft auf das Wiedersehen mit der Tafelrunde, die wir unter dem Vorsitz von Onkel Alo verlassen hatten.

Bei dem Anlegen an der Brücke – die Fahrt hatte etwa drei Stunden gedauert – fand ich Onkel Alo bereits wieder still und freundlich an der gleichen Stelle stehen. Im Club waren heiße Getränke bereit, und vom Clubsteward erfuhr ich nebenbei, daß seine Exzellenz von einer kurzen Spazierfahrt gesprochen und für die Rückkehr das Abendbrot befohlen habe. Anderen gegenüber hat er nichts gesagt, was etwa den Sinn und das Gewicht seiner Warnung hätte unterstreichen sollen.

Merkwürdigerweise kannte Onkel Alo vor unserer gemeinsamen Segelei noch nicht das Vergnügen der Fahrtensegelei. Er war bis dahin reiner Regattasegler gewesen, und selbst die großen kaiserlichen Jachten wurden z. B. von der Segelwoche im Oslo-Fjord zur Segelwoche in Cowes immer geschleppt. Die Fahrzeuge waren sehr übertakelt und als reine Rennmaschinen trotz ihrer Größe zu selbständigen Seereisen ungeeignet.

Nun ist das Segeln auf langen Reisen etwas ganz anderes als die kurze Regattasegelei, wo alles auf Biegen und Brechen geht. Der Fahrtensegler betrachtet die Vorsicht als Mutter der Weisheit und seines Daseins. Onkel Alo war an ein schneidiges Manövrieren gewöhnt, und die friedliche Art, unter kleinen Segeln an die Tonne zu gehen, war für ihn neu und seltsam.

Mit der Meteor war er unter Vollzeug aufgeschossen. Es gibt dabei den Trick, die Großschot vorm Winde ganz dicht zu holen und dann kurz nach Passieren der Tonne aufzudrehen. Sobald der Wind querein kommt, legt sich die Jacht mit ihrer bei dichten Schoten vorm Wind verminderten Fahrt weit über. Das genügt, um durch die gewaltsame enge Drehung und das harte Krängen alle Fahrt aus dem Schiff zu bekommen, so daß sie nur noch wenige Meter in den Wind schießt.

Wer es nicht gesehen hat, wird sich kaum eine rechte Vorstellung von der Materialbeanspruchung machen können. Es waren bei der Meteor immerhin anderthalbtausend Quadratmeter Segelfläche, die der Wind plötzlich in voller Flächenbreite faßte, und es waren etwa 100 000 kg Blei im Kiel, die quer zur Fahrtrichtung geschwungen wurden. Das Bild ist allerdings auch unvergeßlich.

Jetzt aber erlebte Onkel Alo an Bord meiner Jacht, wie ein Segel nach dem anderen herunterkam, bevor ich an die Brücke ging. Eine Rennjacht dreht auf dem Teller, eine Fahrtenjacht braucht einen sehr großen Drehkreis, denn sie hat um ihrer größeren Stetigkeit im Seegang willen auch einen größeren Lateralplan. Ich entsinne mich noch aus der Zeit unserer ersten gemeinsamen Fahrten, daß ich in der schmalen Baggerrinne des Hafens von Stralsund bei schönem, aber böigem Wetter unter Stagfock und Besan sehr vorsichtig hineinmanövrierte. Der Steuerbord-Anker war klar zum Fallen, die Leinen waren vorn und achtern bemannt. Onkel Alo stand neben mir und hörte sich etwas verwundert die Kommandos zu solchen Vorsichtsmaßregeln an. Ich achtete gar nicht auf ihn, da ich dauernd mit Angaben für Holen und Fieren der Schoten von Fock und Besan beschäftigt war, um das Ruder in der schmalen Rinne durch die Segelführung zu stützen.

Kurz vor der Brücke traf uns eine kleine Bö querein, und

gleichzeitig lief mir ein leichtsinniges Motorboot vor den Steven. Hätten wir nicht so langsame Fahrt gemacht und die Schoten besetzt gehalten, so wäre eine Kollision unvermeidlich gewesen. Tatsächlich verlief alles ganz ordnungsgemäß. Gemütlich drehten wir längsseits der Brücke auf, und kamen auch sofort fest. Eine alltägliche Geschichte, die ich bestimmt vergessen haben würde, wenn Onkel Alo mir nicht am gleichen Abend mit den Worten zugeprostet hätte: „Ich muß mich noch für eine Gedankensünde entschuldigen. Im stillen hielt ich die vorsichtige Manövriererei für sehr überflüssig, aber als wir festlagen und ich die Situation richtig übersehen konnte, verstand ich, warum. Also Prost!"

Allmählich erwachten seine alten Segelschifftage aus der Erinnerung, die von Regattaerlebnissen überwuchert worden waren. Er ließ dann oft während dunkler Nächte auf See die Segelfläche verkleinern, wie es in alten Zeiten üblich war, obwohl man auf modernen Jachten bei gutem Wetter darin nicht so ängstlich zu sein braucht.

Nachdem er den besonderen Reiz der Fahrtensegelei verspürt hatte, verloren die Regatten für ihn beträchtlich an Interesse. Er konnte es kaum abwarten, bis die Dirk alljährlich in Dienst gestellt wurde, und es geschah fast regelmäßig, daß er sich bereits während der Ausrüstung im Kieler Hafen an Bord häuslich einrichtete.

Zu seinen Leidenschaften gehörte noch die Bastelei. Dauernd war er mit irgendwelchen Instrumenten zur Holzbearbeitung im Gange, und das ganze Schiff glänzte jedes Jahr mit einer Fülle praktischer Neuerungen, die er sich im Winter ausgedacht hatte.

Wer Onkel Alo in seiner Wohnung besuchte, wird kaum etwas Ungewöhnliches bemerkt haben. An den Wänden hingen viele Bilder von der Hand seines berühmten Vaters, aber sonst hielt sich die Wohnung im Rahmen des üblichen. Seine große Abneigung gegen das Telephonieren versuchte er

durch eine besondere Bequemlichkeit zu überwinden. Wer bei ihm telephonieren wollte, mußte sich erst auf einem Sofa lang ausstrecken, und dann erreichte er einen schwenkbaren Arm mit dem Apparat.

Vielleicht überraschte es den Besucher, im Badezimmer stets eine mit kaltem Wasser gefüllte Badewanne zu sehen, die dauernd für seine Badeleidenschaft bereitstehen mußte. Wirklich verblüffend war jedoch sein Schlafzimmer, wohin er nur sehr wenige Freunde geführt haben mag. Das war kein Schlafzimmer, sondern eine regelrechte Tischlerwerkstatt mit Hobelbank, Holzvorräten, zahllosen Werkzeugen und allen Spuren einer lebhaften Tätigkeit. Mitten darin stand das Bett, sichtbarlich nur für kurze Arbeitspausen bestimmt.

Meistens baute er Modelle von Segeljachten. Als ich zusammen mit meinem Freunde Erich Laeisz die Einführung der Starboote in Deutschland propagierte und wir bei diesen Bemühungen in nicht geringe Schwierigkeiten bis zu häßlichen Verunglimpfungen in der Presse kamen, erschien Onkel Alo unerwartet in einer Sitzung und legte ein genaues Modell des Starbootes im Maßstab 1:10 auf den Tisch. Das wiederholte er auf einer Sitzung in Berlin, und beide Male wurde durch seine Bastelei die Einführung des für die bevorstehende Olympiade besonders wichtigen Fahrzeuges wesentlich erleichtert.

Die gleiche Hilfe brachte er dem Gedanken der Walboote, mit denen ich einen billigen Ersatz der veralteten Küstenjollen zur Verfügung stellen wollte. Diese sehr seetüchtigen Fahrzeuge liebte er ganz besonders. Bis zuletzt ist er darauf bei jedem Wind und Wetter herumgeschippert.

Ich entsinne mich noch eines Regattatages in Travemünde, wo die Wettfahrt wegen zuviel Wind abgesagt worden war. Onkel Alo ärgerte sich darüber, und aus Widerspruch stieg er in sein kleines Walboot, mit nur einem Mann als Hilfe, und

exerzierte den erstaunten Seglern am Kopf der Mole etwas vor. Dann drehte er ab und kreuzte den langen Törn gegen einen stürmischen Nordwest nach Kiel zurück, eine Leistung für den damals siebzigjährigen Herrn, über die viel gesprochen wurde, die aber auch dem Ansehen der Walboote zugute kam.

Die beiden Modelle schenkte er mir dann als Anerkennung und Trost für meine anfänglichen Enttäuschungen, und ich bewahre sie neben den Modellen meiner Fahrtenjachten getreulich auf.

Den letzten Winter seines Lebens war er merkwürdig still. Wenn er früher im Winter etwa zwei- bis dreimal nach Hamburg zu Besuch kam, so erschien er jetzt gegen alle Gewohnheit beinahe jede Woche auf zwei bis drei Tage. Seinen alten Club hatte er verloren. Die neue Zeit im Club entsprach nicht genügend seinem Stilempfinden, wenn er sich auch seiner herkömmlichen Verbundenheit zuliebe nicht dauernd von dem altvertrauten Haus trennen konnte.

Sein Tod kam allen Freunden sehr überraschend. Eine an sich unbedeutende Furunkulose führte zu einer bösartigen Infektion, und ohne Bewußtsein seines Endes liefen die letzten Stunden aus, vor denen er sich immer „ein bißchen gegrault" hatte.

Die Dirk wartete im Hafen vergeblich auf ihren ersten Offizier. Seine Kammer mit den vielen kleinen selbstgebastelten Einrichtungen blieb verwaist. Immer, wenn das Schott im Seegang knarrte, blickte man unwillkürlich in die dunkle Ecke an Steuerbord, wo seine Exzellenz zu erscheinen pflegte.

Schließlich habe ich die Kammer ausräumen und dem Logis zuschlagen lassen.

DIE NACHT AUF DER DÜNE

Sonnig und warm, aber recht windig. Also gutes Segelwetter.

Auf der schnellen Fahrt von Bremerhaven nach Hoheweg frischte es noch weiter auf. Der Himmel wurde wolkig, und die Sonne kam nur noch gelegentlich zum Vorschein. Der Wind war NW etwa Stärke 6. Die Bremer sind hartes Segeln gewohnt, aber ich bin von ihrem Außenrevier nicht sehr begeistert. Die Nordergründe auf der Reise nach Helgoland hat der Teufel erfunden.

Solange man innerhalb Roter-Sand-Leuchtturm bleibt, ist alles recht schön und gut, und bis dahin verlief die Fahrt auch freundlich, aber von da an wurde aus der vergnüglichen Beschäftigung eine mühselige Arbeit.

Es war sehr früh am Morgen, denn wir wollten noch rechtzeitig nach Helgoland auf die Düne zum Baden kommen. Im ruhigen Fahrwasser bei Hoheweg-Leuchtfeuer begann das traditionelle Frühstück Onkel Alos, der sich darin nur ungern ablenken ließ.

Als es ein bißchen bewegter wurde und man das Wasser durch die Speigatten rauschen hörte, brachte er sinnig seinen alten Spruch an: „Du kannst sagen, was du willst, an Bord ist es doch am schönsten."

Das war es auch, aber die Kurve auf dem Barographen im Kartenhaus gefiel mir nicht. Hin und wieder turnte ich an Deck. Der Langschläfer Krischan überlegte – noch im Schlafanzug – an seiner Kammertür, ob sich das Aufstehen lohnt. Er entschloß sich für das Liegenbleiben. Als ich Roter-Sand-Leuchtturm an Backbord querab peilte, blieb ich an Deck und überließ Onkel Alo seiner nahrhaften Gemütlichkeit.

Es war noch immer nur mäßig bewegt. Aber an der Kante der Nordergründe rechts voraus stand ein sonderbarer Wasserwall. Man hätte es für hohe Brandung halten können. Wahrscheinlich war es eine Stromkante, an der sich die See brach.

Wir kamen näher und näher. Die Sonne hatte wieder ein Wolkenloch gefunden. Es glitzerte in allen Regenbogenfarben, wenn ein Spritzer über Deck fegte. Ein wundervolles Bild, dessen Genuß nur durch den Anblick der Brandungskante rechts voraus beeinträchtigt wurde.

Während ich noch überlegte, ob die Messe gewarnt werden sollte, waren wir schon mitten drin. Die Wasserwand hämmerte gegen den Bug, als ob wir soliden Sand getroffen hätten. Ein mächtiger Schwell lief von vorn nach achtern über Deck und erschreckte die Bewohner der Messe mit einem kalten Guß durch das offene Skylight. Ich hörte, wie unten mancherlei über Stag ging, aber dann hatte sich die gute Dirk auch schon mit der Sachlage abgefunden.

Trotz des zunehmenden Windes trugen wir Vollzeug, das die Dirk hoch am Wind sehr lange tragen kann. Ich blieb auch dabei, obwohl der zunehmende Seegang auf den Beginn einer sehr unfreundlichen Wetterlage schließen ließ. Die Hauptsache war, erst einmal über die Nordergründe zu kommen. Weiter draußen war die Sache niemals so schlimm. Unangenehm war lediglich der Gedanke, erst am Anfang des Ebbstromes zu sein und daher innerhalb der nächsten fünf Stunden keine Rückkehr für den Notfall erwägen zu dürfen.

Immer schön auf und ab, auf und ab. Für die kurze steile See ist die Dirk zu lang oder zu kurz. Wenn sie über einen Berg war, dann lief sie schon tief in den nächsten hinein. Das scharfe Vorschiff und die hohe Fahrt ließen das Schiff wie ein Torpedo in die Seen schneiden und viel Wasser übernehmen.

An vielen Stellen begann der Strom gerade zu kentern. Strom gegen Wind kann die Hölle bedeuten. Nur erstmal raus aus den Sänden!

Wenn man so eine halbe Stunde hoch am Wind in kabbeliger See Fahrt und Höhe zu schinden versucht, dann weiß man auch, was man getan hat. Onkel Alo kam mit seinem Zigarrenstummel an Deck, verpackt wie ein Polarforscher. Kalt war es nicht, aber naß. „Und dumm bin ich nicht!" sagte er, „so, und nun gib mir mal das Ruder." Das mochte ich nun auch wieder nicht. Beim Segeln ist unser Streitpunkt regelmäßig, wie hoch man gehen kann. Auf den Riesenschonern des Kaisers segelte man gern reichlich voll, zumal die Gaffelsegel sonst schlecht standen. Bei der Hochtakelung kann man bedeutend höher gehen, und außerdem macht das Schiff auch nicht viel Fahrt, wenn wir übermäßig wegliegen.

„Laß mich noch über die Gründe segeln. Draußen im Freien wird es ruhiger, dann will ich sowieso meinen Morgenschlaf nachholen", war meine diplomatische Antwort.

Allmählich kamen wir freier. Das konnte ich jedoch nur an den letzten Tonnen erkennen, denn ruhiger war es nicht. Die Seen wurden nur länger. Immerhin ein schönes handiges Segelwetter mit hellen Cumulus-Wolken und genügend Sonne. Der Wind krimte etwas westlicher, so daß wir gerade eben Kurs auf Hog Steen halten konnten. Bei der letzten Tonne wurde das Log ausgebracht, denn die Sicht war schlecht, zuviel Wasserstaub für unsere Augenhöhe.

Bald begann ich, von der strengen Nordseeluft und einer allzu kurzen Nacht ermüdet, auf der Bank im Kartenhaus zu dösen.

Noch bevor ich sanft einschlief, hörte ich Onkel Alos helle Kommandostimme: „Das Großsegel klar zum Bergen." Na, dachte ich, das ist richtig, aber sonst bin ich damit schneller bei der Hand als Onkel Alo. Die Sonne guckte wieder durch

die Fenster des Kartenhauses. Mir war urwohlig zumute. Segeln ist schön, aber schlafen ist auch schön, und zwar am schönsten, wenn Onkel Alo am Ruder sitzt, und man ganz beruhigt sein kann.

So ungefähr anderthalb Stunden mag ich wohl geschlafen haben, als Onkel Alo geräuschvoll in das Kartenhaus stapfte: „Wir kommen nicht weiter. Die See ist zu hart gegenan, und unter den kleinen Sturmsegeln kommen wir am Wind nicht vorwärts. Ich wollte dir vorschlagen, daß wir vor dem Wind in die Elbe einlaufen." –

„Nanu? Wo sind wir denn?" Ich brauchte erst einen Augenblick, um mich zurecht zu finden.

„Etwa 6 Meilen südlich von Helgoland." –

„Kann man denn Helgoland schon sehen?" war meine neugierige Frage, und Onkel Alo bestätigte dies. Die Sache wollte ich erstmal genauer in Augenschein nehmen. Ich versuchte, im Niedergang an ihm vorbeizukommen, was nicht so einfach war, da er von Seewasser triefte. Die Bewegung des Schiffes ließ auf hohen Seegang schließen. Als ich meinen Kopf aus dem Niedergang steckte, kam ich gerade zu einer Dusche zurecht.

Die Sonne schien immer noch stellenweise, aber im übrigen hatte sich das Bild erheblich verändert. Wieviel Windstärken wir hatten, konnte ich noch nicht mit Sicherheit angeben, aber es wehte!

Helgoland war voraus im Dunst gut zu sehen. Wir waren sicherlich nicht mehr als 5 Meilen ab. Die gute Dirk benahm sich großartig, aber Onkel Alo hatte Recht, wir kamen kaum von der Stelle. Irgendetwas mußte geschehen.

Nach der Elbe konnten wir keinesfalls vor Ablauf von 3–4 Stunden einlaufen, denn dann begann dort erst die Flut, und bei diesem Wind war es praktisch unmöglich, den hohen Seegang des vom Wind in der Einfahrt gestauten Stroms zu riskieren. Es blieben nur zwei Möglichkeiten: „Entweder

wir bleiben beigedreht liegen, bis der Strom bei Elbe 1 kentert, oder ... – Onkel Alo wurde sehr neugierig – wir nehmen Sturmklüver und Besan weg und setzen das ungereffte Großsegel!"

Das Bild der weißen bewegten See war unvergeßlich. Durch die Schatten der zerissenen Wolken war die Farbe des Wassers fast schwarz, wovon sich die schneeweißen Kämme leuchtend abhoben und richtig gespensterhaft wirkten. Und dann die verschleierte und doch recht reine Luft. Auch direkt über dem Wasser lagen ungleichmäßige Schwaden in verschiedenen blaugrauen Abtönungen.

Onkel Alo stimmte dem Versuch mit dem Großsegel zu, eine übrigens nicht sehr einfache Aufgabe für die Bootsleute. Er blieb selbst am Ruder.

Zuerst knatterte das Großsegel beängstigend, so daß ich große Angst ausstand, es würde vor dem Steifkommen in Fetzen davon fliegen. Aber die Sache glückte mit der Ausnahme einer aufgerissenen Lattentasche. Die Dirk legte sich mit dem Dichtholen der Schot zuerst weit weg, aber dann kam Fahrt ins Schiff.

Obgleich Onkel Alo jede höhere See durch Rudergeben auszugleichen suchte, war es nicht zu verhindern, daß wir mit dem Vorschiff tonnenweise grünes Wasser schaufelten, zumal die Leespeigatten fast dauernd unsichtbar blieben. Das ging so eine Weile, und in einer anstrengenden halben Stunde waren wir merklich näher gekommen.

Der Wind nahm weiter zu. Hin und wieder lagen wir fast flach. Es ist unglaublich, was so ein Schiff aushalten muß. Das Schöne daran war, daß uns jetzt die Seen nicht mehr aufhielten. Sie waren lang genug, um dem eigenen Schwingungsvermögen der Jacht nicht zu widersprechen. Nur durch die Kämme liefen wir einfach wie ein Unterseeboot hindurch, und das war ein feuchtes Vergnügen.

Ob wohl Krischan schon gefrühstückt hatte? Allmählich

wurde die Sache mit dem Großsegel doch unheimlich. Die Reste der aufgerissenen Tasche waren längst weggefegt. Sonst konnte man an der Achterliek keinen Schaden entdecken, aber der Druck in den Luvwanten, Backstagen und im Achterstag war so stark, daß jedes harte Einsetzen in die anlaufenden Seen das ganze Rigg kosten konnte.

Wenn ich nur erst mehr unter Landschutz käme! Ich ließ die Großschot etwas stecken, und Onkel Alo mußte einen halben Strich abfallen. Er mißverstand zwar den Zweck der Übung, aber daran dachte ich im Augenblick noch nicht, und er führte immer wortlos alle Angaben aus.

Der kleine halbe Strich erleichterte die Fahrt sehr. Das Großsegel konnte doch nicht voll gefahren werden. Die Vorliek mußte dauernd killen, sonst hätten wir platt gelegen. Aber so dauerte es nicht lange, bis wir Hog Steen in etwa einer Meile Entfernung querab peilten.

Der Wind war unvermindert, doch die See wurde handiger. Jetzt ließ ich die Maschine in Betrieb setzen und das Großsegel wieder gegen das Trysegel auswechseln.

Langsam dampften wir drei Strich am Wind gegenan, und so wurde es geschafft. Endlich erreichten wir die rote Tonne A und konnten abfallen.

Das war eine kurze Zeit richtige Seefahrt gewesen. Onkel Alo schälte sich aus seinen vielen Umhüllungen heraus und ging mit seinen schweren Seestiefeln in die Messe. Es war Sherrytime.

Dicht unter der Sandbank zwischen der Landungsbrücke und der Einfahrt zum Scheibenhafen ging ich vor Anker. Ein Regenschauer versuchte den Trocknungsprozeß an Deck aufzuhalten, und wir lagen reichlich unruhig. Bei Hochwasser wollte ich lieber im Augustahafen festmachen.

Weit hinter uns lag die Marinejacht auf Reede. Während ich im Kartenhaus meine Eintragungen machte, dachte ich darüber nach, warum die Asta wohl so weit von Land ab

liegt. Die Frage wurde von den Bootsleuten sehr schnell beantwortet, denn sie riefen ins Kartenhaus: „Die Asta treibt!“

Das war also der Grund. Neugierig sah ich von Deck aus zu, was nun wohl geschehen würde. Wenn die Anker keinen Halt finden, dann muß die Jacht schleunigst unter Segel gehen, um nicht vor der Düne in Trümmer geschlagen zu werden. Vorsichtshalber wurden aber auch für die Dirk noch zwei gute Ankerpeilungen genommen. Für den frühen Herbst war der Wind ganz unverständlich hart.

Langsam tastete sich aus dem Scheibenhafen ein Marine-Schnellboot heraus, um der Asta zu Hilfe zu kommen. Ich sah die beiden vor der Düne herummanövrieren, aber anscheinend ohne Erfolg. Nach einiger Zeit kam das Schnellboot langsam und unsicher zurück. Auf Anfrage riefen sie herüber, daß sie bei ihrem Versuch eine Leine in die Schraube bekommen hätten.

Also erstmal Essig. Aber was nun?

Mitten auf der Reede lauerte einer der gewaltigen Bergungsdampfer, die auf den Augenblick eines Notrufes warten. Vor solchen Ungetümen habe ich stets einen unbegrenzten Respekt gehabt, denn das ist ein wirklich furchtloses Seegetier. Der Respekt überträgt sich auch auf die Rechnungen, die in einem tatsächlichen Notfall aufgemacht werden. Es muß ein tolles Leben an Bord dieser eigentlich nur für Sturm gebauten Fahrzeuge sein, wenn sie mitten in den Unwetterzentren auf Beute lauern.

Der Riese schien langsam zu erwachen, d. h. man ahnte die Zunahme seines Interesses an der Sachlage. Das Deck war noch wie ausgestorben, aber man fühlte förmlich das Blinzeln der Augen. Wie ein Raubtier sich fast unmerklich zum Sprung in Positur setzt, so wurde vorsorglich der Anker kurzstag geholt. Ein kleiner Dampfhauch zeigte sich über dem Schornstein.

Inzwischen kam der große Tender der biologischen Station zum Vorschein. Er fuhr aus dem Hafen zu der bedrohten Jacht und nahm sie auch glücklich auf den Haken. Als sie bei uns vorbeizogen, fragte mich ein Bootsmann nach unserer eigenen Ankerpeilung. Beim Erklären stellte ich mit Überraschung fest, daß wir ebenfalls trieben, und zwar gar nicht so langsam. Eine zweite Regendusche verschlechterte die Sicht, aber die Tatsache war unzweifelhaft.

Ich rief also in die Messe runter: „Onkel Alo, wir treiben." Dies war die einzige Gelegenheit bei unseren vielen gemeinsamen Fahrten, daß ich ihn fluchen hörte. Richtig fluchen. Ich traute meinen Ohren nicht, aber er fluchte wirklich.

Also wieder rinn in die Seestiefel und den Ölmantel.

Der Schwell erschwerte das Ankermanöver. Unsere zuverlässige Maschine brachte uns dann doch, trotz des Regens und der Böen, in den Hafen, wo wir an der Asta längsseits gingen. Zu diesem Zeitpunkt erschien auch Krischan liebenswürdig lächelnd und gut ausgeschlafen in der Messe, gerade zur richtigen Zeit, um unsere Freunde in Empfang zu nehmen, die uns in Helgoland an der Hafenmole erwartet hatten.

Von der Fahrt nach der Düne war nicht mehr die Rede.

Wir sahen zwar die kleinen außerordentlich seetüchtigen Helgoländer Motorboote zwischen Insel und Düne hin und herfahren, aber bis an Bord alles in der Reihe war, ließ das Interesse nach.

Man sollte es nicht für möglich halten, aber der Wind nahm zu. Der Helgoländer Windmesser gab für unsere letzte Stunde vor der Einfahrt gute 9 Windstärken an. Im Laufe des Nachmittags erreichte er 11.

Abends saßen wir hinter den offenen Fenstern meines Helgoländer Hauses am windgeschützten Ostrand des Oberlandes und spielten Skat. Ab und zu ging einer von uns vorsichtig in den Garten, vorsichtig, weil schon wenige Schritte vom Haus entfernt die sturmgepeitschten Sträu-

cher unkontrollierbar wurden. Die See war weiß, nur noch weiß. In der Dunkelheit lag eine unermeßliche Schneelandschaft vor unseren Augen. Die Sicht war zu schlecht, und die Höhe des Oberlandes sowie die Entfernung der vom Wind betroffenen See waren zu groß, um an Einzelheiten eine Bewegung erkennen zu lassen. So ergab sich das Bild einer starren Winterlandschaft im Schein eines wolkenverhangenen Himmels. Nur das Getöse erinnerte an den Sturm.

Als ich um Mitternacht Onkel Alo an Bord begleitete – ich blieb mit Krischan im Haus wohnen – mochte es wohl gut und gern Windstärke 12 sein. Es war ein Kunststück, an den Straßenecken nicht umzukippen. Außerdem mußte man dauernd vor herumwirbelnden harten Gegenständen auf der Hut sein.

Der Wind hatte mehr auf W gedreht, denn als wir am Hafen aus dem Schutz der Steilkante herauskamen, wehte es teuflisch. Onkel Alo, der wenige Schritte vorausgegangen war, lag plötzlich flach auf dem Boden, etwa 10 m von der Steinkante des Hafenbeckens entfernt. Als ich näher kam, tat ich automatisch das gleiche, denn sonst wäre ich sicherlich einfach in den Hafen geweht worden.

So lagen wir nun friedlich nebeneinander und überlegten die Situation. Vor uns befand sich eine Mauer loser Backsteine, wie sie für Neubauten aufgesetzt werden. Als ob ein riesiger unsichtbarer Finger sich den Spaß machte, mit großer Kraft einen Stein nach dem anderen wegzustippen, so segelten die Backsteine im flachen Bogen über die etwa 10 m breite Uferkante ins Wasser. Wir konnten interessiert beobachten, daß der Spaß bald ein Ende haben würde, denn von den Backsteinen war schon nicht mehr viel übrig.

Daneben war eine Baubude in sich selbst zusammengesunken.

Von der Westmole her kamen gewaltige Spritzwasser über die ganzen Hafenanlagen herüber, eine Entfernung von

etwa 150 m bis zum äußeren Hafenbecken. Dazu pfiff und heulte es in allen Tonarten.

Mühsam auf allen Vieren krochen wir weiter, bis wir die gefährliche Stelle überwunden hatten und Onkel Alo an Bord steigen konnte. Ich war froh, als ich endlich wieder in meinem Hause landete und sehr schnell die übrigen nächtlichen Ereignisse verschlief.

Onkel Alos Nacht war nicht so ruhig verlaufen. Er behauptete zwar, fest geschlafen zu haben, aber in dieser Nacht hat sich die Dirk ein neues Dach anprobiert. Das Dach der zertrümmerten Bauhütte segelte in den Hafen hinein, direkt auf die Dirk, wo es unter dem Windschutz der Kaimauern zur Ruhe kam, bis die nervös gewordenen Bootsleute sich dieser unfreiwilligen Verkleidung wieder entledigten.

Unsere Freunde, mit denen wir uns in Helgoland verabredet hatten, konnten viel erzählen. Um Mitternacht hatten sie einen im Sturm besonders romantischen Spaziergang am Falm geplant, ohne über die letzten Häuser hinaus gekommen zu sein, auch nicht auf allen Vieren. Der Wind hob sie bedrohlich vom Boden auf, daß sie den Halt verloren und befürchten mußten, die Klippen hinunterzufliegen.

Auf dem Oberland war viel Schaden entstanden. Die Häuser waren nach jahrhundertelangen Erfahrungen sehr geschickt den Bodenwellen angepaßt, so daß ihnen wenig geschah. Aber ein Teil der militärischen Baustellen war gänzlich verwüstet. Man sprach sogar davon, daß ein im Bau befindlicher Geschützstand, einschließlich Gerüst und Geschütz, auf Wanderschaft gegangen sei. Jedenfalls sah die Gegend an der Nordwestspitze reichlich chaotisch aus. Ich habe schon viele Sturmnächte auf Helgoland erlebt, aber selten so stark wie diesmal, und auch sonst nur im Winter. Merkwürdigerweise war die Düne nur wenig in Mitleidenschaft gezogen worden, obwohl sie sich sonst regelmäßig weiter verkleinerte.

Der neue Tag war heiter, wenn auch noch stürmisch. Die kleinen Helgoländer Motorboote fuhren unbekümmert wieder nach der Düne, und so verfügte sich unsere ganze Gesellschaft in das Badeleben.

Der Wind war Nordwest. Die offene Reede zwischen Insel und Düne lag unter Schutz. Der alte Dünenwärter Haas hatte unsere Liegestühle aus dem Wind gedreht und mit Schirmen geschützt, so daß wir in der Sonne die behagliche dösige Heiterkeit fanden, die nun einmal zum Strandbad gehört.

Von einem friedlichen Platz aus übersah ich die Südeinfahrt der Reede, wo sich der Seegang an der Stromkabbelung brach. Weit draußen bolzte ein dreimastiges Fahrzeug unter Motor mühsam gegenan. Vortäuschung des Friedens ergab nur die geschützte Lage bei Nordwest. Wenn der Wind ein wenig weiter nach Norden dreht, dann wird die Sache unfreundlich.

Die anderen unterhielten sich sorglos und diskutierten über das Abendessen bei Hoffmann. Onkel Alo empfahl rote Vögel, wie er die Helgoländer Hummern nannte, die rechtzeitig bestellt werden sollten. Für die nächsten Tage war ein Fest in meinem Garten geplant und Krischan ging mit Hubs auf Brautschau. Die Männer waren in der Überzahl, und zu einem zünftigen Gartenfest mit Lampions gehören eben auch genügend weibliche Wesen.

Ich beobachtete unentwegt den Motorsegler, der fürchterlich zurkehr ging. Schon konnte ich deutlich die grüne Farbe seines Rumpfes erkennen, wenn er sich mit seiner Nase hoch aus der See heraushob, um gleich danach tief hinter Wellenbergen zu versinken. Die drei nackten Masten pendelten bedrohlich nach beiden Seiten, und manchmal sah es so aus, als ob der Kahn nicht wieder hoch kommen könnte. Das Schauspiel war faszinierend.

Die Sorge von Krischan und Hubs hinsichtlich ihrer Braut-

schau betraf eigentlich meine zur Zeit einsame Person. Onkel Alos erklärte Braut war seit Jahren Anita, die sich gern im Glanz der alten Exzellenz spiegelte. Krischan und Hubs verteilten sich auf Anni. Sie waren zu faul zum Tanzen und behaupteten, von einem Wesen gemeinsam mit Tee und Kuchen ausreichend versorgt werden zu können. Aber da war Lackl, ein Adonis, der nach einem Ankerplatz im Herzen der weiblichen Naturwelt suchte, und schließlich sollte ich von zarten Händen getröstet werden, obwohl ich mich lieber auf das Naschen in fremden Revieren verlegen wollte.

Der grüne Motorsegler kam kaum näher. Die See rauschte über ihn weg, und jetzt wurden auch noch andere auf ihn aufmerksam. Draußen mußte eine höllische See laufen.

Anni und Anita flöteten: „Kapitän, wir wollen ins Wasser! Onkel Alo ist auch so weit."

Während Krischan und Hubs ziemlich ratlos vor den Badezellen auf Erlebnisse warteten, hatte Lackl bereits in einer tiefen Sandkuhle Anschluß gefunden. Ein schwarzgelocktes schlankes Mädchen mit sonderbar kaltblauen Augen sah manchmal prüfend zu uns hinüber, so daß man daraus einige Überredungsversuche Lackls mutmaßen konnte. Tatsächlich hatte er Erfolg, und jetzt zählten wir also schon drei Engel: Anni, Anita und die neue Ina. Wirklich ein hübsches Mädchen.

Der Motorsegler war wieder zeitweise verschwunden. Junge, Junge, was mögen die Leute im Druck sein. Seefahrt ist doch manchmal eine feuchte Sache. Und sie ist ärgerlich, wenn man gar nicht mehr voran kommt. Ob er es wohl schafft?

Ina ging auch mit ins Wasser. Sehr weit getrauten wir uns nicht vom Ufer weg, denn die Strömungen waren stark und der Seegang trotz Landschutz beträchtlich. Neben mir tauchte ein kleines niedliches Fräulein aus dem Wasser auf und schwamm munter herum. „Fräulein, Fräuleinchen, seien

Sie man bloß vorsichtig und gehen Sie nicht weiter! Die Geschichte ist zu gefährlich!"

Das zierliche Geschöpf tauchte weg. Einen Augenblick später sah ich zwei glitzernde schwarze Augen wieder neben mir: „Ich bin doch keine Sie, ich bin noch eine Du!" antwortete sie munter, und verschwand hinter der nächsten Welle. Ich hatte mich gerade auf dem Rücken treiben lassen, und daher war ich in der Sicht beschränkt. Das witzige Kind wollte ich mir ansehen, aber bis ich mich herumgedreht und meine Augen ausgewischt hatte, war sie schon unter den anderen Badegästen verlorengegangen.

Die Sonne wurde zeitweise von Wolken bedeckt, die großmächtig von Westen her über die Insel heransegelten. Es war kalt, als ich aus dem Wasser in den Wind ging, um mir den Bademantel zu holen. Der Motorsegler war doch merklich nähergekommen, aber jetzt begannen die Graubärte auch schon durch die Nordeinfahrt hereinzufegen.

Die Dünenfähre machte die übliche Pause, um die Landungsstellen auszuwechseln. Es wehte.

„Hubs, mein lieber Hubs, ich habe eine Bitte an dich", sagte ich zu meinem Freund, „geh doch mal zum Dünenrestaurant und erkläre Edu Taten, daß ich alle Zimmer mieten wollte, die im Hause noch frei sind!" –

Hubs war erstaunt: „Was willst du denn damit?" – „Hubs, mein lieber Hubs, dann gehe von Zimmer zu Zimmer, schließe ab und bringe mir die Schlüssel!"

Onkel Alo schüttelte den Kopf: „Du brauchst keine Sorge zu haben, denn das ist noch niemals vorgekommen, daß die Dünenfähre nicht mehr geht!"

„Hubs, mein lieber Hubs, wenn ich schon angezogen wäre, würde ich das selbst machen, also geh und beeile dich. Denk nicht nach, das hat dir sicherlich schon dein Ordinarius in der Quarta gesagt, aber lauf!"

Hubs setzte sich mit ärgerlicher Langsamkeit in Bewe-

gung. Mit einem Seufzer der Erleichterung legte ich mich in den windgeschützten Stuhl zurück, um die spärlichen Sonnenstrahlen zu genießen. Der Motorsegler war in der Einfahrt angelangt und quälte sich durch den Wasserstaub. Die Insel war von schweren Wolken tief beschattet. Es wurde kalt.

Da kam der alte Haas vorbei und nickte. „Sagen Sie mal, Haas", fragte Onkel Alo theoretisch, „hat es das schon mal gegeben, daß die Badegäste wegen stürmischen Wetters nicht mehr von der Düne zur Insel gebracht werden konnten?" „Nein, Exzellenz, das hat es noch nie gegeben, und das wird es wohl auch nie geben!"

Onkel Alo nickte befriedigt: „Danke".

Die kleinen Mädchen lachten. Das wäre auch eine komische Begebenheit, denn eintausend obdachloser Badegäste auf der nackten Düne mit einem einzigen Restaurant und vielleicht fünf Fremdenzimmern ... das ist nicht auszudenken.

Inzwischen sah ich Hubs wieder mit Krischan vor den Badezellen stehen. „Hubs, Hubs," brüllte ich ahnungsvoll, und Hubs trottete langsam und völlig geistesabwesend näher heran. „Hast du die Zimmer gesichert?" – „Ja, es ist aber Blödsinn", antwortete er renitent. „Warst du bei Taten und hast du alle Zimmer fest und unwiderruflich gemietet!" – „Ich habe Taten Bescheid zugerufen." – „Möglichst so, daß alle Menschen mithörten?" – „Darauf habe ich nicht geachtet." – „Heiliges Kreuzdonnerwetter, wo sind die Schlüssel?"

Jetzt wurde es Hubs zu bunt: „Das ist doch alles Quatsch. Ich habe Taten Bescheid zugerufen, und jetzt laß mich in Ruhe!" Wütend riß ich meine Sachen zusammen, sauste in die Ankleidezelle und zog mich in aller Eile an.

Dann Dauermarsch zu Taten. Da ich ihn nicht fand, ging ich gleich in das Obergeschoß, wo die Gastzimmer lagen, und

probierte die Türen aus. Die Zimmer waren leer, aber das beste Eckzimmer war bereits mit einer Schildwache versehen, die wahrscheinlich zugehört hatte, als Hubs seinen Auftrag so nachlässig ausführte. Jedenfalls grinste der Mann höhnisch, als ich ihn zur Abgabe des Schlüssels aufforderte. Er dachte gar nicht daran, mein Recht anzuerkennen. Er grinste bloß. Ich mußte mich also damit begnügen, bei den übrigen vier Zimmern die Schlüssel umzudrehen und abzuziehen. –

Seit vielen Jahren haben wir bei Taten das Vorrecht, in einem kleinen Nebenraum für uns allein Mittag zu essen, oder zu „frühstücken", wie der Hamburger sagt. Da versammelten wir uns auch friedlich und aßen Seezunge mit Kartoffelsalat. Dazu Porter und Pilsner halb und halb. Onkel Alo genoß zuerst seinen obligaten Cognac, einen uralten Saurain, und das brachte mich auf eine neue Idee. Ich verschwand in der Küche, wo Edu Taten seine Fische briet, und sicherte mir einige Flaschen des guten Stoffes.

Die Kellnerin war eine hellblonde Helgoländerin mit weißblonden Wimpern. Sie verstand mich nicht, als ich sie dazu überredete, für uns einige Lebensmittel, Eier, Butter, Brot zu reservieren, sobald es sich als notwendig erwiese. Sie begriff lediglich, daß sie für uns gut sorgen müsse, wenn sie sich eine besondere Belohnung verdienen wollte.

Die anderen hänselten mich weidlich.

Der Motorsegler hatte es geschafft. Zwischen Landungsbrücke und der alten Südmole lag er vor Anker. Die See glitzerte unheimlich, sobald hinter dem großen Wolkenschatten die schmalen Lichtbänder vorüber jagten. Der Wind drehte langsam nördlicher. Die Dünenfähre fuhr noch nicht, obwohl nun schon über eine Stunde seit der Verlegung des Landesteges vergangen war.

Das Essen war wie immer urgemütlich. Auch Taten, der zur Begrüßung einen Augenblick hereingekommen war,

lächelte ungläubig über meine Vorsorge, aber der alte Haas rief mir im Vorbeigehen zu, es wäre ihm nachträglich eingefallen, daß schon einmal vor fünfzig Jahren die Badegäste eine Nacht auf der Düne hätten bleiben müssen; aber damals gab es noch keine Motorboote und es waren auch nur etwa dreißig Gäste, die in den damaligen zwei großen Restaurants bequem untergebracht werden konnten.

Ich sah nur den Himmel an und dann die See. An dem Mast neben dem Leuchtturm hing das Signal für NW-Sturm, ein einfacher Kegel mit der Spitze nach oben. In dem Meinungsstreit, in dem ich wortlos blieb, nahm Onkel Alo meine Partei. Nicht etwa weil er meine Ansicht von der bedrohlichen Wetterlage teilte, sondern weil er konsequent sein wollte.

Ich dachte ja auch nur: Sicher ist sicher. Ich bin kein Kämpfer, so lange ich es vermeiden kann, und deshalb sorge ich lieber in friedlichen Zeiten ausreichend vor. Es konnte mir ja nur angenehm sein, wenn sich meine Befürchtungen als gegenstandslos erwiesen.

Bis um 5 Uhr nachmittags gingen wir am Strand spazieren. Das letzte Boot nach der Insel pflegte sonst um 4 Uhr abzufahren. Um 6 Uhr wurde bekanntgemacht, daß der Gedanke an eine Überfahrt endgültig aufgegeben werden müsse.

„Salatem habemus", sagte Onkel Alo philosophisch. Der Saurain war gesichert. Es wehte.

Von der Signalstation wurde gemeldet, daß Windstärke 12 schon in den frühen Abendstunden erreicht worden sei. Die See krachte. Der Wind war NNW bis NzW.

Wie sich später herausstellte, waren zu diesem Zeitpunkt 800 Badegäste auf der Düne. Die Mehrzahl war nur mit Badeanzug und Bademantel herübergekommen, also ohne Schutz. In der Dämmerung wurde der Wind empfindlich kalt. Onkel Alo bemerkte einen „arktischen Zug" in der Luft und verzog sich mit seiner Buddel in unseren Frühstücks-

raum. Die ersten Regenböen fegten über die Düne, und jetzt erst wurde den meisten Leuten die Ernsthaftigkeit der Situation klar. Es war September.

Der Gastraum des bescheidenen hölzernen Hauses füllte sich schnell bis zum Bersten. An den Tischen mochten wohl etwa hundert Menschen Platz haben, aber die Menge stand dicht gedrängt sicherlich zu zwei- bis dreihundert Menschen in dem Raum, um wenigstens stehend einigen Schutz zu finden. Unser Frühstückszimmer ließ sich naturgemäß nicht halten, denn es blieben trotzdem sehr viele Menschen übrig, die außerhalb des Hauses Schutz suchen mußten. Als ich einen Kontrollgang im Oberstock unternahm, um mich meiner Zimmer zu vergewissern, war der Flur bereits so dicht mit Liegestühlen besetzt, daß ich kaum durchkam. Bis auf das Zimmer, das mir durch die Unachtsamkeit von Hubs entgangen war, schien alles ordnungsgemäß zu sein. Nur die zunehmende Dunkelheit machte mich ratlos, denn elektrisches Licht gab es nicht.

Im Unterbewußtsein fürchtete ich immer irgendeinen Aufruhr. Die Vorräte von Taten konnten kaum für so viele Menschen ausreichen, und wenn die nächtliche Kälte mit der Nässe in die Knochen ging, dann glaubte ich einen Sturm der aufgeregten Menge auf das Lokal voraussehen zu können. Vorläufig war alles ruhig und einigermaßen humorvoll, und meine Schlüssel fühlten sich in der Tasche anheimelnd an.

Bei der Freigabe unseres Frühstückszimmers suchte ich mir zuerst ein paar alte Leute aus, die am ruhebedürftigsten aussahen. Die Kommandogewalt wollte ich keinesfalls abgeben, und es gelang auch mit Hilfe der Kellnerinnen, von der Terrasse ein paar verschüchterte Menschlein aufzulesen, die in dem Andrang nicht mittun konnten.

Onkel Alo hatte sich schon selbst geholfen. Hinter der Treppe hatte Edu Taten ein Privatgelaß als Wohn- und Schlafzimmer, das er uns als Aufenthaltsraum anbot. Onkel

Alo saß mürrisch am Tisch und verlangte, daß wir mit ihm Skat spielten, während ich ihn ins Bett bringen wollte. Er dachte aber gar nicht daran. Mit dem kurzen Hinterweg zur Küche fühlte er sich gut versorgt, und damit war das Problem des nächtlichen Aufenthaltes auf der Düne für ihn erledigt.

Taten traf ich müde und verschwitzt in der Küche, wo er riesige Mengen von Fischen in der Pfanne verarbeitete, um die hungrigen Menschen vor der Tonbank zu befriedigen. Seine Vorräte schmolzen wie Schnee in der Sonne dahin. Unsere blonde Kellnerin hatte jetzt begriffen, was ich meinte. Was sie ergattern konnte, schleppte sie in das Gelaß hinter der Treppe. Wir brauchten uns nicht zu beklagen. Mit dem Mädchen gelang es mir jedoch vor allem, das Altersheim im Frühstückszimmer zu versorgen, wohin niemand des schwer überlasteten Personals durchdringen konnte.

Das ganze Lokal bildete eine Schlange vor der Tonbank. Die Bestellungen gingen so verwirrend ein, daß Frau Taten ratlos neben ihrem Schreibblock stand. Alles schrie durcheinander, keine Bestellung erreichte ihr Ziel. Obwohl sich die Menschen in ihrem oft halbnackten Zustand recht gesittet benahmen, drohte die Ohnmacht der Bedienung und das Übermaß an Forderungen zu einer heillosen Blockierung zu führen.

Die Vorgänge interessierten mich aufs äußerste. Von meiner Türnische aus konnte ich das Theater gut beobachten. Streitereien mußten unvermeidlich sein, denn die Speisen und Getränke waren kaum aus der Küche auf die Tonbank gelangt, als sie auch schon verschwanden: „Fräulein, ich habe doch Fleisch bestellt und keine Seezunge! Wo ist der Kartoffelsalat, kommt mein Bier noch nicht, wo ist der Grog; ich bin eher hier gewesen, ich warte am längsten usw.!“

Wie der Zustand hoffnungslos zu werden begann, erstand dem Volk ein Retter in der Not. Mitten aus der Menge sprang ein drahtiger junger Mann auf die Tonbank und begann eine

Rede. Alles hörte geduldig zu, und in dem überfüllten Raum wurde es still. Sogar Frau Taten sah dankbar auf, wie ein Fremder die Herrschaft an sich riß.

Es war großartig. Der Mann kommandierte:

1. Es werden von nun an keine alkoholischen Getränke mehr ausgeschenkt. – Das war sehr leicht möglich, denn vermutlich wird nicht mehr viel dagewesen sein. –

2. Eine Speisenauswahl gibt es nicht mehr. Jeder nimmt das, was er bekommt, wie zu Hause.

3. Es wird von nun an aufgerufen, was zur Verfügung steht, und danach kann sich alles anstellen.

4. Bedient wird nicht mehr. Alles Personal verfügt sich hinter die Tonbank und hilft beim Ausgeben von Bestecken, Tellern usw., die nach Gebrauch wieder abgegeben werden müssen.

„Also, jetzt gibt es erst einmal: Steinbutt gekocht. Bitte hier das Geld abgeben, so und dann hier werden die Speisen in Empfang genommen!"

Nun kam wirklich Ruhe und Methode in die Sache. Jedermann befolgte gehorsam die Befehle. Der Mann blieb auf der Tonbank stehen und schaltete sich fortlaufend hier und da ausgleichend ein. Ein geborener Führer. Auch das Benehmen der Leute zeigte dies durch sofortige reibungslose Anpassung an. Es war ein gottgewolltes Regiment, der Anfang aller Ordnung.

Den jungen Mann wollte ich im Auge behalten, aber schon am nächsten Tag wußte niemand mehr, wer so tatkräftig eingesprungen war. Die Masse gehorcht, sie ist zufrieden, geleitet zu werden, aber sie denkt nicht darüber nach und kennt keine Dankbarkeit oder Anerkennung von sich aus. Ich hätte die Situation gern zu einem Experiment benutzt, aber es ging nicht. Wenn ich seinen Namen erfahren hätte, dann würde ich mit der Anregung einer Dankadresse dem Massengehirn eine bestimmte Richtung haben geben können.

Erst dadurch entstehen Heroen, und jeder Beteiligte ist sich dann auf einmal einer großen Dankbarkeit bewußt. Es ist ungemein reizvoll, einen Heros aufzustellen, und die äußeren Umstände waren hierzu günstig. Schade, daß ich diese Gelegenheit ungenutzt vorübergehen lassen mußte. –

Draußen hatte sich das Bild grundlegend verändert!

Der Himmel sah wüst aus. Die Wolken zerfetzt. Trotz der Risse in den Wolken war es sehr dunkel. Die See brauste und schäumte in dem fahlen Licht gespensterhaft. Eine richtige Sturmnacht.

So lange ich noch auf der Leeseite des Hauses stand, blieb ich unbehindert, aber sobald ich ein paar Schritte den Bohlenweg entlang ging, faßte der Wind von achtern, daß ich schneller vorausstolperte als mir lieb war. Das pfiff, dröhnte, heulte und ächzte rundum. Der nackte dünne Flaggenmast vor dem Restaurant war weggebrochen. Das Haus selbst schien unter den Windstößen zu zittern und umfallen zu wollen. Man wußte nicht, ob es Regen oder abgewehte Schaumkämme waren, die die Luft verschleierten.

Gleich anfangs begegnete mir unser Badewärter, den ich ausfragte. Mühselig kämpften wir uns bis zu den ersten Badekabinen durch und besprachen die Lage.

Die Badekabinen waren zu klein zum Liegen und auch zu kurz, um einen Liegestuhl unterzubringen. So weit die Eingänge dem Wind abgewandt waren oder irgendein Schutz davor lag, konnte man die Türen offen lassen. Die Menschen, die hier eine Zuflucht gefunden hatten, waren ganz vergnügt, und hatten sogar schon einen Gesangverein gebildet, bei dem die Sänger in ihren Kabinen gegenseitig unsichtbar blieben.

Die Wärter hatten ihr möglichstes getan, um Schutz zu schaffen, wenn es auch gegen die Regenböen keinen richtigen Schutz gab. Das nächste Flüchtlingslager war bei Mutter Haas in ihrer Wäschebude. Sie hatte einige gute Kundinnen

bei sich versammelt, die auf ihrem Wäschevorrat lagen. Mutter Haas selbst brauchte mit ihren siebzig Jahren keine Ruhe. Die winzige vertrocknete Figur ging in ihrem Reich behende herum und kommandierte.

Ihre Berühmtheit verdankte sie ihrem phänomenalen Gedächtnis. Es gab viele Badegäste, die seit Jahrzehnten ihre Wäsche bei ihr liegen ließen, und auch in unserem Kreis war es seit langem üblich. Kommt man dann so nach elf Monaten wieder einmal auf die Düne und sagt: „Mutter Haas, meine Badesachen", dann bohrt sie einfach mit ihrem Arm in einen riesigen Berg von Zeug hinein und langt ein Bündel heraus. Da war dann alles ordentlich beieinander, gepflegt und gereinigt. Schwarze Badeanzüge für Männer sehen nun wirklich alle gleich aus, aber Mutter Haas braucht nicht auf das Etikett zu sehen, sie hat dafür einen besonderen Sinn. Die übrige Welt ist ihr ziemlich gleichgültig, und selbst im Winter bleibt sie regelmäßig auf der einsamen Düne wohnen. Ganz selten besucht sie die große ach so sündhafte Welt, d. h. sie fährt dann mit Mann und Sohn nach der Insel hinüber. Am Festland ist sie meines Wissens niemals gewesen.

In dem zuverlässigsten Haus auf der Düne befanden sich die jetzt ebenfalls dicht besetzten Klo-Anlagen. Dann gab es noch einen Schuppen und schließlich die Hütte des Masseurs, der die größte Bibliothek an Kriminalromanen besaß, die ich je gesehen habe.

Der Zweck meiner Wanderung war die Suche nach sehr alten Damen und Herren. Die Badewärter halfen dabei, und gleich anfangs begegnete ich einem Doppelfall, eine Art Urgroßmutter mit ihrer Urenkelin. Wir transportierten die vor Fassungslosigkeit fast stumm gewordenen Menschen langsam gegen den Wind nach oben, und damit erfüllte das erste Gastzimmer seine Bestimmung.

Immer wieder überraschte mich die gute Laune der Leute. Ich hatte mir die Sache ganz anders vorgestellt. Eine große

Zahl von Menschen mußte im Freien kampieren, und das konnte bei der mangelhaften Bekleidung, der Nässe, der Kälte und dem Getöse des Windes recht unheimlich sein.

Meist schmiegten sie sich dicht in den Sand der Dünen, um etwas Schutz vor dem peitschenden Wind zu finden, aber der Schutz war doch nur kümmerlich. In einem solchen Loch fand ich einen 85jährigen Berliner Geheimrat, der vollkommen ratlos vor sich hinstierte. Er war mein nächstes Opfer, und da ich ihn als etwas knäterig kannte, sollte er ein Zimmer für sich allein haben.

Bis auf ein Zimmer, das ich unseren Mädchen reserviert hatte, war bald alles besetzt. Die Wärter bekamen hintenherum noch ein paar Buddeln Cognac, weil sie aufbleiben und herumgehen sollten und somit die Ausnahme rechtfertigten. Die Führernatur oben im Restaurant war ihren Anfragen gegenüber unnachsichtlich gewesen.

Als ich mich bei Onkel Alo und den anderen Freunden in Tatens Privatgemach erholen wollte, hörte ich auf dem Flur einen großen Krach. Der Berliner Geheimrat schimpfte: „Was ist das für eine Wirtschaft! Was wollen die Leute vor meiner Tür! Warum geht das Licht nicht?“ Er war also wieder zum Leben erwacht. Ich versuchte ihn zu beruhigen, aber vergeblich.

In der Küche trieb ich noch einige Kerzen auf und verteilte sie in den Zimmern und auf dem Flur. Statt aber ins Bett zu gehen, wollte der alte Geheimrat erst noch sein Leben genießen. Er strebte zum Lokal, und daran konnte ich ihn nicht hindern.

Kurz danach tauchte ein anderer alter Herr – ein Invalide– auf, der ebenfalls von mir ein Zimmer bekommen hatte. Er betonte in gleicher Weise seine Unverwüstlichkeit, und ich ärgerte mich eigentlich über die undankbaren Nutznießer der kostbaren Betten. Onkel Alo hatte das für ihn bestimmte Zimmer kategorisch „zu Gunsten alter Weiber“

abgelehnt. Er saß am Tisch bei seiner Buddel Saurain und war böse, daß ich nicht mit ihm Skat spielen wollte.

Unerwartet öffnete sich die Tür unseres Gemaches hinter der Treppe. Im Schein der kleinen Petroleumlampe sah ich den Flur voll Menschen stehen. An der Spitze der invalide alte Herr, der verkündete: „Ich wollte den Herrschaften nur mal zeigen, wie es Ihnen ergeht!“ Damit machte er die Tür wieder zu. Mein Ärger versank in Müdigkeit. Die drei Mädchen waren in ihr Doppelzimmer gegangen, wo sich auch Lackl auf einem Liegestuhl einquartierte. Tatens Bett sollte für Onkel Alo frei bleiben. Krischan und Hubs hatten sich aus Plünnen ein Lager zurecht gemacht, und ich nickte neben Onkel Alo am Tisch ein, als sich wieder einmal die Tür öffnete.

Jetzt wurde ich wütend, denn wahrscheinlich sollte es eine weitere Schaustellung geben. Statt des invaliden alten Herrn stand jedoch der uralte Geheimrat in der Tür, und hinter ihm starrten ein Dutzend weiblicher Wesen mittleren Alters in die Stube. „Hier sind wir“, sagte der Geheimrat, „das sind alles meine Freundinnen, und nun besorgen Sie uns Zimmer!“

Der alte Herr war in der schrecklichen Nacht zu Mutter Haas getrottet, wo es sich die Damen bequem gemacht hatten. Mit viel Überredungskunst hatte er sie zur Aufgabe ihrer Unterkunft bewogen, da er, wie sie mir im Chor erzählten – über geeignete Zimmer verfügte. Nun warteten sie darauf. Zurück konnten sie nicht mehr, denn ihre Plätze waren sofort von neuen Anwärtern eingenommen worden. Ich hatte aber auch nichts mehr. Was nutzte es, mit dem uralten Herrn zu rechten!

Die Damen taten mir leid. Sie mußten nun bis zum frühen Morgen im Frühstückszimmer sitzen oder stehen bleiben. Auf die Gesellschaft des Herrn Geheimrat legten sie auch keinen Wert mehr. Trotzdem blieb das Zimmer unbenutzt, denn die Gesundheit und die Unternehmungslust des 85-jährigen schien eisern zu sein. Meine Laune war tief gesunken.

Onkel Alo schlief auch schon. Ich weckte Krischan und Hubs. Gemeinsam trugen wir Onkel Alo aufs Bett, wobei er gar nicht aufwachte.

Lackl kam wieder herunter, im Auftrage der Mädel, ich solle zu ihnen kommen. Er selbst ging erst einmal wieder fremd. Während einer Mußestunde war ihm ein Gedicht eingefallen, das er zu Nutz und Frommen der guten Laune allen sangeslustigen Leuten lehren wollte. In Nacht und Nebel verschwand er zu dem Gesangverein in den Badekabinen. Es dauerte auch gar nicht lange, bis das Erzeugnis seiner schöpferischen Phantasie an allen Ecken bis zum Wirtshaus herauf zu hören war:

„Unsere Lage, die ist bitter, bitter ernst.
Eine Schüssel Reis steht auf dem Tische . . ."

Die Unruhe trieb auch mich wieder nach außen.

Ein schwerer Sturm hat etwas Berauschendes. Man möchte sich im Wehen des Windes selbst auflösen. Die Ohren sind von dem wilden Getöse erfüllt, dessen Mannigfaltigkeit und Unaufhörlichkeit den Menschen fast betrunken macht. Wie von einem unklaren Weltgefühl fortgetragen, schwebt der Gedanke in weite Fernen und erregt sich an dem Zwiespalt zwischen Hingebung und Angstgefühl.

Im Inneren des Hauses wird man von dem Licht und dem Lärm der Menschen abgelenkt. Sobald man aber im Dunkeln an der nach Lee offenen Haustür steht, merkt man erst die harten Stöße, die das ganze Gebäude von seinem Platz wegzudrängen suchen. Kann das Haus den fürchterlichen Druck überhaupt aushalten? Es ächzt und knackt in allen Bestandteilen.

Die Insel drüben scheint völlig ausgestorben zu sein. Alle die vielen sonst strahlenden Lichter sind erloschen. Ein Kurort ohne Kurgäste.

Im allgemeinen halten sich nach der Badezeit nur die weni-

gen Gäste Tatens und die beruflich beschäftigten Menschen auf der Düne auf. Früher haben wir manchmal die Stille für uns ausgewertet, um allein sein zu können. Wir sind dann erst etwa um Mitternacht mit Extrabooten nach der Insel zurückgekommen. Einmal wurde sogar der lange Dünenstrand mit großen brennenden Pechfässern festlich erleuchtet, so daß wir in der sommerlich warmen Nacht paarweise vergnügliche Spaziergänge zwischen den Dünen machen konnten. Das alles war jetzt nicht mehr vorstellbar. Die See nagte gierig an dem kleinen Rest des ehemals großen Geländes, um in absehbarer Zeit auch den letzten Zipfel des Sandes zu verschlingen.

Vor noch nicht langer Zeit war die Düne flächenmäßig größer als die Insel. Im Norden war sie durch hohe Kreidefelsen geschützt, die von den auch damals geschäftstüchtigen Helgoländern abgetragen und nach Hamburg verkauft wurden. Damit brach bald das Verhängnis für die Düne ein. Die ehemalige Verbindung mit der Insel ging in einer Sturmflut verloren, und jede weitere Sturmflut riß einen Streifen nach dem anderen ab. Die schüchternen Versuche mit Buhnen und Stacks blieben erfolglos. Allein in den vergangenen zehn Jahren verminderte sich die Größe der Düne um die Hälfte. –

Die geschilderte Nacht auf der Düne fand im Jahre 1936 statt. Im November 1938 sah ich von der Insel aus zum ersten Mal die Seen von beiden Seiten über der Mitte der Düne zusammenschlagen. Familie Haas flüchtete in einen eisernen Leuchtturm, wo sie drei Sturmtage ohne Verbindung mit der Insel zubrachte. Kurz danach umwanderte ich mit dem alten Haas die neuen Ufer. Es war nicht mehr viel übriggeblieben.

Das Motorenhaus unmittelbar am Dünenrestaurant von Taten war weggerissen worden, und auf der großen Wiese am Haus des Masseurs spielten die Wellen. Weit draußen

in der See ragten die Stützen des alten Bohlenweges aus dem Wasser. In den letzten hundert Jahren höchster menschlicher Ingenieurkunst war das schöne Naturdenkmal bis auf ein Zwanzigstel zusammengeschrumpft, und vor allem auch in der Höhe auf unter ein Viertel gesunken.

Dann kam der Krieg, und damit die Erweiterung der Hafenbauten. Die Düne wird vergehen, vor allem ihre Naturschönheit. Dafür werden eiserne Spundwände, Dockanlagen, technische Werkstätten, Seeflugplätze und Barackenlager der See ihren Raumanspruch abtrotzen. Statt von dem Geschrei der Möwen wird die Düne von dem Hämmern automatischer Nietmaschinen und Motorengeknatter erfüllt sein. Die Romantik stirbt aus, soweit sie nicht in Naturschutzgebieten ein museales Dasein behält.

Möchte doch die Wut des Sturmes das ganze menschliche Getue hinwegschwemmen. Es ist ein selbstmörderischer Gedanke, aber die Gewalt ist so schön zu erleben, daß fast der Selbsterhaltungstrieb verlorengeht. –

Die drei Mädel kuschelten sich in den zwei nebeneinander liegenden Betten so eng zusammen, daß auch für mich noch ein Plätzchen übrigblieb. Lackl schlief schnell auf seinem unbequemen Liegestuhl ein. Eine kleine Weile stand ich noch am Fenster. Ich konnte mich von dem dämonischen Schauspiel der wild jagenden Seen nicht losreißen. Dann aber legte ich mich auf die harte Holzkante des Bettrandes und versuchte einzuschlafen.

Mit drei Mädeln hatte ich noch nie zusammen im Bett gelegen. Die Situation wurde auch dadurch nicht weniger amüsant, daß wir wegen der Kälte alle Kleider anbehielten. Natürlich sagte Onkel Alo am nächsten Morgen, daß meine ganze „Zimmerverteilungsstrategie" überhaupt nur auf die Bettgemeinschaft abgezielt war. Das ist eine böse Verleumdung.

Anni lag neben mir. Sie rückte jedoch so eng zu den

beiden anderen, daß ein breiter leerer Raum zwischen uns respektiert blieb. Ina und Anita auf der anderen Seite schimpften darüber: „Dumme Anstellerei, habt euch doch lieb, dann liegen wir bequemer usw." Es blieb aber dabei. Ich lag stocksteif mit dem Rücken auf der Kante und rührte mich nicht. So bin ich auch schnell eingeschlafen. Das letzte, was ich von unten herauf hörte, war der donnernde Gesang:

„Unsere Lage, die ist bitter, bitter ernst;
Eine Schüssel Reis steht auf dem Tische . . ."

Lackl schnarchte skandierend dazu.

Als ich aufwachte, war es heller Tag. Ich fühlte mich richtig zerschlagen. Mein Rücken brauchte geraume Zeit, bis er wieder biegsam wurde.

Die Mädel behaupteten, die ganze Nacht nicht geschlafen zu haben, denn die Situation wäre zu aufregend gewesen. Hatte ich was verpaßt? Offensichtlich haben sie meinen Schlaf ängstlich beaufsichtigt. Anita bewunderte, daß ich mich in meiner unbequemen Lage überhaupt nicht gerührt hätte. Anni ergänzte: „Und geschnarcht hat er auch nicht, obwohl er auf dem Rücken lag." Dafür bekam Lackl einen Verweis für sein Konzert.

Die Sonne schien freundlich durch spärliche Wolkenlücken. Der Sturm hatte erheblich nachgelassen. Nach einer kleinen Katzenwäsche ließen Lackl und ich die Mädel allein.

Onkel Alo saß unten schon am Tisch und trank Kaffee. Zu essen gab es nichts mehr. Die ganzen Vorräte waren ratzekahl aufgefuttert. Unsere treue blonde Seele mit den weißblonden Wimpern brachte jedoch noch für jeden ein gekochtes Ei, wenn auch ohne Brot und Butter.

Und wie sahen die Menschen aus?!

Etwa 11 Uhr vormittags begann die Dünenfähre ihre

Tätigkeit. In dem unbarmherzigen Tageslicht ging der Humor über Bord. Jeder dachte nur an ein schnelles Heimkommen, um sich zu waschen, umzuziehen, zu essen und dann noch einmal zu schlafen.

Der würdige Vorsteher der Dünenfähre zählte die Gäste. In endloser Reihe warteten sie geduldig auf den Abtransport. Geduldig und still. Ebenso wie in der Nacht hörte ich kein streitsüchtiges Wort, kein Schimpfen oder irgendeine nervöse Unduldsamkeit. Ich war auf meine Landsleute richtig stolz. Wie oft werden uns andere Nationen, vor allem die Engländer, als Vorbild für gutes Betragen vor Augen geführt. Diesmal lieferten wir selbst ein Musterbeispiel. Ich ärgerte mich nur, die Führernatur nicht entdecken zu können. Er soll die ganze Nacht regiert haben. Ich hätte ihn so gern mit einer flammenden Anrede auf den Schild erhoben, um dann abzuwarten, was sich daraus ergibt. Vielleicht wäre das Selbstbewußtsein wie ein Senfkorn aufgegangen. Oft genügt eine winzige Anregung. –

Die Überfahrt war immer noch recht bewegt. Die Spritzer machten die müden Menschen wieder lebendig, so daß die Gesichter beim Anlegen an der Brücke ganz erfrischt aussahen. Salzluft und Salzwasser tun Wunder.

Drei Wochen später wurde ich von einem Berliner Vetter in eine Bar an der Joachimsthaler Straße verschleppt. Der kleine Klavierspieler fing in einer seiner Gefechtspausen leise mitsummend das Lied an: „Unsere Lage, die ist bitter, bitter ernst . . ." Ein Gast hatte es ihm beigebracht. So weit war die Geschichte von der Nacht auf der Düne schon gedrungen. Im Großstadtgetriebe mag sich ein so harmloses Ereignis rasch aus dem Gedächtnis verlieren, aber bei den alten Helgoländern wird man es sich noch nach hundert Jahren zuraunen: Minsch, damals achthundert Badegäste ohne Schutz und meist ohne Kleidung in einer herbstlich kalten Sturmnacht auf der Düne!

Lackl hat Ina, seine Helgoländer Braut, ein Jahr danach geheiratet. Über die Ereignisse auf der Düne hat er ein Gedicht verfaßt, das mit den Worten abschloß:

Außen trocken, innen naß
Sank ins Bett Excellenz Begas.

Eine Kopie davon sollte im Dünenrestaurant unter Glas und Rahmen zum ewigen Gedächtnis aufbewahrt bleiben. Es kam aber anders.

Edu Taten starb leider kurz danach eines tragischen Todes. Er hatte sich nach Ende der Saison nicht von der Düne trennen können und an den Uferbefestigungen mitgearbeitet. Bei dem Fieren eines Bootes, das mit einem Gangspill zu Wasser gelassen wurde, konnte er seine Handspake nicht mehr halten. Dadurch bekam er die nächste in den Rücken und fiel vornüber. Statt liegen zu bleiben, erhob er sich schnell und bekam wieder eine Handspake mit solcher Wucht in den Rücken, daß die Wirbelsäule brach.

Auf der Heimfahrt mit der Dirk nahmen wir die drei Mädchen, Lackl und Hubs mit. Onkel Alo, der außer der Olsch keine Frauensleute an Bord vertragen konnte, machte eine Ausnahme. Statt des Sturmes herrschte dicker Nebel auf der Nordsee. Wir mußten sehr genau Kurs halten und langweilige Stromberechnungen machen, um die richtige Ansegelungstonne zu finden.

Auf halbem Wege nach der Großvogelsand-W-Tonne lief uns eine andere Jacht entgegen, die wir in dem dicken Nebel gerade eben auf etwa drei Schiffslängen ausmachen konnten. Onkel Alo, der am Ruder saß, rief hinüber: „Geht hier der Weg nach Cuxhaven?“ Ein vielstimmiges „Ja“ antwortete. Einer tat ein übriges und schwenkte seinen Arm in der mutmaßlichen Richtung, gleich als ob sich ein Seefahrer im Nebel ohne Anhaltspunkte die Richtung einer Armbewegung merken könnte. Ich war verbittert über den

Witz, aber Onkel Alo freute sich königlich darüber, daß die Leutchen auf seine dumme Frage hereingefallen waren.

Bald hörten wir auch die Schallsignale. (Das Nebelhorn von Helgoland war auf unserem Kurse keine zwei Seemeilen weit zu hören). Trotz seiner scherzhaften Überlegenheit fühlte sich Onkel Alo doch sehr unsicher. Mehrfach wollte er den Kurs etwas mehr landeinwärts ändern, während ich auf dem Gegenteil beharrte. Mit Stromberechnungen ist das so eine Sache. Im engen Raum der Küstensegelei reichen die Unterlagen nicht aus, so daß ich selbst uneingestandenermaßen schließlich mehr nach dem Gefühl ging.

Sobald wir nach dem Log die Länge des Weges bis zur W-Tonne abgelaufen hatten – es war eine Stunde nach Hochwasser, und wir konnten noch keinen Flutstrom haben –, setzte ich den Kurs auf Elbe 2 ab. Mit dem Lot konnte ich zwar keine genauen Rechnungen aufstellen, denn wir liefen ganz gute Fahrt und für Lotreihen reichte der Seeraum nicht aus, aber einige Bestätigungen ließen sich ermöglichen. Zur vorausgesagten Zeit trafen wir direkt auf das Feuerschiff Elbe 2, ohne vorher ein Seezeichen gesehen zu haben.

Onkel Alo sagte nichts mehr, obwohl ich ihm ehrlich bekannte, mehr durch Glück als durch Methode gerade an der engsten und gefährlichsten Stelle auf wechselnden Kursen den wichtigsten Ansteuerungspunkt gefunden zu haben.

Angenehm war mir der Ruhm keineswegs, denn er fühlte sich nun seinerseits völlig entlastet, und ich konnte mich allein anstrengen, um inmitten der Tuterei entgegen- oder mitkommender Dampfer eine Enttäuschung zu vermeiden. In Cuxhaven streikte ich. Im Amerikahafen wurde vor Anker gegangen, und dann setzte ich die Badegesellschaft an Land, damit sie mit dem Zug nach Hamburg fahren konnte.

Am nächsten Abend machten wir an der Jachtklubbrücke in Kiel fest.

KREBSESSEN IN FINNLAND

Die Eröffnung der Krebssaison wird in Schweden und Finnland gesetzlich geregelt. Während man in Deutschland mit dem 1. Mai die Reihe der Krebsmonate ohne „R" beginnt, darf in Schweden vor Anfang August kein Krebs gegessen werden. In Finnland gestattet ein Regierungserlaß die Genüsse etwa vierzehn Tage früher, so daß es sich lohnt, das dringendste Verlangen erst einmal in Finnland zu befriedigen.

Das war der alleinige Grund, warum wir an der finnischen Küste herumschipperten, um zur ersten Gelegenheit zurecht zu kommen.

Unsere deutschen Karten waren zwar ausgezeichnet, aber in den finnischen Schärengewässern fehlte doch der Größenmaßstab für genauere Angaben. So recht und schlecht schipperten wir erst einmal nach Usikanpunki. Der Name klingt romantischer, als er ist. Jedenfalls hieß der Ort in schwedisch einfach Nystad. Es ist nach Turku (Åbo) der größte Ort an der Westküste. Der Zweck war die Erlangung einer finnischen Karte. Der Ort selbst war schmuck und freundlich, aber ziemlich leer. In einer Bruthitze liefen wir die Hauptstraße hinauf und hinunter, ohne einen einzigen Menschen zu treffen, der schwedisch, deutsch oder sonst irgendeine Sprache verstand. Die sonst übliche Zeichensprache reichte nicht aus, aber es schien mir einfach unfaßbar zu sein, daß in einer Hafenstadt von immerhin 4000 Einwohnern außer finnisch kein einziges Wort gesprochen wurde, nicht einmal finnländisch, also schwedisch.

Schließlich dachte ich, daß ein Apotheker doch sicherlich

Verständnis finden würde. Ich wanderte hinein und wurde dort freundlichst von zwei entzückenden Mädchen in Empfang genommen. Unzählige Heilmittel wurden mir vorgelegt, aber meine Verlegenheit nahm nur zu, je bedenklicher die Mienen bei einem offensichtlich sehr ausgefallenen Krankheitsfall wurden. Onkel Alo hatte keinen Sinn für neckische Unterhaltungen und stampfte wieder aus der Apotheke heraus. So mußte ich auch die halb angeknüpften Beziehungen aufgeben, denn es hätte noch geraume Zeit gebraucht, bis der Sprachunterricht – wechselseitig finnisch-deutsch – von den leicht faßlicheren Dingen bis zur Mangelkrankheit bezüglich Seekarten Erfolg gehabt hätte. Obgleich es sich erraten ließ, daß abends irgendwo ein Tanz stattfinden und daß die Krebssaison erst am nächsten Tag beginnen würde, warnten mich die harten Schritte Onkel Alos draußen auf der Straße vor allen Nebenwegen.

Inzwischen hatten Methoula und Hannes eigene Versuche unternommen. Als Erfolg brachten sie eine vergilbte, auf Leinen aufgezogene Seekarte von Usikanpunki mit. Sie fanden den Schatz in irgendeinem Lotsenbüro mit der Verpflichtung, die Karte nach Benutzung zurückzuschicken.

Nun hatten wir einige Aussicht, aus dem Gewirr von Steinen und Schären wieder herauszufinden, aber sie reichte nicht aus, um bis Raumo zu kommen, das wir zum Krebsfest ausersehen hatten, weil uns Usikanpunki allzu verlassen vorkam. Nach neuerlichen Überredungskünsten gelang es jedoch, auch eine Karte von Raumo zu bekommen, allerdings diesmal nur für sehr viel Geld, d. h. etwa 45 Finnmark = 3 Reichsmark.

Zur Mittagszeit des nächsten Tages gingen wir vor Raumo zu Anker. Die Stadt liegt weit von der Küste entfernt, so daß wir von unserem Ankerplatz aus nicht viel davon sahen. Dafür sorgten zahlreiche große Segler altertümlichster Art von der völlig verrotteten Hulk bis zum ausbesserungs-

fähigen Seegreis für ein Erlebnis echter Romantik. Man hatte den Eindruck, daß der Stil bis in das 18. Jahrhundert hinabreicht. Auf den zeitgenössischen Bildern der Piratenschiffe von Morgan, Black Beard, Kaptain England usw. sieht man auch die hohen Quarterdecks mit klassisch gedrehten Holzsäulen als Relingsstützen.

Aus Raumo stammen berühmte Holzsegler, und manches Mal habe ich auf Reisen bei altertümlichen Seglern den Namen Raumo als Heimathafen gelesen. Auf einer dieser Werften möchte ich auch einmal ein Schiff bauen, um mit der zeitlosen Schönheit dieser Fahrzeuge das Tempo unserer Zeit vergessen zu lernen.

Soweit man mit dem Glas feststellen konnte, führte ein langer Fahrweg zur Stadt. Da nirgends ein Auto zu sehen war, bedeutete dies einen langen Fußmarsch, wogegen wir als Seeleute trotz allen Krebsverlangens sehr viel einzuwenden hatten.

Immerhin wollten wir erst einmal an Land, um zu rekognoszieren. Als wir mit dem Motordinghi in die Nähe des Ufers kamen, stellte es sich heraus, daß unmittelbar neben einem primitiven Anlegeplatz ein kanalartiger Wasserarm zur Stadt führte. Um den Fußmarsch so weit als möglich zu verkürzen, fuhren wir weiter. Der Schlauch nahm auch kein vorzeitiges Ende. Zahlreiche Ruderboote sorgten für Aufregung, denn über Ausweichregeln schien wenig Einigkeit zu herrschen. Das Wasser war schwarz und wurde allmählich noch schwärzer. Die Ruderboote wurden seltener, und zum Schluß fuhren wir fast allein auf dem Styx. Die Fahrt endigte in einem Bassin, dessen Duftigkeit die Annahme rechtfertigte, daß wir die offene städtische Kanalisation benutzt hatten, um den Fußmarsch zu vermeiden. Mit möglichst wenig Luftverbrauch gingen wir an Land und atmeten erst in den freundlichen Anlagen auf, die sich der Wasserstraße anschlossen.

Nun tauchte wiederum das Verständigungsproblem auf. Kein Mensch kümmerte sich um uns, und niemand glaubte, mit unseren schwedischen Brocken oder anderen westeuropäischen Sprachen etwas anfangen zu können. Unser Umherwandern wurde wenigstens damit belohnt, daß wir ein Haus fanden, von dem man den Eindruck eines Restaurants haben konnte. Bald saßen wir fünf Fremdlinge – die Olsch, Onkel Alo, Methoula, Hannes und ich – um einen Tisch herum und harrten der Dinge, die in einem Gasthaus zu kommen pflegen. Zuerst geschah gar nichts. Dann sahen nacheinander mehrere männliche und weibliche Wesen durch die Tür des wohnlich ausgestatteten Gemaches. Das Signal dafür war jedesmal ein heftiges Auf- und Zuklappen der Tür. Langsam dämmerte es mir, daß ich mich vielleicht geirrt haben könnte, und daß wir in ein völlig privates Heiligtum eingedrungen wären. Es blieb uns jedoch gar nichts weiter übrig als sitzen zu bleiben. Das lohnte sich auch, denn nach geraumer Zeit erschien ein Mann mit dem Selbstbewußtsein des Besitzers. Anscheinend war er von irgendeiner Beschäftigung abberufen worden, um Haus und Hof zu verteidigen. Der Eindruck, den er von uns gewann, muß aber ganz versöhnlich gewesen sein, denn nachdem er sich durch Umhersehen vergewissert hatte, daß noch alle Wertgegenstände an ihrem Platz waren, begann er feierlich auf uns einzureden: in finnisch. Er blieb dabei, so sehr wir ihn auch davon abzubringen suchten. Onkel Alo rauchte friedlich an seinem Stummel, sah zum Fenster heraus und nahm keinen Teil an den Verständigungsbemühungen. Plötzlich sagte er schlicht und bestimmt nur das einzige Wort: Sherry. In der nunmehrigen allgemeinen Stille wiederholte er sachlich das Wort Sherry, in dem er nacheinander auf uns einzeln zeigte und dann fünf Finger aufhob.

Der große Mann verschwand tatsächlich widerspruchslos.

Onkel Alo erklärte gemütsruhig, daß „Sherry" in allen Sprachen verstanden würde, und er hatte heute noch keinen getrunken, also höchste Sherrytime.

Der große Mann machte ein komisches Gesicht, als er mit einer Flasche Sherry und sechs (nicht fünf) Gläsern wiederkam. Er sprach zwar weiter, aber nur noch milde.

Wir prosteten wortlos einander zu und lauschten der Uhr, die an der Wand tickte. Die ganze Situation war ziemlich verfahren. Merkwürdigerweise war sogar das Zauberwort „Krefta" wirkungslos. Erst als ich auf einem Blatt Papier einen wundervollen Krebs aufzeichnete, begann ein langsames Verstehen. Dann zeichnete ich einen Mann, der einen Krebs in den Mund steckte. Daneben bildete ich eine Flasche mit Glas ab. Endlich in Fahrt, erzählte ich mit kleinen Skizzen eine ganze Geschichte, angefangen von der Jacht am Ankerplatz draußen, bis zum Kellner, der Krebse servierte. Darüber ein Kalenderblatt mit dem Datum des heutigen Tages.

Jetzt wurde endlich der große Mann verständnisinnig. Er schrieb das Datum des heutigen Tages mit einer abendlichen Uhrzeit auf. Dazu machte er sehr bezeichnende Andeutungen an seinem eigenen Körper, um Weiblichkeit in den Vorstellungsbereich zu rücken. Mit einigen Tanzschritten und einem Augenzwinkern versprach er ganz besondere Genüsse, die uns entsetzlich verlegen machten – in Gegenwart der Olsch, – ohne daß wir unsere äußere Munterkeit aufgeben durften, um nicht den Faden abreißen zu lassen.

Meine schöne Krebszeichnung strich er einfach aus. Er hielt Mädchen für interessanter. Mein Gott, sollten wir vielleicht in ein – nein, das war doch nicht gut möglich. Es sah alles so bürgerlich aus, und so dunkle Häuser gibt es sicherlich nicht in Raumo.

Das Rätsel wurde nie gelöst. Ich klopfte mit meinem Bleistift energisch auf den gezeichneten Krebs und betonte

meinen unbeugsamen Willen. Vor den Krebs setzte ich eine 1 und vor das Abenddatum eine 2. Das verstand er.

Umständlich zeichnete er einen Stadtplan auf und markierte darin einen Punkt, der als Ziel unserer Sehnsucht empfohlen sein sollte. Daneben schrieb er: Club. Darauf allgemeines Händeschütteln, heimliches Augenzwinkern, das ihm alle Hoffnung ließ, und eine Abschiedsvorstellung für Taubstumme. Der Sherry blieb unbezahlt.

Nach dem Stadtplan hatten wir nur einen Häuserblock zu umrunden. Aber nirgends war ein Anzeichen für einen Club. Onkel Alo setzte sich mißvergnügt auf eine Bank in den Anlagen, die übrigen setzten sich nach weiteren Enttäuschungen daneben. Ich ärgerte mich über meine eigene Genierlichkeit, versuchte mich zu überwinden und öffnete einfach Tür für Tür, um jeden Menschen mit dem fragend ausgesprochenen Wort „Club" zu interessieren.

Nicht weit von Onkel Alos Bank, auf der es sich in der bulligen Hitze auch schlafen ließ, fand ich unerwartet eine Tür, die zu clubartig unausgestatteten Räumen führte. Die beiden ersten Zimmer waren leer. Mutig ging ich in ein drittes Zimmer, wo vier Herren Billard spielten. Sie blickten kurz auf und nahmen dann keine Notiz weiter von mir. Ich stand eine Zeitlang stumm in der Tür, was sie nicht im mindesten zu stören schien. Mit neuer Selbstermutigung ging ich weiter in das nächste Zimmer, das abermals leer war. Erst in den Wirtschaftsräumen traf ich neuerlich einen Mann, der Teller abwusch, ebenfalls kurz aufsah und mich dann als Luft betrachtete. Die Situation wurde allmählich derartig gespensterhaft, daß ich endlich meinen Humor und somit auch meine Selbstsicherheit wiederfand. Vergnügt pfeifend wanderte ich weiter und durchsuchte das ganze Haus. Das war den vorhandenen Männern zu viel. Ich hörte erregte Stimmen, und plötzlich schnitt mir ein Mann mit strengen Augen und viel Hoheit den Weg ab.

Wiederum probierte ich mit unterschiedlichsten Sprachen. Zuletzt redete ich ihn in Spanisch an, und siehe da, er verstand ein wenig davon, vor allem das Wort: Comida. Mit stolzer Gebärde zeigte er auf sich und sagte: Cäppen. Ich tat das gleiche und fügte mit einer Armbewegung nach dem Hafen hinzu: Schipp. Zur Erläuterung zeichnete ich wieder einen Krebs auf. Dazu die Pulle. Der Käppen grinste und nickte. „Uno?" fragte er mit Aufheben des Zeigefingers. Ich streckte fünf Finger aus, erst einen mit einer Bewegung auf mich und dann vier mit einem Wink nach der Bank draußen in den Anlagen. Nun zählte er auch auf englisch: One, two, three, four, five!

Jetzt, nachdem er endlich mein Ansinnen vollständig begriffen hatte, übernahm er sofort die Führung. An der Tür des von ihm gewählten Raumes sagte er bedeutungsvoll: „for gentlemen only." Das wiederholte er ebenso oft wie die englischen Zahlen, und damit war auch sein englischer Sprachschatz erschöpft. Geschäftig drückte er mich auf einen Stuhl und sauste los, halb angezogen oder besser ausgezogen, wie er in der Hitze war.

Zehn Minuten saß ich allein und fürchtete schon, vergessen zu sein, als die Olsch, Onkel Alo und Hannes hereinspazierten. Onkel Alo machte einen etwas verstörten Eindruck. „Sag mal, was ist das für eine verrückte Geschichte?"

Er war mit den anderen friedlich in der Mittagshitze auf der Bank entschlummert, als plötzlich ein halbnackter Mann vor ihm auftauchte und auf jeden tippte: „One, two, three! – four?" Mit großen Gesten brüllte er sein aufregendes: „four?" Überhören oder übersehen konnte man ihn nicht, zumal er jeden einzelnen am Ärmel schüttelte und dabei gar nicht auf die verängstigten Gesichter achtete. Schließlich änderte er seine Taktik. Um ordnungsgemäß alles der Reihe nach zu erklären, wies er zuerst auf das Haus, in dem ich gefangen saß. Dann sagte er mit der milden Stimme

eines Lehrers, der es noch mal im Guten versucht: One. Onkel Alo war two, die Olsch three und Hannes four. Und dann brüllte er wieder vor Entsetzen über einen unerträglichen Verlust, über eine Disharmonie in der Weltordnung: „five?"

Die Sache wurde nunmehr dadurch erklärlich, daß Methoula, der „Fünfte", nochmals an Bord zurückgefahren war, weil er irgendetwas vergessen hatte. Onkel Alo beschwichtigte also den vermeintlich Wahnsinnigen mit dem Wort „Five" und einer Armbewegung in die Ferne des Ankerplatzes. Das war ein Grund zu gewaltiger Fröhlichkeit des halbbekleideten Mannes, der sein Vertrauen in die Gerechtigkeit des Schicksals und seinen Glauben an die Menschheit zurückgewann. Er zerrte die müden Leute von der Bank herunter und in das Haus hinein. Da saßen wir nun wieder beisammen und harrten ängstlich der weiteren Dinge, die da kommen sollten.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür, und der Cäppen kam mit einem Arm voll Schnapsflaschen herein. Jeder bekam vorsorglich eine davon. Er selbst auch. Gläser kamen nach. Von meiner Zeichnung hat ihn vermutlich vor allem die Buddel interessiert.

Mit schwingendem Glas und Flasche hielt er eine Begrüßungsrede, in der die Worte „for gentlemen only" eine große Rolle spielten. Die Olsch ärgerte sich darüber und fügte hinzu: „Ladies also!" Der Cäppen stutzte, begriff, und mit seinem dröhnenden Gelächter war wiederum ein Grund zum Trinken gegeben. Gerade als ich sanft zu protestieren wagte, weil der Schnaps auf einen leeren Magen wenig heilsam ist, da öffnete sich wiederum die Tür, und der Mann aus der Küche brachte einen stattlichen Haufen roter Krebse. Das war die „comida", mit der zuerst die Verständigung gelang. Mitessen wollte der Cäppen nicht, aber mitsaufen. Das ist zwar kein literarischer Ausdruck,

aber er ist richtig. Vorsichtshalber habe ich erst einmal unmäßig Krebse gegessen, so daß der Berg bald verschwunden war. Zum Trost kam ein neuer roter Berg, und dann noch einer und noch einer. Wieviel es im ganzen waren, hat die durch Schnaps getrübte Erinnerung nicht mehr einbeziehen können.

Es ist kaum denkbar, wie lebhaft eine Unterhaltung sein kann, ohne daß man die Worte verstand. Zu jeder Ansprache fügte der Cäppen hinzu: „for gentlemen only", und als Nachsatz: „also for ladies."

Seit jeher ist es bekannt, daß der Alkohol schlummernde Fähigkeiten aus ihren profanen Verstrickungen zu befreien vermag. Es ist zwar keine tröstliche Regel, aber eine tröstliche Ausnahme. Der Cäppen deutete auf sich selbst und sagte: „Cäppen". Dann deutete er auf mich und wiederholte „Cäppen". Dann deutete er fragend auf Onkel Alo. Ich erklärte ihm unsere Gesellschaft in einem Gemisch von Französisch, Englisch und Spanisch, je nach dem Verständnis, das sich in seinen Mienen widerspiegelte. Den Admiral und den Cäppen brachte er schnell durcheinander, und die Olsch verheiratete er mit Onkel Alo.

Jedes Thema wiederholte sich mit lautem Gelächter mindestens zehnmal, und wenn er nichts mehr zu sagen vermochte, kam wieder: „for gentlemen only" an die Reihe. Inzwischen aßen wir Krebse. „Essen" ist ein falscher Ausdruck. Man muß noch „fr" davor setzen. Der Cäppen aß nicht, er trank nur. Zu Krebsen muß man reinen Wodka trinken, wegen der roten Farbe. Krebse sollen in Sprit schwimmen.

„Only for gentlemen" – Pause – „also for ladies" – Pause – „Cäppens, Admiral und – – Pause – „Caramba" – „all gentlemen" leierte der edle neue Freund sein Repertoire ab. Der besagte Alkohol machte ihn lebendig, und nach häufigen durch Trinken verlängerten Kunstpausen stotterte er

in einem Kauderwelsch von 4–5 Sprachen die Geschichte seines Daseins. Soweit ich ihn verstand, war er früher Kapitän gewesen, hauptsächlich nach Süd-Amerika. Später zog er sich als Clubleiter oder vielleicht Ökonom nach Raumo zurück.

Zu den Krebsen muß ich bemerken, daß sich diese sowohl in ihrer Qualität als auch in der Zubereitung sehr wesentlich von deutschen Gepflogenheiten unterscheiden. Sie sind bedeutend kleiner als die deutschen Riesenkrebse, und ihre Schalen sind so zart und weich wie dünne Pappe. Sie lassen sich also sehr leicht auslösen, so daß auch ein wenig geübter Krebsesser zu seinem Recht kommt. In Deutschland ist ein geschicktes Krebsessen eine Kunst, in Finnland so wenig Kunst, als ob man Garnelen auszöge. Dabei werden die ganz frisch – wie überall in Dill – gekochten Krebse eisgekühlt serviert. Man betrachtet es als Barbarei, die Krebse warm zu essen oder sie sogar triefend aus einer Suppe herauszuholen. Wer sie kennt, zieht unbedingt die finnisch-schwedische Eßweise vor, bei der die Suppe durch Schnaps ersetzt wird.

Der Cäppen verschwand mehrfach, vermutlich um ein Wörterbuch zu konsultieren, denn jedesmal war ihm ein neues Wort eingefallen, was sein Repertoire ungemein erweiterte. Die allgemeine Fröhlichkeit hatte an diesem glutheißen Tage etwas Herzzerschmelzendes. Wir fühlten uns als Brüder einer schönen Welt, und selbst Onkel Alo, der fremden Menschen gegenüber immer äußerst reserviert bleibt, beteiligte sich mehr und mehr an der schwatzhaften und schmatzenden Munterkeit.

Wir hatten vielleicht eine gute Stunde gegessen, getrunken und geredet, als sich draußen ein Krach erhob. Dazwischen dröhnte die Stimme des verschwundenen Cäppens: „For gentlemen only!“ Als sich die Tür öffnete, erschien unser guter Methoula, den wir ganz vergessen hatten. Noch völlig

verdattert, stand er unschlüssig in der Tür. Der Cäppen hatte ihn nicht vergessen, sondern Posten ausgestellt. Als der ahnungslose Genosse schöner Tage auf der städtischen Kanalisation in Sicht kam, wurde er – Erklärungen waren ja nicht möglich – einfach arretiert und abgeführt. Dann erlebte er eine ebenso wenig aufschlußreiche überlaute Ansprache des Cäppens, so daß er schon fürchtete, wegen irgendwelcher ihm unklaren Staatsvergehen, Spionage, Schmuggel usw. verhaftet zu werden. Methoula war Volljude, und wir befanden uns in der Nazizeit, so daß unsere Phantasie allzu bereitwillig jeden Verdacht an unliebsame Geschehnisse aufgriff. An Flucht war kaum zu denken, und außerdem wollte er uns nicht im Stich lassen. Hilfe von außen zu besorgen, war auch nicht möglich. Wahrscheinlich war die ganze Gegend, bis in die freie Bottensee hinaus, schon längst alarmiert.

Und jetzt bot sich ihm ein sonderbares Bild. Die Olsch thronte auf dem Sofa und verteilte Krebse, Onkel Alo vertrat sich die Beine zwischen Fenster und Tisch. Hannes und ich versanken hinter roten Schalen, und die Sonne blinzelte durch eine mächtige Batterie von Flaschen und Gläsern.

Es dauerte einige Zeit, bis sich Methoula erholt und umgestellt hatte. Dann ging er in der ihm eigenen bedächtigen und gründlichen Art daran, uns einzuholen. Dafür ernannte ihn der Ökonom zum Professor.

Eine weitere Stunde verrann. Der Cäppen erweiterte den Gesichtskreis durch die Behauptung: „Only gentlemen in Raumo." Dazu eine weit ausholende kreisförmige Bewegung mit beiden Armen. Das Thema Raumo war neu und versprach viele Wiederholungen, aber in seinem Kopf dämmerte eine Idee.

„You admiral", donnerte er mich an, erhob sich und verschwand.

Eine kleine Zeitlang herrschte Ruhe. Nur Methoula hatte sich in ein für ihn bedrohliches Tempo hineingesteigert. Als die Tür wieder aufging – es dauerte diesmal eine gute Viertelstunde –, erschien der Cäppen mit einem Mann in Hemdsärmeln und verkündete mit lauter Stimme: „Burgemester of the city of Raumo! Admirals and cäppens!"

Hatte er doch tatsächlich den Bürgermeister geholt, um die Stadt würdig zu repräsentieren. Admirale konnten das verlangen, doch der wohlwollend grinsende Bürgermeister zuckte zusammen, als er die Olsch sah. Blitzschnell entwand er sich dem Cäppen, um nach weiteren zehn Minuten tadellos angezogen wieder zu erscheinen.

Auch der Bürgermeister sprach außer finnisch kein Wort. Aber er trank mit und nickte zu allen Reden. Der Cäppen redete sehr viel über den Burgemester und die edle Stadt Raumo, die annähernd die Mitte unseres Sternsystems zu bilden schien. Die offizielle Feierlichkeit ließ aber langsam wieder nach, und wir versanken alle von neuem in eine lächerliche Redseligkeit ohne gegenseitiges Verständnis.

Die Schweden und Finnen pflegen – wie gelegentlich auch andernorts geübt wird – diesem Bewegungsbedürfnis der Red- und Kauwerkzeuge dadurch zu entsprechen, daß sie Schnapslieder singen, die eigens zu diesem Zweck auf Krebse, Schnaps, Mädchen und irgendeinen unbegründeten Tod vorbereitet und konstruiert sind. Der Cäppen fing bald an zu singen, zuerst sogar shanties. In das Gold von Sakramento konnten wir einstimmen, in das übrige nur lallenderweise.

Onkel Alo wurde eisern. Er bekam jene hartnäckige Ruhe, mit der sich streng erzogene Menschen vor jeder Entgleisung zu schützen vermögen, die der Alkohol, die Sonne oder die Fröhlichkeit der Menschen heraufbeschwört. Dafür kontrollierte er ein Gleichmaß der materiellen Genüsse. Es konnte nicht angehen, daß ein einziger Krebs übrig blieb oder eine halbvolle Flasche verkam. Es ist merkwürdig,

wie gut man Wodka verträgt. Mir kommt das Zeug immer sehr dünn vor. Aber es schmeckt ausgezeichnet, besonders, wenn man es nicht gewohnheitsmäßig, sondern nur bei seltenen Festgelegenheiten trinkt.

Der Bürgermeister, der immer kleiner geworden war und mit seiner rundlichen Figur unterm Tisch zu versinken drohte, bekam ganz verklärte Augen. Als einmal eine Schnatterpause eintrat, begann er allein und gestochen scharf zu singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin." In klarer deutscher Sprache.

„Heiliges Donnerwetter", sagte Onkel Alo vor Angst, daß der Bürgermeister unsere dauernden unheiligen Zwischenbemerkungen in Deutsch verstanden hätte. Es war aber nicht so. Der Alkohol und die Musik lösten aus dem Gedächtnis des Burgemesters einige Sprachübungen, deren Sinn er wohl nicht mehr verstand, deren Melancholie ihn jedoch zu Tränen rührte.

Der Tumult war unbeschreiblich. Der Cäppen war furchtbar stolz auf seinen Burgemester, der die gleiche Strophe viele Male wiederholen mußte.

Auf Veranlassung von Onkel Alo war in die Wassergläser mit Schnaps immer Eis hineingetan worden. Das kühlte und wärmte und verdünnte zugleich. Es duhnt auf so fröhliche Manier. Anscheinend kommen nur die guten Seiten der Menschen zum Vorschein.

Die Olsch, die natürlich am Schnaps mehr genippt als getrunken hatte, guckte mit roten Bäckchen vergnügt in die Gegend. Hannes wurde sehr männlich, eine Vergnügtheit gemischt mit gnädiger Nachsicht. Methoula lachte nur noch. Seine klein gewordenen Augen strahlten im Strahlenkranz unzähliger Fältchen.

Als Nachtisch gab es Brot, Butter, Käse und Schnaps. Die noble city of Raumo stieg in unseren Augen, obgleich das dunkle Brot süß wie Honig war. Der Cäppen, der wieder

einmal von einer seiner Dienstreisen zurückkam, sagte ernst und eindringlich: „Only for gentlemen – ladies also." Sogar Fingerschalen gab es.

Es war schon spät am Nachmittag, als wir uns endlich aufrafften, um wieder an Bord zu gehen. Mein Gehirn dröhnte. Den anderen wird es ähnlich ergangen sein. Die große Hitze draußen trug auch nicht zur Ernüchterung bei.

Der Cäppen und der Burgemester begleiteten uns bis zur Anlegestelle an der städtischen Kanalisation. Hannes warf den Motor an, und ich setzte mich ans Steuerrad.

Mit großer Sorge sah ich der Zukunft entgegen. Die Fahrt durch den Kanal dauerte eine gute halbe Stunde. Außerdem war sehr viel Verkehr. Die ganze Einwohnerschaft schien zurückzukehren. Ich biß die Zähne aufeinander und stellte mir Denkaufgaben, um nicht die Kontrolle über meinen Gehirnapparat zu verlieren. Die anderen waren uninteressiert. Nur die Olsch verfolgte meine Manöver mit besorgter Aufmerksamkeit.

So fuhren wir dahin in dem Bewußtsein, daß weit draußen eine Jacht liegt, wo uns hilfreiche Leute an Bord holen würden, weiche Pfühle in Form von Kojen warteten, wo frischer Seewind weht und abendliche Kühlung bringt. Vorläufig aber irritierten mich lauter Enten. Den lieben Tierchen wollte ich nichts tun. Eigentlich waren sie sehr dreist. Wo kommen nur die vielen Enten her? Hunderte, Hunderte, überall Enten, ganz kleine und ganz große.

Waren eigentlich die Boote überall so bunt? Die Menschen darin blicken so sonderbar gleichmütig vor sich hin. Ich muß äußerst vorsichtig manövrieren, denn die Leute sehen uns gar nicht; wir sind ja doch unsichtbar! Sie halten stets Mitte Fahrwasser, und ich muß mich ganz dicht an die eine Kanalseite halten, wo es am meisten stinkt.

Manchmal kamen Ausbuchtungen und Krümmungen des Kanals vor, die vorher noch nicht da gewesen waren. War

dieses Dröhnen und Hämmern in meinem Kopf oder im Motor? Und die Krebse waren schön gewesen! So zart und so rosig! Aber ich muß mich zusammennehmen, sonst fallen wir alle in den Bach, und der ist gar nicht appetitlich. Er stinkt.

Alles nimmt einmal ein Ende. Auch der Kanal wird ein Ende nehmen. Er wird aber immer länger. In dieses Hämmern, Brausen und Summen ringsum ertönte eine kunstlose Stimme. Ach so, das ist Methoula. Methoula singt sein Lieblingslied: „Was schert mich Weib, was schert mich Kind! Ich trage weit besseres Verlangen." Ob er damit die Krebse meinte? Meinem Gefühl nach liefen viele Stunden ab, bevor wir unter der letzten dunklen Brücke durchfuhren und ins Freie kamen. In der Ferne winkte die gute alte „Dirk III". Bloß nicht zum Schluß noch den Kopf verlieren oder nachgeben!

Onkel Alo sagte: „Donnerwetter, schon da?" Er fühlte sich wundervoll zeitlos. Die Olsch freute sich auf zu Hause an Bord. Hannes blickte tiefsinnig vor sich hin und lehnte seine Umgebung vollkommen ab, d. h. er schaltete sie aus. Methoula sang. Sang unaufhörlich die gleiche Strophe und so falsch, daß ich es vergeblich mit allen achtel und sechzehntel Tönen nachzupfeifen versuchte.

Mein Anlegemanöver war wundervoll. Ich glaube, daß ich vor aller Anstrengung, um Haltung und geistige Selbständigkeit zu bewahren, stier vor mich hinblickte. Es war ein zweites Ich, das die mechanischen Dinge erledigte, worüber ich selbst am meisten verwundert war.

Bis zur Koje ging ich steif und gerade. Von der durchsegelten Nacht, der Hitze des Tages, der Herumlauferei, von den Krebsen und dem Gerede und nicht zuletzt von dem unmäßigen Genuß von Schnaps war ich hundemüde. In der friedlichen Koje hörte ich, daß der Motor des Beibootes von neuem lief, aber es war auch gleichgültig. Be-

trunkene Männer fand ich von jeher unerträglich. Betrunkene Frauen kenne ich nicht. Nun bringe ich mich selbst noch in den Ruf eines schweren Säufers. – Na, egal, schön war's!

Nach drei Stunden hatte ich ausgeschlafen. Die nächtliche Dämmerung des mittsommerlichen Nordens zeigte den nahen Wachwechsel an. Ich wollte weiterreisen.

An Deck wachte ein schläfriger Bootsmann. Die anderen waren mit der Freiwache zur Koje gegangen. Das Motordinghi war weg, ebenso Methoula. Das Ruderdinghi war auch weg, ebenso Hannes. Die Olsch und Onkel Alo schliefen. Was läßt sich dabei tun?

Der Himmel sah unfreundlich aus. Der Bootsmann berichtete, daß beide Dinghis irgendwo zwischen den Schären herumfuhren. Methoula wäre schon zweimal vorbeigekommen, ohne die Dirk zu beachten. Er singt sein Lied.

Mit dem Glas konnte ich sie beide in entgegengesetzten Richtungen ausmachen. Da wir außer den beiden Dinghis nur einen kleinen Arbeitspram an Bord hatten, mußten wir warten, bis die beiden wieder nüchtern waren oder durch Benzinmangel und Müdigkeit zur Rückkehr an Bord veranlaßt werden würden.

Methoula brauste bald wieder einmal vorüber. Durch heftige Signale mit dem Nebelhorn und durch Winken gelang es, seine Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Fröhlich singend kam er längsseit, und fröhlich singend fuhr er wieder los, um Hannes einzufangen.

Um Mitternacht konnten wir Anker auf gehen. Eine Stunde später lagen wir am Wind bei grober See, Kurs auf Hernösand in Schweden. Es wehte. Mit Fock 2, Klüver 2, Trysegel und Sturmbesan liefen wir 5 Strich gegen einen harten West. Es wurde naß und kalt, und in den nächsten vierundzwanzig Stunden hatte keiner Zeit, sich des gewaltigen Krebsessens in der guten city of Raumo zu erinnern.

Im Sommer des gleichen Jahres, zu dessen Beginn ich nach Westafrika in die Gegend des Äquators fuhr, machte ich mit meiner Jacht Dirk III eine Reise nach dem Nordkap. Das Wetter war hierzu an sich nicht sehr günstig, aber der erste Anlauf von Kiel bis Bergen ging so rasch von statten, daß ich den Plan zeitlich erfüllen zu können hoffte. In 90 Stunden segelten wir durch die dänische Inselwelt, durch das Kattegat und Skagerrak und an der Südwestküste Norwegens entlang, bis wir auf dem Binnenfahrwasser der Sunde und Fjorde die Stadt Bergen erreichten. Darin sind sogar noch zehn Stunden eingerechnet, die wir im nördlichen Kattegat bei wenig Wind in einer unangenehmen Kabbelsee kaum eine Meile Fahrt gemacht hatten.

Von da an wurde das Wetter zusehends schlechter. Es regnete und wehte die ganze Westküste entlang, und da ich aus sportlichen Gründen auf Lotsenhilfe verzichtete, ergaben sich mehrfach Situationen, die meine Mannschaft ernsthaft auf die Probe stellten. Der liebe Gott hat manches Mal, wie der Seemann zu sagen pflegt, den Daumen unterm Kiel gehalten.

In den eigentlichen Sommermonaten wird es bereits in Mittelnorwegen zur Nacht offiziell nicht mehr dunkel. Deshalb sind auch zu dieser Zeit sämtliche inneren Leuchtfeuer gelöscht. Versucht man dann bei einem dicht verhangenen Himmel und der Finsternis schlechten Wetters durch das Schärengewirr ohne Feuerpeilungen und Leuchtsektoren hindurch zu finden, so kann es geschehen, daß man die Mütze verliert. Ein Dampfer kann sich häufig noch mit langsamster Fahrt herantasten, obwohl auch hier die Abwesenheit oder

die Kontrolle von Strömungen vorausgesetzt werden muß, aber ein Segelschiff läßt die Geschwindigkeit nur in gewissen Grenzen regulieren.

In einer sehr dunklen Nacht lagen wir bei stürmischem auflandigen Westwind vor der Einfahrt in die Schären der Vikten-Inseln, um die Enge von Brönnö zu passieren. Wir brauchten dringend Proviant und Wasser, sonst wäre ich im weiten Abstand von der Küste auf hoher See geblieben. Als ich die navigatorischen Schwierigkeiten der Dunkelheit erkannte, war es zu spät, und zwar sowohl zum Freikreuzen von der Küste als auch zum Umkehren.

Unter Sturmsegeln liefen wir eine hohe Fahrt. Die Seen wurden zwar etwas durch die ab und zu vorgelagerten Klippen gebrochen, doch dafür wirbelten sie vor der Küste wie in einem Hexenkessel durcheinander. Weit und breit war an keinen Ankerplatz zu denken, wo ich die neue Dämmerung hätte abwarten können. Schattengleich sah ich die nackten erbarmungslosen Granitblöcke vorbeiziehen, ohne mein gegißtes Besteck mit genauen terrestrischen Ortsbestimmungen nachprüfen zu können.

Die Freiwachen schliefen unter Deck. Die Leute haben wirklich ein bewunderungswertes Vertrauen. Allerdings waren sie müde, denn die Reise dauerte schon über eine Woche, fast unaufhörlich im schwierigsten Fahrwasser. Wache um Wache, Tag um Tag mußten sie sich ablösen, und immer mit gespanntester Aufmerksamkeit die einzigen Hilfsmittel, Seekarten und Segelhandbücher mit der Wirklichkeit in Einklang bringen. Schon bei Tage sieht eine Schäre wie die andere aus, so daß man seine Orientierung sofort verloren fühlt, wenn man seinen Finger einen Augenblick von der Karte nimmt.

Wir waren zu zweien an Deck, der Bootsmann John und ich. John stand am Ruder, und während er mit den Augen auf die matt beleuchtete Kompaßscheibe in einem noch

verhältnismäßig klippenfreien Fahrwasser auf die Eingangsschären Kurs hielt, saß ich am Kartentisch und errechnete die bevorstehenden Kompaßkurse.

Nach dem Patentlog liefen wir trotz der kleinen Segel bei halbem Wind etwa 6 Meilen. Danach konnte ich – immer unter der Bedingung, daß meine Ortsbestimmung zuverlässig war – die Kartenangaben mit den wechselnden Kursen in mein Notizbuch übertragen: 44° für 12 Minuten, 38° für $3^1/_2$ Minuten, 25° für $1^1/_2$ Minuten, 20° für $2^1/_2$ Minuten usw. Auf beiden Seiten war das Fahrwasser von blinden Klippen umsäumt, – das sind Klippen, die gerade eben bis unter den Wasserspiegel reichen und daher unsichtbar sind, wenn sich nicht die See darüber bricht.

Man muß sich darüber klar sein, daß jede heftige Grundberührung den sicheren Untergang bedeutet. Die Jacht Dirk III schleppt am Kiel einen Außenballast von 22 000 Kilo Blei durch das Wasser, wozu noch der Trimmballast hinzukommt. In diesem konzentrierten Gewicht liegt ein gefährliches Moment, das beim Abstoppen durch Berührung mit einem Felsen alle Verbände zerreißt und das Schiff unaufhaltsam in die Tiefe zieht.

Als der Kurs über die freie Wegstrecke nahezu abgelaufen war, stellte ich mich neben den Bootsmann, um mit Notizbuch und Stoppuhr die neuen Kurse im schwachen Schein der Kompaßbeleuchtung anzugeben und die zurückgelegten Wege am Patentlog mit der Taschenlampe zu kontrollieren.

Die Dunkelheit schien undurchdringlich zu sein. Der Mann am Ruder war denkbar nervös, zumal er das erste Mal in Norwegen herumschipperte und sich mit der herben Natur trotz besten Bemühens nicht abfinden konnte.

Die felsigen Schatten voraus schoben sich immer dichter zusammen. Nirgends tat sich ein Durchgang auf. Man hatte das Gefühl, als ob man senkrecht auf die Felsenküste liefe. Eine leise Gänsehaut kroch mir den Rücken hinunter.

Neben den Schären und Klippen, die wie Nadeln aus dem Wasser auftauchen, war es viel zu tief, um zu ankern. Ich konnte auch nicht die Segel noch weiter verkleinern, denn ich mußte Fahrt im Schiff behalten, um etwaige Stromversetzungen in der Wirkung abzuschwächen. Die Situation war teuflisch.

Aus der Dunkelheit sah ich auf beiden Seiten die weißen Brandungen über den gefürchteten blinden Klippen aufleuchten. Wir kamen ziemlich nahe vorüber, denn die Fahrstraße wurde enger. Wenn ich nur wüßte, ob wir die richtige Einfahrt gefunden hatten! Es gab nirgends sichere Anhaltspunkte für eine Beurteilung.

Der Bootsmann warf ab und zu hastige Blicke in den Hexenkessel. Sein Kurshalten war unstetig, und ich mußte dauernd ermahnen. Vor allem durfte er nicht von meiner Besorgnis angesteckt werden. Mit gelegentlichen kleinen zumeist gänzlich abwegigen Bemerkungen versuchte ich eine Gemütsruhe fühlbar zu machen.

Die ersten Kursänderungen klappten auf die Sekunde. See und Wind drehten etwas achterlicher, doch das erhoffte glatte Wasser in dem Klippengewirr trat noch nicht ein. Vielleicht war es ganz gut so, denn mit dem Seegang konnte ich wenigstens die gespensterhaften Klippen an der Brandung erkennen.

Der Bootsmann murmelte halblaute unverständliche Worte, um seiner Erregung Herr zu werden. Es war ein herkulisch gebauter Mann mit einem Kindergemüt. Ein netter Kerl, der aber niemals Soldat gewesen war und daher keine Selbstdisziplin kannte.

Der Wind pfiff in den Wanten. Die See wechselte mit ihren charakteristischen Schaumgeräuschen regelmäßig ab, mit dumpfen Hammerschlägen an die Schiffswand und dem Prasseln der Spritzer an Deck. Wenn doch bloß eins der Feuer brennen würde! Es war stockdunkel, fast wie in einer

Winternacht. Dazu kamen kurze Regenschauer, die auch noch die letzte Sicht nahmen.

Zwei Kursänderungen war ich schon fast völlig blind gesegelt. Jeden Augenblick konnte das Unheil kommen. Hätte ich nur einen Augenblick Zeit gehabt, um die Freiwachen zu purren, zu größerer Sicherheit! Gerade als sich der Regenschleier wieder etwas verzog, segelten wir hart an einer Brandungssee vorüber, die eine blinde Klippe anzeigte, und im gleichen Augenblick sah ich eine große schwarze Wand unmittelbar vor uns aufsteigen. Hier schien die Welt endgültig versperrt zu sein.

Mein Besteck *mußte* einfach richtig sein. Anders wäre die Lage sowieso hoffnungslos. Ich habe es in Norwegen oft genug erlebt, daß man auf eine anscheinend undurchdringliche Wand senkrecht segelte, bis sie sich im letzten Augenblick öffnete und freies Fahrwasser zeigte. Bevor ich noch etwas sagen konnte, sprang der Bootsmann auf und schrie: „Das ist Gottversuchung!“ Damit ließ er das Steuerrad los und rannte sinnlos nach vorn.

Das Schiff hatte ich mit einem Griff wieder auf Kurs, aber es ist nicht möglich, zugleich zu steuern und Ausguck zu halten, denn dazu blendet das Kompaßlicht trotz seiner Dämpfung zu sehr. Mit einem Zornesausbruch konnte ich die Lage auch nicht verbessern. Die Sekunden waren kostbar.

„Mensch, John, stell dich nicht an, es ist ja doch alles völlig klar. Nun komm mal wieder her und nimm mir das Ruder ab. Oder willst du lieber einen anderen Mann wecken, damit er die Wache für dich übernimmt?“

Das half. Widerwillig, wortlos ging er an seinen Platz zurück, und ich konnte erneut mein Notizbuch, die Uhr und das Patentlog vergleichen.

Ich muß gestehen, daß ich mich in diesem Augenblick mächtig zusammenreißen mußte. Die Knie zitterten mir noch von dem Schreck. Die Wand kam näher und näher.

Wind und See wurden merklich ruhiger. Die Wand war immerhin weiter entfernt gewesen, als ich zuerst geschätzt hatte, doch jetzt wurde es ernst.

Zwischen den Klippen gab es schwerlich Platz genug, um aufschießen zu können, aber es mußte notfalls riskiert werden. Plötzlich sah ich ganz deutlich, daß sich die obere Kontur der mächtigen Silhouette ein wenig aufspaltete, wie wenn zwei Kulissen auseinander geschoben werden. Ich hielt durch, obgleich der Bootsmann schon wieder seine Nerven zu verlieren drohte.

Die Wand klaffte mehr und mehr auseinander, bis ich den blassen Schein einer ruhigen Wasserstraße erkennen konnte. Mit einer kleinen Wendung hielt ich darauf zu, und da tauchte unerwartet eine rote Lampe auf. Das Leuchtfeuer der Enge brannte! Gegen alle Gewohnheit und Sommervorschrift brannte das einsame Licht, um die letzten Sorgen zu vertreiben!

In dem für Norwegen so typischen übergangslosen Wechsel glitten wir langsam durch das spiegelglatte Wasser. Die Segel schlugen ein paar Mal back, aber wir hatten Fahrt genug im Schiff, um die Ecken und Windwirbelstellen zu passieren, bis der Wind als sanfter Hauch gleichmäßig von achtern kam.

Eigentlich wollte ich jetzt mit meiner Erziehungsarbeit am Bootsmann beginnen und meiner unterdrückten Wut freien Lauf lassen. Es war aber so lautlos zwischen den Schären, daß ich nicht brüllen wollte, und mit Flüstern kann man keinen Eindruck machen.

Als wir an der Brücke von Brönnö festmachten, war es schon ziemlich hell geworden. Ich verschlief ein paar Stunden, bis die Läden offen waren, und nach den notwendigsten Einkäufen ging es durch erneute Regenschauer unverdrossen weiter nach Norden.

* * *

Das Jahr 1929 fing in Nordeuropa mit einer eisigen Kälte an. Große Teile der Ostsee waren gänzlich zugefroren, und die Schiffe mußten draußen im Eis wochenlang durch Flugzeuge vor dem Verhungern gerettet werden. Rund um Rügen konnte man Schlittschuh laufen, und der Verkehr nach den dänischen Inseln wurde auf Pferd und Schlitten umgestellt.

Das habe ich mir alles erzählen lassen, oder ich las es in der Zeitung, wenn ich mich am Strande von Teneriffa bei 45° Wärme gemütlich in den kohlschwarzen vulkanischen Sand legte. Das Seewasser hatte 25°, und das ist so gerade die Grenze, um noch erfrischend zu sein. Doch das dicke Ende kam nach.

In den letzten Tagen des Monats Februar mußte ich mich wieder heimwärts begeben. Ich durfte zwar damit rechnen, daß die Temperaturen in Deutschland inzwischen menschlicher geworden seien, aber hierin irrte ich mich leider.

Die Unfreundlichkeit begann in der Höhe von Lissabon.

Auf dem Bootsdeck des netten kleinen Dampfers Arukas gab es einen Damensalon. Da ich jedoch wegen des schlechten Wetters dort niemals Damen antraf, die ein Hausrecht beanspruchten, schlugen wir in dem verlassenen Raum unsere Zelte auf. Wie üblich, hatten sich die Passagiere – soweit sie noch auf ihren Seebeinen standen – in fröhliche Vereine aufgeteilt. Unser Verein hatte sein Hauptquartier im Damensalon und spielte Rommé mit sehr viel Eifer, und vor allem mit viel Lärm.

Ein kleiner Universitätsprofessor aus Breslau, dessen Gelehrsamkeit bereits im Orotavatal an einem praktischen Beispiel ruchbar geworden war, und der damit besonders seine große Hilfsbereitschaft bewiesen hatte, erschien eines Tages mit der schüchternen Anfrage, ob er wohl an einem der beiden Damenschreibtische arbeiten dürfe. Das wurde ihm selbstverständlich verstattet, da wir sowieso kein Ver-

fügungsrecht über den Damensalon besaßen. Allerdings bezweifelte ich sehr, daß unser lebhaftes Spiel und die Munterkeit des Dampfers in der hochgehenden See ihm die zur Arbeit notwendige Ruhe zugestehen würden.

Man stelle sich den kleinen Professor vor, wie er vor seinem dicken Manuskript mit winzigen dicht geschriebenen Zeilen an dem zierlichen Schreibtisch vor Anker ging. Der Dampfer schlingerte über jedes erträgliche Maß hinaus. Krampfhaft mußte er seine Bücher und Schreibbogen mit einem Arm summarisch festhalten. Mit der anderen Hand schrieb er emsig. Beide Beine waren gegrätscht, damit der Stuhl nicht umfiel oder auf Wanderschaft ging. Und in diesem Zustand durchstreifte er gedanklich das Gebiet der Gynäkologie.

Wir machten einen Höllenlärm, wenn die Karten vom Tisch rutschten oder die Stühle umkippten, die sich nicht festzurren ließen, denn die Stimmung war ausgelassen. Als ich ihn einmal wegen unseres Verhaltens um Entschuldigung bat, besann er sich in diese bewegte Welt zurück und bekannte, daß er nichts gemerkt hätte. Er merkte auch nichts vom Seegang. Er konnte die Wirklichkeit so vollkommen ausschalten, daß er wahrscheinlich noch weiter geschrieben haben würde, wenn er in den Bach gefallen wäre.

In der Biskaya wurde die Sache noch lebhafter. Es war ein wunderbarer Anblick, wie die langen grauen Seen herangezogen kamen und sich mehr und mehr auftürmten, um dann überraschend gewaltlos unter der Bordwand zu verschwinden. Das Schiff fuhr ziemlich trocken, aber dafür schlingerte es, daß man seines Lebens nicht mehr froh wurde. Nur der Professor nahm keine Notiz davon.

Natürlich konnte man nicht auf der Luvseite lustwandeln, ohne klitschnaß zu werden. Die Schotten waren auf der Backbordseite dicht gemacht, und so blieb man von selbst in Lee. Wind und See kamen etwa zwei Strich vorderlicher als dwars von Backbord ein.

Sobald das Signal zum Mittagessen ertönte, trabten wir in unsere Kabinen, um uns zurecht zu machen. Gerade als ich auf dem hohen Süll zum Speisesaal stand, holte das Schiff so weit über, daß alles unwillkürlich den Atem anhielt. Aus der Pantry hörte man einen unfreundlichen Krach mit nachfolgendem Geklirr von Scherben. Unser schönes Mittagessen war zum Teufel. Die feierliche Sitzung wurde um eine Stunde verschoben.

Das Personal in der Küche habe ich immer sehr bewundert. Auf einem derartig schwankenden Boden bei dicht verschlossenen Skylights in einem fürchterlichen Dunst mit großen Kesseln und Kochtöpfen zu hantieren, ist eine besondere Kunst.

Nach einer Stunde wurde die Sache nochmals exerziert. Erwartungsvoll saßen wir auf unseren festgezurrten Stühlen vor den Tischen, die kreuz und quer mit Schlingerleisten versehen waren, um Teller, Messer und Gabeln in erreichbarer Nähe behalten zu können, als eine mächtige See vorn über die Back kam und das Vorschiff fast zu vergraben drohte. Das harte Abstoppen und das nachfolgende Überholen ließ auch die zweite Mahlzeit über Stag gehen. Der Obersteward entschuldigte sich höflich und bat um nochmalige Verschiebung.

Der Kapitän war nicht heruntergekommen, und stattdessen ging ich zu ihm auf die Brücke. Das kleine Schiff arbeitete schwer, und es hatte den Anschein, daß es ein wenig zuviel wurde. Jedenfalls tat der Kapitän etwas, was ich im stillen erwartet, aber vorher noch niemals in der Praxis erlebt hatte: er drehte bei.

Mit etwa einer Meile Fahrt legte er das Schiff mit der Nase auf die See, und es war einfach verblüffend, wie unmittelbar die Ruhe eintrat. Ich habe mit meinen Jachten häufiger das Beidrehen ausprobiert, aber niemals in einem Ernstfall mit einem Dampfer. Jetzt erst konnte ich bei der wirklich

hohen See in der Biskaya feststellen, welche Bedeutung der Vorgang hat. Allerdings liegen die Verhältnisse bei einem Segelschiff gänzlich anders, und die Technik des Abwetterns ist unterschiedlich. Mit dem Kapitän gab es eine lange Diskussion über die verschiedenen Theorien, wobei ich hinsichtlich der Dampfer mangels Praxis nur das im Navigationsunterricht erworbene Wissen auskramen konnte.

Der Seegang verlor augenblicklich seine Feindseligkeit. Die Bewegungen des Schiffes verwandelten sich in ein gemütliches Auf und Nieder, kein Schlingern, kein Rollen, sondern nur ein Stampfen, das aber der Länge des Schiffes entsprechend, auch bei den höchsten Atlantikseen maßvoll blieb.

Im Speisesaal konnte man beinahe vergessen, daß man sich im schlechten Wetter befand. Recht von vorn bietet ein Schiff nur eine geringe und zudem möglichst widerstandslos geformte Angriffsfläche. Wenn man nicht durch schnelle Fahrt den Abstand von Kamm zu Kamm zeitlich verkürzt, dann kommt die Länge der Seen in der Atlantik zur Geltung. Mit ihrem langen Vorfuß heben sie ganz sachte das Fahrzeug an, durch den Kamm der See hindurch gibt es allenfalls ein paar Spritzer an Deck, aber dann gleitet das Schiff wieder sanft in das Wellental hinab.

Die Sache würde vielleicht unfreundlicher aussehen, wenn die Seen mit ihren steilen Schaumkronen querein kommen, so daß sich das Fahrzeug die Seele aus dem Leibe schlingert. Wenn dann die Eigenschwingungen des Schiffes mit den Seen in Widerspruch geraten, gibt es Bruch, und wenn sie übereinstimmen, dann kentert das Schiff. Nur bei kleinen Seglern ist es ziemlich gleichgültig, wie sie zur See liegen, sofern sie keine nennenswerte Fahrt machen und treibend der See ihren Willen lassen. Sogenannte Brecher entstehen nur an der Küste, oder wenn man durch zuviel Fahrt den Aufbau der Seen stört, so daß sie sich überstürzen. Die

neueste Theorie sieht übrigens bei wirklich schwerer See, also in Orkanen, die Lage quer zur See trotz aller Schlingerei als naturgegeben und daher auch für Dampfer als besonders günstig an.

Bis zum Abend blieben wir beigedreht liegen. An allen Passagieren, die zum Teil wieder aus ihren Kabinen herauskrochen, war die beruhigende Wirkung deutlich zu sehen. Als wir nach dem Dinner unserer Gewohnheit folgten und das beliebte Rommé spiel aufnahmen, und als auch der Professor sich wieder seefest eingeklemmt hatte, ging der Tanz von neuem los. Der Kapitän meinte, es sei ruhiger geworden. Der Professor merkte sowieso nichts, und wir übrigen hatten so viel zu lachen und außerdem die Karten am Tisch festzuhalten, daß wir den Krach überhörten, der unter uns tobte. Ein Steward berichtete dem Kapitän, der uns gerade einen kurzen Besuch abstattete, daß die Möbel im Rauchsalon in Trümmer gegangen seien. Neugierig eilte ich hinter dem Kapitän her und sah die Bescherung.

Einer der schweren Eichentische hatte sich anscheinend losgerissen und flog wie ein mittelalterlicher Rammbock durch den Raum, um die übrigen Tische, Sessel und Bänke in Kleinholz zu verwandeln. Es gelang einigen beherzten Männern, den Amokläufer einzufangen, und unter den Trümmern entdeckten wir dann die junge Frau eines Berliner Arztes, die aber völlig unverletzt und nur ein wenig verwirrt herausgezogen werden konnte.

So schaukelten wir die Nacht hindurch in die zunehmende Kälte.

Am übernächsten Tag ging es durch den Kanal bei Schneesturm und auch sonst unsichtigem Wetter. Was sind doch die französischen Fischer leichtsinnig! Bis in den Dampfertrack hinein liegen ihre kleinen Boote, die bei Nebel gerammt werden können, ohne daß die großen Amerikafahrer das überhaupt fühlen. Auch diesmal war es nicht ganz leicht,

sich durch die Fischer hindurchzuwinden. Gegen Abend wurde es poppendick.

Glücklicherweise hatten wir unser Winterzeug mitgenommen. Die feuchte Luft auf der Brücke, der Fahrwind – im übrigen wurde es windstill – und die unter Null absinkende Temperatur ließen den Gegensatz zu dem erholsamen Klima auf Teneriffa peinlich fühlbar werden. Die dauernden Nebelsignale mit der Dampfpfeife dienten auch nicht zur Verbesserung der Stimmung. Niemand hatte mehr Lust, Rommé zu spielen, und der Professor herrschte allein im Damensalon. Die Fahrt wurde endlos.

In nur wenigen Metern Abstand passierten wir Terschelling Feuerschiff, dessen mächtiger Schein einige Augenblicke ganz dicht an Steuerbord sichtbar wurde. Das Elend begann jedoch erst, als wir vor der Elbmündung den deutschen Lotsen bekamen und bei dem Feuerschiff Elbe 3 volle 24 Stunden liegenbleiben mußten, da wegen Eis und Nebel die Weiterfahrt nicht möglich sein sollte. Es war bitterkalt. Wir froren wie die Schneider. Im Damensalon funktionierte die Heizung nicht mehr, wahrscheinlich vereisten die Heißwasserrohre, und dieses Übel verbreitete sich langsam über das halbe Schiff.

Nur die Dummen fahren zur See, und nur die ganz Dummen im Winter! Es war so, als ob die Haut durchlöchert sei, sie konnte keine Wärme halten, und die Winterkleider reichten nicht aus.

Endlich ging es Anker auf. Das Eis auf der Elbe wurde immer dichter, und als wir mit vielen Anläufen, zurückgehen und erneuten Anläufen uns bis etwa in die Höhe von Glückstadt durchgemogelt hatten, war es zum zweiten Mal vorbei.

Das Land winkte in einem geringen Abstand herüber. Um das Schiff herum sammelten sich bald neugierige Besucher vom Ufer. Ich zitterte vor Kälte, wenn ich einen Augenblick

an die Reling trat, um sehnsuchtsvoll hinüberzusehen. Die Temperatur war unter –15° gesunken. Der Lotse nannte das milde, denn er verglich es mit den vorangegangenen Wochen in Deutschland. Ich verglich es mit +45° in Teneriffa.

Wenn ich doch nur auf das Eis hinuntersteigen dürfte! Mit ein paar Schritten wäre ich dann am Ufer und könnte mir meinen Wagen bestellen. Unser Haus liegt an der Elbe, nur eine kleine Stunde Fahrt von hier. Leider war das alles streng verboten. Wir mußten erst die Quarantäne-, Paß- und Zollkontrolle erdulden, und deshalb mußten wir im Anblick des nahen Ufers warten, bis uns die Zähne vom Klappern herausfielen.

Den Rest des Tages und die Nacht saß ich mit dem Lotsen in der Kammer bei dem Kapitän. Wir tranken heißen Punsch und hörten auf das Bengel-Bengel-Bengel der Schiffsglocken ringsum, die den neuerlich dicken Nebel anzeigten.

Am Morgen klarte es etwas auf. Das Ufer winkte wieder verführerisch, und ich fühlte mich als Eiszapfen. Auch an dem Schiff hingen inzwischen Eiszapfen rundherum. Die Eisdecke auf der Elbe schien so massiv zu sein, als ob wir noch tagelang und vielleicht wochenlang liegen bleiben müßten. Es kam aber anders.

Ebbe und Flut halten die Elbe trotz aller Erstarrung stets in einer gewissen Bewegung. Das genügt allerdings nicht, um durch die eng gepackten Schollen einen Weg zu bahnen, doch dafür gibt es Eisbrecher. Leider war weit und breit kein Eisbrecher zu sehen. Statt dessen kam einer der riesigen Monte-Dampfer der Hamburg-Süd von See her auf, mit einem halben Dutzend kleinerer Fahrzeuge im Kielwasser.

Die Herrlichkeit des Riesen fand kurz unterhalb von uns ein Ende, das Eis war zu dicht gepackt, und er mußte warten. Mehrfach versuchte er durch Vorwärts und Rückwärts mit voller Maschinenkraft sich von der Umklammerung zu be-

freien, aber erst nach Stunden gab der Tidenwechsel eine neue Gelegenheit.

Der Monte-Dampfer wollte an uns vorbei, um eine Fahrrinne zu bahnen. Beinahe hätte es eine unangenehme Kollision gegeben, denn bei der geringen Steuerfähigkeit der Schiffe war die Ansammlung von so vielen Dampfern nicht ungefährlich.

Statt nach Backbord wurde der Monte-Dampfer nach Steuerbord gedrängt. Mit nicht mehr als einem Meter Zwischenraum schor der gewaltige Vorsteven am Heck unseres Dampferchens klar. Senkrecht von oben sahen die vielen Stewards und sonstigen Leute auf uns mit wilden Gesten herunter, denn wegen des weit überhängenden Bugs konnten sie den Abstand nicht sehen, und deshalb glaubten sie uns schon beim Abbuddeln. Es war auch ein beängstigendes Bild, wie sich unsere Heckflagge schmeichlerisch um den Bug des Monte-Dampfers legte und darüber hinwegwischte. Der Flaggenknopf kann keine Hand breit mehr Raum gehabt haben.

Es ging also alles klar, und als sich das Ungetüm erst einmal vor uns legte, stöhnte, knisterte, splitterte, donnerte und brach die Eisdecke mit dumpfem Poltern an der Bordwand. Im Gänsemarsch zog alles hinter dem Riesen her, und so gelangten wir in den Hafen.

Meine Freunde und meinen Chauffeur, die uns abholten, konnte ich kaum noch erkennen. Ich war ein Eisklumpen geworden. Schwerfällig stiegen wir in den Wagen, der seit zwei Tagen auf der Lauer gelegen hatte. Mechanisch gingen wir durch die Haustür ins Schlafzimmer und direkt ins Bett, aus dem wir dann erst nach vier Wochen einigermaßen ausgeheilt herauskommen sollten.

* * *

An stillen Winterabenden, wenn auf der Elbe das Eis geht, dann hören wir bis zu unserem Haus herauf das Poltern und dumpfe Stoßen der Schollen gegen die Schiffswände. Was die Planken aushalten müssen, ist kaum auszudenken, und die Schiffsrümpfe sehen auch dementsprechend aus, wenn sie nach einer schweren Fahrt ins Dock kommen.

Noch unangenehmer ist es, wenn z. B. der Mast über Bord geht und das mit den Wanten und sonstigen Tauen noch am Schiff festhängende Holz an die Bordwand donnert, wie ich es mehrfach – aber nicht an Bord einer eigenen Jacht – erlebt habe. Um so erstaunter war ich, als wir eines schönen Sommertages mit einem kleinen Dampfer den Ingerman-Elf in Nordschweden heraufuhren.

Wir waren mit der Dirk in das Fjord-System eingelaufen, soweit es möglich war. Allenthalben am Ufer standen Sägewerke und Cellulose-Fabriken. Die Luft war von einem unangenehm säuerlichen Geruch erfüllt. Hier herrscht das Holz.

Der Holztransport aus dem Innern des Landes ist äußerst einfach. Im Winter werden die Bäume hoch im Gebirge gefällt, geschält und gezeichnet. Im Frühjahr, wenn der große Elf auftaut, wirft man die Stämme in den Strom, und damit bleiben sie sich selbst überlassen. Im Laufe des Sommers treiben sie den Strom herunter. Manchmal liegen sie dann eine Zeitlang auf einer Sandbank oder am flachen Ufer, aber irgendwann einmal schwemmt sie ein Hochwasser oder eine Räumungskommission wieder weiter.

Der Strom ist erfüllt von Stämmen, den ganzen Sommer hindurch. Zu vielen Tausenden und Hunderttausenden trudeln sie an der Mündung des Stromes in den Fjord ein, wo sie mit Zäunen und geschickt angelegten Fanganlagen gesammelt werden. Da jeder Besitzer mit der Axt seine Hausmarke darauf geschlagen hat, besteht auch eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß er zu seinem Entgelt kommt.

Dem gleichen Zweck dienen besonders hohe Strafen für Holzdiebstahl in diesem Bereich.

Die Oberfläche des Stromes ist manchmal so dicht mit Stämmen bedeckt, daß man trockenen Fußes von Ufer zu Ufer gehen zu können glaubt, und in dies problematische Fahrwasser lenkte unser kleiner Flußdampfer, den wir an Stelle der Dirk zur Erkundung des Landes benutzten.

Die Schraube des Dampfers wird wohl in einem Tunnel gelegen haben, und der Rumpf muß schwer gepanzert gewesen sein, denn sonst ist die Sache nicht denkbar. Manchmal stauten sich die Stämme zu Dutzenden hoch aus dem Wasser heraus. Dem Schiffsführer war es ganz gleichgültig, ob sie mit dem Kopf voran oder quer an den Bug seines Schiffes kamen. Rücksichtslos fuhr er Volldampf auf die dicksten, wie riesige Flöße aussehenden Ansammlungen los. Gelegentlich mußte er wohl nochmals einen Anlauf nehmen, aber durch kam er immer, ohne viel Nachdenken. Eine tolle Sache, vor allem das senkrechte Stoßen der Stämme gegen den Schiffsrumpf, der wie ein Kessel dröhnte.

Onkel Alo, der sich an der Fahrt beteiligte, kam nicht mehr aus dem Staunen heraus. Er versuchte sich mit dem Schiffsführer zu verständigen, aber das ging nicht. Trotzdem blieb er stundenlang am Vorschiff stehen und beobachtete die dicken Rundhölzer, über die der Dampfer manchmal mit einem Hopser hinwegrutschte. Achtern tauchten die Holztrümmer wieder auf, sichtbarlich zerzaust, so daß sie entweder mit einer scharfen Schraube oder mit irgendwelchen lieblosen Abweisern in unsanfte Berührung gekommen zu sein schienen. Gegen eine solche Fahrt ist sogar die Schipperei auf der Elbe bei Eisgang ein harmloses Vergnügen.

* * *

Es ist schon lange her, da beschwerte sich bei mir ein Sportredakteur über mein geringes Interesse am Boxsport. Er meinte, daß ich doch aus meiner Welt- und Menschenkenntnis einen Beruf gemacht hätte, und hierfür müßte meine sportliche Unkenntnis eine empfindliche Lücke bedeuten.

Wahrscheinlich hatte mich ein zufällig angeflogenes Vorurteil bisher davon abgehalten, eine boxsportliche Veranstaltung zu besuchen, aber ich sah ein, daß diese Bildungslücke ausgefüllt werden müsse. Der Sportredakteur nahm mich zu einer Veranstaltung mit, und ich wartete gespannt auf die Eindrücke, die sowohl die Boxer wie auch die Zuschauer auf mich machen würden.

Als ich hinterher von dem Sportredakteur gefragt wurde, sagte ich ihm ehrlich: „Das Publikum ist das gleiche wie bei allen ähnlichen Veranstaltungen. Ich habe keine neue Note entdecken können, und der Boxsport hat mich wenig befriedigt. Mit einer einzigen Ausnahme fand ich die Vertreter dieser Sportart recht mittelmäßig, ohne die Kennzeichen einer zugleich geistigen Anspannung, die mir auch bei rein körperlichen Höchstleistungen unentbehrlich zu sein scheint.

Nur bei den Rahmenkämpfen fand ich einen Mann, der mir durch das Tänzerische seiner Bewegungen und durch seine raubtierartige Willenskonzentration einen künstlerischen Genuß verschaffte."

Er antwortete: „Ich kann Ihnen sogar sagen, wen Sie meinen. Es ist ein junger Mann, auf den wir große Hoffnungen setzen. Ich werde ihn einmal zu Ihnen bringen." Tatsächlich kam der junge Boxer am nächsten Tag mit seinem Mentor in mein Büro. Er zeigte sich als ein sehr lebhaft interessierter Mann, der mir gut gefiel. Wir sahen uns öfter, da er in Hamburg beheimatet war. Deshalb sollte er nun auch den Sport kennenlernen, dem ich mich meinerseits verschrieben hatte.

Damals besaß ich noch die Jacht Dirk II, ein sehr kräftiges wenn auch keineswegs langsames Fahrzeug von $15^1/_2$ tons Deplacement. An einem schönen Sommertag gingen wir an Bord, legten ab und kreuzten bei einer frischen Brise elbabwärts. An meinen Gast dachte ich erst nach ein paar Wendungen, da der Verkehr auf der Elbe manchmal nicht viel Zeit zu Unterhaltungen läßt. Als sich die Jacht durch den Druck der Segel weich und elegant überlegte, da sagte er langsam: „Ich habe bisher noch keine Angst gehabt, aber – sagen Sie mal, kann denn das Schiff nicht jeden Augenblick umfallen, wenn es so schief liegt?"

Ich erklärte ihm die technischen Einrichtungen mit dem schweren Bleikiel usw., und so beruhigte er sich. Später wiederholte er: „Sie werden der einzige Mensch sein, der mich einmal ängstlich gesehen hat."

Das Reizvolle unserer Beziehungen bestand in der Tatsache der Anonymität des Anfängers und der dadurch bedingten Unabhängigkeit. Allmählich kletterte er dann die ersten Sprossen der Leiter zum Ruhm hinauf, und sehr bald kannte ihn alle Welt: Max Schmeling.

* * *

Wenn ich abgehetzt, nervös, übermüdet, verärgert und so richtig durcheinander geraten bin, dann sehne ich mich nach dem Kalmengürtel, nach der großen Stille. Für ein Seglerherz ist wohl der Passat das Schönste, was man sich denken kann. Vor dem beständigen Wind rauscht der Segler tagein, tagaus durch die blaue See, mit den wundervollen Wolkenszenerien, der wohligen Wärme, den großen Etmalen und den bequemen Wachen. Will man dagegen einmal sein Dasein im Gefühl einer ewigen Ruhe auslöschen, dann muß man in den Kalmengürtel fahren, wo kein Hauch das spiegelglatte Wasser kräuselt und nur die lange Dünung unbe-

kannter Herkunft ein schweres Atmen der ozeanischen Urheimat alles irdischen Lebens andeutet.

An Bord unseres Dampfers war es sehr still. Das regelmäßige leise Stampfen der Maschine wird immer bald so selbstverständlich, daß man es nicht mehr hört. Es war tropisch warm, und ich döste genußsüchtig in meinem Liegestuhl.

Die Hälfte der Mannschaft war tropenkrank. Wahrscheinlich weil die Leute nicht immer gewissenhaft ihren Tropenhelm aufgesetzt haben. Ich war zwar nur ein Passagier, doch ich mußte beim Rudergehen aushelfen, und jetzt hatte ich sozusagen Freiwache.

Plötzlich rief mich der Kapitän von der Brücke herunter an, ich solle mich am Mittagsbesteck beteiligen. Oben angelangt, drückte er mir einen Sextanten in die Hand und schickte mich auf die Brückennock. Ich sah rundum. Nanu? Wo war denn Süden? Ich maß die Sonnenhöhe erst einmal oberflächlich und bekam ziemlich genau 90°. Es mußten noch ein paar Minuten bis Ortsmittag sein, aber die Sonne veränderte sich nur wenig, sie stand fast genau im Zenith. Diese Situation war für mich neu, denn damit ließ sich wirklich keine Himmelsrichtung mehr bestimmen. Man kann schließlich nicht bei jeder Beobachtung den ganzen Horizont entlang messen, um ein Steigen oder Fallen der Sonne festzustellen.

Ich ging also zum Kompaß und merkte mir die Südrichtung. Der Kapitän lachte, und jetzt erfuhr ich, daß der Sonderfall überhaupt der Anlaß gewesen war, weswegen er mich auf die Brücke gerufen hatte. Wir schossen dann beide die Sonne ab und bekamen 89° $59^1/_2$' Nord.

Nach dem Mittagessen beherrschte wieder die bleierne Stille das ganze Schiff. Ich stand im Steuerhaus allein und stierte auf den Kompaßstrich, um Kurs zu halten. Kein Laut war zu hören, außer dem fernen Geräusch der Maschine.

Die See spiegelglatt, nur an einem leisen Heben und Senken konnte man die Atemzüge des Weltmeeres verspüren.

Ich versuchte, möglichst nicht über einen Grad vom Kurs abzuirren. Auf einem Dampfer ist das viel schwieriger als auf einer Segeljacht. Eine Jacht hat einen verhältnismäßig großen Lateralplan und einen V-förmigen Hauptspant, so daß sie am Kurs festklebt. Ein Dampfer hat einen flachen Boden, auf dem er sehr viel leichter abtreibt und giert. Außerdem hält der Druck des Windes im Segel die Jacht fest, d. h. aber nur, wenn der Wind nicht platt von achtern kommt, denn bei dieser Ausnahme ist das Kurshalten nicht so einfach, vor allem im Seegang. Es ist ein besonderer Sport, sich auf die kleinsten Ruderausschläge zu beschränken. Dazu muß man gewissermaßen die Bewegungen des Schiffes vorausahnen und ihnen zuvorkommen. Je sparsamer man im Ruderlegen ist, desto mehr wird man als Rudergänger anerkannt.

Das ganze Schiff schien in der Mittagshitze des Kalmengürtels zu schlafen. Rundum am Horizont war nichts zu sehen. Plötzlich wurde ich hellwach. Die Kompaßrose wanderte 3 und 4° aus. Ich gab energisch Ruder, aber die vermaledeite Rose dachte gar nicht daran, zurückzukommen, wie sich das auf einem ehrlichen Schiff gehört. Sie wanderte weiter und weiter aus. Donnerwetter, was ist mit dem Kompaß? Gibt es hier magnetische Störungen?

Ich ließ das Steuerrad los und sprang auf die Brücke, um nachzusehen, und richtig: an dem Kielwasser war zu erkennen, daß ich einen großen Kreis beschrieb. Eine rätselhafte Sache! Mein Amateur-Verstand reichte nicht mehr aus, und wenn das Karussellfahren mit dem schönen Dampfer auf der weiten See auch ungefährlich war, so sehnte ich mich doch danach, die Verantwortung wieder abzugeben.

Der Kapitän schlief in seiner Kammer. Der erste Offizier kratzte irgendwo Farbe, die obligate Beschäftigung auf der

Heimreise. Mit einigem Hallo erreichte ich einen Mann, der auf die Suche ging, und bald strömten die Menschen in das Steuerhaus. Alles, was noch gesund war, versammelte sich vor dem verrückt gewordenen Kompaß, bis der Kapitän entschied: die Steueranlage oder die elektrische Übertragung setzt aus.

Während sich der Zimmermann an die Arbeit machte, um den Schaden zu beheben, wurde eine Übung für das Notruder anberaumt. Achtern, unmittelbar über der Rudermaschine befand sich ein Handrad, an das der zweite Offizier und ein Mann gestellt wurden. Nun befand sich aber vor dem Handrad kein Kompaß, so daß die Rudergänger auf telephonische Anweisungen von der Brücke angewiesen waren. Ich möchte wirklich wissen, wie man auf diese Weise auch nur einigermaßen stetige Kurse fahren soll. Das Rätsel mögen die Schiffbaumeister lösen, die die Einrichtung erfunden haben. Tatsächlich war das Ergebnis der einstündigen Übung denkbar kümmerlich. Die Sache wurde auch dadurch erschwert, daß man noch zwei Vermittler zur Bedienung des Telephons benötigte.

Wir steuerten also die herrlichsten Zickzackkurse, bis die Anlage in Ordnung gebracht war und die Fahrt wieder normal verlief. Wenn zufällig ein anderer Dampfer sichtbar gewesen wäre, so würde er bestimmt herangekommen sein, um sich die verrückte Fahrerei aus der Nähe zu betrachten.

So aber wurde der Frieden durch nichts gestört. Bald schlief ich wieder auf meinem Liegestuhl. Der Kapitän diskutierte noch eine Zeitlang mit seinen Offizieren, und eine halbe Stunde später träumte wieder das ganze Schiff – mit Ausnahme des Rudergängers – in der todmüden See des Kalmengürtels.

* * *

Wer hat einmal faule Eier gegessen? Man weiß nur, daß die Chinesen dieser absonderlichen Sitte huldigen sollen, aber wie es sich in Wirklichkeit damit verhält, scheint ziemlich unbekannt zu sein.

Einige Zeit nach dem ersten Weltkrieg war über Amerika in ganz Europa das Mah-Jong-Spiel der Chinesen in Mode gekommen. Da ich damals aus Liebhaberei einen Verlag gegründet hatte, entstand die Idee, ein Lehrbuch dieses geistreichen Spieles herauszugeben und gleichzeitig die Fabrikation und den Vertrieb von Spielsteinen anzugliedern.

Gegenüber den amerikanischen und englischen Vorbildern war ich mißtrauisch. Die Sache sollte mit deutscher Gründlichkeit erforscht werden. An den deutschen Universitäten gab es zu allen Zeiten viele ausländische Studenten, und darunter ließ sich unschwer ein Chinese finden, der das interessante Spiel beherrschte. Auf diese Weise tauchte bei uns ein chinesischer Lehrer auf, der im Anfang über die Zumutung eines Lehrauftrages entsetzt war.

Das Mah-Jong-Spiel scheint in China das Vorrecht einer hohen Gesellschaftsklasse zu sein, und uns bescheidene Europäer hielt er wohl für unwürdig, aber schließlich überwand er sein Vorurteil, und wir erfuhren wenigstens eine leise Ahnung von den Feinheiten des Spieles.

Die Idee ist hundertprozentig chinesisch. Alles ist nur auf Ausnutzung von Gelegenheiten und Wahrscheinlichkeiten aufgebaut, die beiden zuverlässigsten, aber auch nüchternsten Helfer zur Verbesserung von Glückszufällen. Unser Lehrer konnte die Zufälle mit solcher Sicherheit auswerten, daß er fast traumhaft gewann, ohne sich dabei in seiner liebenswürdigen Unterhaltsamkeit stören zu lassen.

Diesen Mann fragte ich nach den faulen Eiern.

Ich konnte nicht sehen, ob ihn die Frage verletzte, denn er lächelte unbeirrbar. Jedenfalls kannte er keine faulen, und auch keine sonstwie präparierten Eier, die man vielleicht

irrtümlich faul nennt. Natürlich hatte er davon gehört, doch gegessen hatte er sie nie, und er bezweifelte wohl auch die Existenz eines allgemein bekannten Nahrungsmittels dieser Art. Nach dem Genuß von Ratten erkundigte ich mich lieber nicht. Die Frage schien mir zu dumm.

Von da an lächelte ich weise, wenn bei einem Gespräch über die chinesische Küche die Rede auf faule Eier kam. Mit der milden Überlegenheit des echten Sachkenners bestritt ich die Möglichkeit. Der Chinese mußte es ja wissen. –

Hoy Tien Lao ist der Besitzer eines Speisehauses in Bangkok, berühmt im ganzen fernen Osten. Auf drei großen Etagen gibt es märchenhafte Dinge zu essen. Auf der vierten Etage gibt es süße kleine chinesische Mädchen: ein Haus des irdischen Glücks. Wahrscheinlich wurde auch irgendwo noch ein bißchen gespielt, aber das erlebten wir nicht. Wir erlebten nur das gute Essen.

Die chinesische Küche ist für mich das Schönste, was es in der Welt des Essens gibt. Ich sage das so allgemein hin, obwohl ich viele europäische Dinge nicht vermissen möchte. Wenn ich mich jedoch für einen Sonderstil endgültig entscheiden müßte, dann würde ich einen chinesischen Koch engagieren.

Darüber läßt sich stundenlang ein Garn spinnen. Ich möchte jedoch nur auf drei Besonderheiten hinweisen.

Der Chinese kennt anscheinend keine Kuh. Alles, was mit Milchwirtschaft zusammenhängt, also Milch, Sahne, Butter und Käse sind unbekannt. Den Gedanken an Käse findet er abscheulich, wie er sich überhaupt der europäischen Küche gegenüber sehr überlegen fühlt. Nun soll man ja nicht etwa annehmen, daß dadurch die Reichhaltigkeit der Speisen fühlbar eingeengt wird. Das ist keineswegs der Fall. Es gibt so viele Sorten von Öl, Gemüsen, Gewürzen und Variationen der Zubereitung von Geflügel, Fischen, Bäckereien usw., daß man sein Leben lang probieren kann.

Der Reis mag eine Hauptrolle spielen, wie etwa bei uns die Kartoffel, und man gewöhnt sich auch so sehr daran, daß man niemals mehr auf diese Grundlage verzichten zu können glaubt. Doch geschmacklich viel wichtiger sind die vielen Teigwaren, Nudelgerichte und dazu ein ganz erstaunlicher Erfindungsreichtum, um die unwahrscheinlichsten Dinge eßbar zu machen, von den Schwalbennestern bis zu den Haifischflossen und dem merkwürdigsten Seegetier aller Art. Die Speisenkarte von Hoy Tien Lao war ein dickes Buch mit einer solchen Fülle an guten Dingen, wie sie kein europäisches Restaurant bietet.

Zweitens: Der Chinese ist Individualist. Er begreift nie, daß in Europa alle Menschen bei Tisch die gleichen Geschmackskompositionen essen. Er baut um seinen Teller ein Dutzend Schälchen mit Gewürzen auf. In der Mitte des Tisches steht die jeweilige Grundlage, irgendein Hauptgericht, für alle erreichbar. Davon holt er sich etwas auf seinen Teller, und nun experimentiert er mit den Gewürzen genießerisch herum. In den Variationsmöglichkeiten sieht er einen Hauptreiz der Mahlzeiten.

Drittens: Seine höhere gastronomische Kultur beweist der Chinese dem Ausland gegenüber mit seinen Stäbchen. So gefährliche Waffen wie Messer und Gabel bei Tisch findet er barbarisch. Ich erinnere mich noch des entsetzten Gesichtes des chinesischen Aufwärters, den ich nach einem Messer fragte. Das Messer gehört nach der Meinung des fernen Ostens in die Küche, in die Hände des Kochs, denn man kann doch die Speisetafel nicht zu einer Werkstatt oder Schlachterei machen!

Wie ich ein wenig darüber nachdachte, fand ich selbst das Hantieren mit metallenen Instrumenten bei Tisch geradezu mittelalterlich.

Es brauchen ja nicht gleich Stäbchen zu sein, mit denen man seine Nudeln in die vielen Saucen eintunkt. Vielleicht

ein Löffel und eine Art stumpfer Gabel. Mir leuchtete jedenfalls der Gedanke an eine wirklich „vorbereitete“ Mahlzeit sehr ein, zumal es ja auch in den guten Familien Europas seit langem üblich ist, den Gebrauch eines Messers zum Schneiden auf ein Mindestmaß zu beschränken und alles mit der Gabel oder dem Löffel zu zerkleinern, was nur irgendwie ohne Messer zerkleinert werden kann. Nur die Engländer machen hierin eine Ausnahme. Sie sind das einzige Volk (nach meinen Beobachtungen), bei dem man sogar die Salzkartoffel mit dem Messer schneiden darf, eine wirklich unschöne Angewohnheit.

Nach einigen der üblichen Gerichte, gebackene und panierte Froschschenkel, in Öl geröstete Entenhaut und das schöne Nudelgericht Bahmi, kam eine merkwürdige Schüssel auf den Tisch. Es waren dunkelgrüne und orangegelbe kleine dicke unregelmäßige Scheiben.

Die anderen griffen unbefangen mit ihren Stäbchen zu, legten eine gelbe und grüne Scheibe übereinander, suchten in ihren Gewürzschälchen herum und aßen mit Genuß. Vertrauensvoll tat ich das gleiche. Die gelbe Scheibe verriet sich durch ihren Geschmack als ein sehr milder Ingwer. Die dunkelgrüne Scheibe schmeckte unbestimmt, aber verdächtig. Als ich sie genauer inspizierte, unterschied ich einen schwarzgrünen mehligen Kern und darum eine tiefdunkle glänzende Masse von wabbeliger Konsistenz. – Ha!!!

Die Scheibe von einem faulen Ei!

Also doch.

Es kostete mich eine schwere Überwindung, einen neuen Bissen ohne Ingwer in den Mund zu stecken. Riechen konnte ich nichts, und schmecken? Es schmeckte nach Ei. Einfach ebenso wie ein hartgekochtes Ei. Vielleicht ein bißchen mehr wie ein Solei, das wir als Kinder immer auf dörflichen Bahnhöfen aus einer Glasschale heraus kauften.

Die Bezeichnung „faules“ Ei ist verfehlt. Ich konnte

keinerlei Gärungsprozeß wahrnehmen, auch nicht wie etwa bei Käse, mit dem der Gedanke an die chinesischen faulen Eier oft verglichen wird. Wenn man die Augen zumachte und mit Andacht aß, dann glaubte man an ein schlichtes ganz normales hartgekochtes Hühnerei, aber wenn man die Augen aufmachte und sich die Sache eingehend ansah, dann gruselte es einem. Das dunkle Olivgrün der Dotter und das glibberige Schwarz des Eiweiß erregte Abneigung. Nach einer gewissenhaften Kostprobe fühlte ich mein Bedürfnis gedeckt. Mochten die anderen ruhig weiter essen. Es ist schwer, über seine Vorurteile hinwegzukommen.

Leider war es unmöglich, meine Neugierde bezüglich der Herstellung zu befriedigen. Der Aufwärter hatte keine Ahnung, und auch der Koch versicherte, daß sie die Eier fertig bezögen. Weder über das Alter noch die Behandlungsweise konnte oder wollte er irgendeine auch nur andeutende Auskunft geben.

Warum hatte mich denn der Mah-Jong-Lehrer hinters Licht geführt? Diese Frage ist leicht zu beantworten. China ist groß, die Eßgewohnheiten sind denkbar unterschiedlich, und die faulen Eier sind wahrscheinlich nur in einem engen Bezirk bekannt. Wenn ich in Deutschland einen Holsteiner frage, wie man Weinbergschnecken zubereitet, dann wird er mich auslachen und schwören, daß man so etwas in Deutschland nicht ißt, höchstens in China, wo auch die Ratten als Leckerbissen gelten. Er hat keine Ahnung davon, daß man im Südwesten seiner deutschen Heimat die Weinbergschnecken als Delikatesse betrachtet.

Die chinesische Küche ist wirklich gut, aber die schwarzgrünen Eier sind dabei nicht unbedingt notwendig.

* * *

Den geringsten Preis meines Lebens für ein Gala-Essen habe ich in einem chinesischen Restaurant in Den Pasar auf Bali bezahlt, obwohl es dem Wirt wohl kaum möglich gewesen war, seine raffinierten Leckerbissen ohne einen kostspieligen Import auf den Tisch zu bringen.

Wir aßen zu fünft in dem angenehmen sauberen Speiseraum nach chinesischer Gewohnheit etwa ein Dutzend Gänge, die mit den Gewürzschalen geschmacklich vervielfacht wurden. Dazu Selterwasser und Reiswein in kleinen Zinnkesseln. Zum Schluß Tee.

Das kostete für uns zusammen, einschließlich Bedienung: 1 holl. Gulden, 15 cents.

* * *

Kulinarisch weit berühmt im Fernen Osten ist das Hotel des Indes in Batavia. Die Holländer waren um ihr leibliches Wohl von jeher ernsthaft besorgt, und so waren die Gäste in ihrem Stilbereich stets sicher, mit ungewöhnlich verfeinerten Genüssen überrascht zu werden.

Unser Quartier im Hotel des Indes bestand für jeden in einem großen Schlafzimmer mit Singapore-Türen, d. h. Türen, die etwa vom Knie bis zum Hals reichen und sonst offen bleiben, einer möblierten Veranda davor und einem Baderaum dahinter. Dafür bezahlten wir pro Kopf etwa 8 Gulden täglich. Eingerechnet darin war die gesamte Verpflegung, und das will einiges bedeuten, denn die Speisenkarte war vom frühen Morgen an sehr groß, und es blieb jedem Gast überlassen, wie viel und wie oft er von der Speisenkarte von oben nach unten essen wollte. Nur Getränke wurden extra berechnet.

Wie überall vom nahen Orient bis zum fernsten Ostasien bestellt und bezahlt man mit kleinen Zetteln. Die eingeborene Dienerschaft ist stumm. Trinkgelder sind unbekannt.

Als ich nach acht Tagen im Büro abrechnete, fragte ich nach den Sitten des Landes bezüglich der Trinkgelder für die persönliche Bedienung in der Wohnung. Der Kassierer bat mich dringlichst, nicht die Leute zu verwöhnen. Wir hatten drei Boys, und für alle zusammen sei ein halber Gulden mehr als ausreichend, um dem Arbeitsaufwand von acht Tagen zu entsprechen.

Es ist schön, einmal im Leben sich wie ein Pascha gefühlt zu haben. Bereits in Ägypten wird man von einer großen Dienerschaft sehr verwöhnt, die allerdings keine so geringen Ansprüche an Trinkgelder stellt. Überall wo Engländer regieren, muß man reichlich zahlen, und das Herrendasein in Ägypten fühlt sich etwas beeinträchtigt, wenn man bei der Abreise aus dem Hotel seine Gelder unter sechzehn (!) Leute verteilen soll. So viel habe ich einmal in Shepherd's Hotel in Kairo gezählt.

In Vorder- und Hinterindien wird der finanzielle Vorteil von Einladungen geradezu illusorisch, wenn man sich nach der Höhe der üblichen Trinkgelder richtet. In Birma habe ich fast alle mir zustehenden Devisen mit Trinkgeldern verbraucht, ohne auch nur die geringste Dankesregung in den maskenhaften Gesichtern der indischen Dienerschaften entdecken zu können, im Gegensatz zu den echten Birmesen, die bei richtiger Behandlung menschlich werden. Der javanische Boy No. 1 erstrahlte schon am frühen Morgen, wenn er mich auf die Veranda treten sah.

Die große Hitze hat mich nie gestört. Ich schlafe auch in den Tropen herrlich. So um 6 Uhr regt man sich ein wenig, bevor man die Nase aus dem Moskitonetz herausteckt. Das hört bereits der Boy, der die Atemzüge seiner Schutzbefohlenen von seinem Nachtlager auf den Steinstufen aus belauscht. Wenige Minuten später klirrt das Teegeschirr auf der Veranda.

Im Schlafanzug geht man hinaus in den frischen Morgen

und schlürft seinen Tee. So genußreich wie im Hotel des Indes habe ich nie wieder Tee getrunken.

Dann kam die kalte Dusche mit allem Drum und Dran und schließlich der Gang zum Frühstück. Ein unbeschreibliches Genießerleben.

Wovon ich eigentlich erzählen wollte, das ist die Reistafel, für die das Hotel weit berühmt ist.

Reis ist im ganzen Osten das Hauptnahrungsmittel. Wenn ein paar Weltreisende sich in Hamburg an eine Reistafel setzen, dann erhalten sie regelmäßig die indische Form, die durch Curry charakterisiert wird. Dazu bekommt man außer Reis, Bouillon und Currysauce noch eine Anzahl weiterer Gewürze, hartgekochte und zerkleinerte Eier, zerschnittene Eierkuchen, Nudeln, fein gewiegte Fleischsorten, Geflügel, Fischkonserven usw. Ein schreckliches Summelsammelsurium, das mit Bouillon und der Currysauce gemanscht und zu einem Brei verwandelt wird.

Diese Sitte beruht auf einem Irrtum. Die ostasiatische Küche mag überall von Chinesen beeinflußt worden sein, und deshalb bietet man in Indien zahlreiche Zutaten zur freien Wahl für eigenwillige Kompositionen an. Die Europäer glauben fälschlich, die Zutaten gehörten sämtlich dazu, und so entwickelte sich der barbarische Mischmasch, den die Uneingeweihten ohne Erkennbarkeit von Geschmacksakkorden und daher sinnlos in ihren Bauch schütten.

Ganz anders entwickelte sich die Reistafel bei den Holländern, die vom guten Essen sehr viel mehr als die Engländer verstehen. Ihr Vorbild wird im Hotel des Indes gereicht, und das geht folgendermaßen vor sich.

Auf die schlichte Bestellung einer Reistafel (die auch in der Verpflegung einbegriffen ist) geht der maître d'hotel zu einem Gong und schlägt ihn an. Alle sichtbaren Boys verschwinden aus dem Speisesaal, und gleich darauf setzt sich von der Anrichte aus ein langer Zug in Bewegung. Ich zählte

achtzehn Boys mit je zwei Schüsseln, die der Reihe nach an unseren Tisch kamen und ihre Schätze anboten.

Der Neuling muß sich beraten lassen, denn den meisten Stoffen kann man geschmacklich nichts ansehen, da alle europäischen Erfahrungen unzulänglich bleiben. Natürlich ist der Reis die Hauptsache, und nach chinesischer Art bildet man auch einen Kranz von Gewürzen auf dem Tellerrand, doch im übrigen muß man sparsam wählen. Wer alle Genüsse einer Reistafel ausprobieren will, braucht dazu eine sehr lange Zeit, und er wird vielleicht niemals alle Möglichkeiten der Kombinatorik erschöpfen.

Bemerkenswert ist das beigegebene Gebäck in den Farben Violett und Gelb. Es ist wellig und brüchig wie Matzen, jedoch nicht aus Mehl, sondern aus Krebseiern gebacken, und deshalb hat es einen leisen, für das Reisgericht sehr angenehm fischigen Nebengeschmack.

Das Essen ist eine ernsthafte Angelegenheit. Man probiert dieses oder jenes Gewürz aus, kombiniert, variiert und freut sich wie ein Schneekönig über eine Entdeckung. Am liebsten möchte man sein Notizbuch daneben legen, um besonders glückliche Lösungen zu notieren.

Früher habe ich manchmal die Menschen verlästert, die mit Inbrunst ihrem Bauche lebten. Aber wenn man in die Jahre kommt, dann merkt man, daß in der profanen Beschäftigung eines Gourmet, der niemals ein Gourmand werden darf, auch ein schöpferischer Geist zur Geltung kommen kann. Es handelt sich ja nicht um Fressen, sondern um ein sehr geistreiches Essen, bei dem die ältere Kultur Ostasiens unser Lehrmeister sein darf. Der Europäer macht aus der Essenskultur allzu leicht eine Völlerei und verkehrt dadurch die Kunst in ihr Gegenteil.

* * *

Völlerei ist der Palm chop, die zentralafrikanische Abart des indischen Curry-Essens.

Man sitzt auf der Veranda seines Bungalows oder in der Wellblechbaracke auf hohen Pfählen (wegen der Schlangen) bei einer trüben Petroleumlampe. Rundum summen die Moskitos. Aus dem Urwald kommen die sonderbarsten Laute, oder aber ein tropischer Regen rauscht durch die Blätter. Naß ist man sowieso, wenn nicht von außen, dann von innen, da die Hitze der feuchten Luft an den creeks jeden genossenen Tropfen Flüssigkeit sofort wieder durch die Poren preßt. Der normalerweise bevorzugte Weg der Ausscheidung verliert erheblich an Gangbarkeit.

Dann kommen die Boys und bringen den Reis mit den üblichen Zutaten an Fleisch, Eiern, Fischen und Gewürzen, d. h. hauptsächlich roter Pfeffer und Curry. Man arbeitet sich im Schweiße seines Angesichts mit dem Messer durch die Folge durch und schüttet die zerkleinerte Masse in den Reis. Darüber Curry-Pulver und Pfeffer. Die Hauptsache in Afrika ist jedoch der reichliche Überguß aus reinem Palmöl, das auf den umliegenden Plantagen geerntet und auf der Station aus den Ölkernen gewonnen wird. Die ganze Sache ertrinkt in dem schweren Öl. Messer und Gabel werden zur Seite gelegt, und mit dem Löffel beginnt man das zumeist riesige Quantum zu vertilgen.

Die scharfen Würzen machen das dicke Öl erträglich. Ich habe der Sache sogar einen gewissen Reiz abgewinnen können, aber das Gericht sei nur starken Männern empfohlen. Meine Frau, die sich an einer solchen Übung beteiligte, war bald schachmatt, und sie brauchte eine geraume Zeit zur Rekonvaleszenz.

Die Wirkung entspricht dem gleichen Quantum Rizinusöl und reicht für vierzehn Tage.

* * *

Als junger Student lebte ich einige Zeit in Barcelona in einem bescheidenen Hotel, das von ebenso bescheidenen Südamerikanern bewohnt war. Ich kannte nur wenige Menschen, und daher freute ich mich immer auf das Mittagessen, bei dem ich einen netten jungen Argentinier zur Unterhaltung traf.

Eines Tages kam ich zu spät zu Tisch und beeilte mich, meine Suppe auszulöffeln, um den Argentinier in der Speisenfolge einzuholen. Der Löffel fiel mir aber aus der Hand, nachdem ich die Suppe probiert hatte. Sie war nicht nur infernalisch heiß, sondern sie bestand auch aus reinem Pfeffer. Darauf hatte der Argentinier gewartet. Mit tränenden Augen und brennendem Munde starrte ich ihn an, unentschlossen, ob ich den vollen Mund wieder ausspucken oder herunterschlucken sollte. „Schlucken, schnell schlucken," schrie der Mann, und das tat ich gehorsam.

Wie ein Feuerstrom rieselte das Zeug die Speiseröhre hinunter. Es war fürchterlich. Vergeblich rang ich nach Atem. Die Tränen liefen mir die Backen herunter, und der Mensch lachte nur! Ich brachte kein Wort heraus. Sogar meine Lippen fühlten sich zerfetzt an.

Reiner Pfeffer!

Darauf begann der Argentinier mit einem Vortrag über die geschmacklichen Unterschiede des edlen Gewürzes. Zuerst hörte ich überhaupt nicht zu, aber allmählich erwachte mit meinen Lebensgeistern zugleich ein Interesse. Er drängte zum weiteren Probieren. Der zweite Schluck sei schon weniger brennend. Der dritte noch weniger, und mit dem letzten Schluck könnte ich dann bereits einige Feinheiten erkennen.

Tatsächlich habe ich die Suppe aufgegessen. Zwischendurch Brot. Allerdings brauchte ich eine lange, lange Zeit, und es war auch nur ein gewisser Trotz, mit dem ich mir ein neues Wissen erwerben wollte.

Jeder Schluck war eine Höllenqual. Meine Hand zitterte

so sehr, daß ich nur kleinste Mengen bis an den Mund brachte. Doch alle Mühe war vergebens. Ich bin nie hinter die Reize des Pfeffers in dieser konzentrierten Form gekommen, und die nächsten Tage habe ich fast nichts essen können.

* * *

Die Russen haben mit ihrer Sakuska ganz Europa nachhaltig beeinflußt. In Frankreich entstand daraus das Hors d'oeuvre und in den skandinavischen Staaten das Smörbroed oder Smörgås.

Schon in Helsinki erlebt man Wunderdinge von dieser nordischen Besonderheit. Noch mehr in Stockholm, wo man zur Mittagszeit in den „Goldenen Frieden" gehen muß. Die Krone aber verdient unzweifelhaft Kopenhagen, denn dort erreicht die Zahl der Vorgerichte zum Aussuchen weit über hundert Titel. In einem Lokal fand ich eine Speisekarte in Form eines schmalen Streifens von über ein Meter Länge mit 185 Angeboten dieser Art.

Ein richtiges Frühstück in Kopenhagen ist eigentlich eine Völlerei. Vor vielen Jahren war ich einmal mit dem verstorbenen Prinzen Bernhard zur Lippe, genannt Berni, und Onkel Alo mit meiner Jacht nach Helsingborg gefahren, um dort „Onkel" Bang, einen dänischen Freund, zu treffen. Er lud uns zu einem – seiner Behauptung nach – ganz normalen Frühstück in einem Restaurant der Stadt ein. Berni kannte den Sport noch nicht.

Als zahllose Schüsseln mit allen möglichen Fischen und gewaltigen Butterpaketen aufgefahren wurden, staunte er über die Fülle. Ich kannte schon die Sache und hielt mich entsprechend zurück, aber Berni wollte von allem probieren. Das schöne lockere Weißbrot dazu und der ehrliche Aquavit waren allzu appetitanregend.

Es kamen immer neue Schüsseln, und doch war das alles

noch nicht der eigentliche Anfang. Der Tisch, an dem wir in der Mitte zu viert uns gegenüber saßen, war gute fünf Meter lang, und darauf wurden die Schüsseln an beiden Seiten abgestellt.

Besonders reizvoll ist auch regelmäßig die Aufmachung. Mit mancherlei grünen Kohl- und Salatblättern unterlegt und verziert, mit Radieschen, Petersilie usw. geschmückt, gewinnen die Würzfische, Thunfische, Filets, Heringe, Sprotten in allen Arten von Zubereitungen sehr an Verführungskraft.

Das richtige Essen begann mit warmem Hummer. Kaum war der Gang abgeräumt, als nunmehr Schüssel um Schüssel heranrollte. Zahllose Sorten von Salaten, kaltem Fleisch, Würsten und vielen Dingen, bei denen das Gedächtnis versagt, bauten sich neben uns auf, bis Berni die Sprache verlor. Er aß langsam, fast mechanisch und freute sich über die Entdeckung unbekannter Herrlichkeiten, aber sein Vollständigkeitsbedürfnis erlosch. Statt dessen nippte er nur noch, und damit kam er in das richtige Fahrwasser.

Als er am Ende zu sein glaubte, begann erst der eigentliche zweite Gang, der in Rebhühnern bestand. Das gab neuen Appetit, doch seine fröhliche Laune verwandelte sich in blassen Schrecken, als weitere Schüsseln von Zwischengerichten auftauchten, die den Übergang zum Hauptgericht, einem soliden Steak, vermittelten.

Niemand rechnet, wie lange so ein Essen dauert. Von den wirklich verlockend schönen vielartigen Käseplatten zum Schluß wurde kaum noch Notiz genommen, und die zahlreichen Früchte wurden zugunsten des guten Mokkas übergangen. Unser Prinz war viel in der Welt herumgekommen, und doch ahnte er nicht, welche genießerischen Sensationen das kleine Nachbarland Dänemark zu bieten hatte.

Selbstverständlich war die Methode des Essens falsch. Man sollte sich auf einige wenige Dinge beschränken und die

große Auswahl mehr gedanklich genießen. Vielfach wird im Norden die Frühstückstafel in die Mitte gestellt, und man wandert mit seinem Teller dorthin, um sich etwas Passendes auszusuchen. Ein Nachteil dieser Form des Angebotes beruht auf der bedauerlichen Tatsache, daß – besonders in Norwegen – die Speisen manchmal tage- und wochenlang offen in dem Zimmer stehen bleiben und höchstens nach Leerung einzelner Schüsseln ergänzt werden. Die Sachen verlieren dadurch an Frische und sind auch gelegentlich sogar unleugbar verstaubt.

* * *

In Europa gilt die französische Küche als tonangebend. Das stimmt in mehrfacher Beziehung, vor allem in der Erziehung zum Gourmet statt zum Gourmand. Der Russe, der die Sakuska erfunden hat, neigt zur Maßlosigkeit. Der Franzose hat in seiner quantitativen Mäßigkeit einen Stil aufgestellt, der für den Alltag besonders vorbildlich ist. Wenn man im Norden nach dem Essen aufsteht, dann ist man einigermaßen bewegungsunfähig. Der Stil hängt mit Erinnerungen an die Vorzeit zusammen, wo die Gelegenheit zur Beute selten war und die Feste ausgiebig gefeiert werden mußten, wie sie fielen.

Der fruchtbare Süden gestattet eine Verminderung des Fleischgenusses und eine alltäglich gesicherte Tafel von alters her. Jede Freßgier, jede Vorratsbildung im Körper und vor allem jede Aufspeicherung von Fetten zum Ausgleich des größeren Wärmeverlustes im Norden kann im sonnigen Süden als barbarisch abgelehnt werden. So kommt es, daß man von einem sehr nahrhaften und doch durch Mäßigkeit kultivierten Essen in Frankreich so unbelastet aufsteht, wie man sich hingesetzt hat. Es kommt weniger auf Substanz als auf Nuancen an, und das ist im Alltag geradezu ideal,

so ideal, daß man den Sonntag zum Alltag machen möchte. Nebst der chinesischen Küche hat die gastronomische Kunst Frankreichs – allerdings nur in dem zugehörigen Klima – mein körperliches Wohlbefinden im höchsten Maße gesteigert.

Auch die englische Küche hat einige lichte Seiten. Die hagere Figur, auf die der Engländer so stolz ist, mag wohl mehr darauf zurückzuführen sein, daß er von der Kunst des Essens wenig versteht, denn quantitativ ist er keineswegs mäßig. Ein wohlbeleibter Chinese würde nur mit weltweiser Verachtung von der Ungeschicklichkeit eines Engländers Notiz nehmen, der seine Überlegenheit mit seiner schlanken Figur unterstreichen wollte.

Aber Onkel Alo pflegte allen Nationen etwas Gutes abzugewinnen, und das bewies er regelmäßig mit einem Kohlkopf. Auf unseren Jachtreisen besorgte er sich immer einen großen Korb, mit dem er dann auf den Markt zum Einkaufen ging. Fische, Gemüse und Früchte waren seine liebsten Lebensmittel. Fand er dabei einen schönen Kopf schlichten Weißkohls, so strahlte er vor Vergnügen, denn er diente ihm zum Unterpfand der englischen Geschmackskultur.

Das Geheimnis bestand darin, den Kopf unzerteilt in Salzwasser zu kochen, und zwar ohne die geringste Zutat von Fett, gleichgültig welcher Art. Jeder, der es erlebt hat, mußte zugeben, daß tatsächlich ein feiner Geschmack des Kohls zutage trat, der etwas an Spargel erinnerte und der durch Butter oder die aus Österreich hereingeschleppten sämigen Saucen, Mehlschwitzen usw. verdeckt wird. Wehe, wenn bei mir im Hamburger Heim der Kohl mit Fett gekocht wurde! Onkel Alo betrachtete das als eine Verhöhnung seiner Lebensweisheit und nahm die Sache sehr übel. Außerdem schob er die nach einem ausgiebigen Kohlgenuß häufig unleidlichen Darmverstimmungen allein auf den revoltierenden Einfluß der Zutaten, womit er wahrscheinlich recht hat. Wir konnten ihn dann nur durch Pilaff, Haschlik, Kaviar-

blinis oder durch eine auch von ihm anerkannte russische Kohlsuppe versöhnen.

Vor allem führte er frühzeitig die vielen englischen Gewürze ein, von der Worcestershire-Sauce, Ketchup, Mixed Pickles, Ingwer bis zum Curry und Mango-Chutney. Bei den Engländern mag es auch ein fernöstlicher Einfluß gewesen sein, der ihr plain food durch Gewürze aller Art mit Variationsmöglichkeiten belebte. Unbeschadet dieser Kritik gehören die verschiedenen Pies und der Plumpudding zum eisernen Bestand unserer Küche.

Als wir mal die Freunde unseres Hauses fragten, welches von allen gesammelten Rezepten wohl an der Spitze steht – wir dachten an eine der vielen österreichischen Spezialitäten –, kamen sie überraschenderweise einstimmig auf die Lachssoljanka, eine russische Fischsuppe. Sowohl die Marseilleser wie die Neapolitaner Bouillabaisse sind Wassersuppen im Vergleich zur Lachssoljanka, aber man braucht einen guten Magen; denn die Mischung aus eingedickter Bouillon, Fisch, allerhand Fleisch und Geflügel, so etwa in der gleichen Zusammensetzung wie der Kamarowski-Salat, und dann fette Sahne als Hauptsache macht Tote lebendig und Lebendige zu Berserkern.

Manchmal wird die süßsaure Hamburger Aalsuppe damit verglichen, aber in diesem Fall bestreite ich energisch meine Zugehörigkeit zu Hamburg. Wer die mir persönlich unbegreifliche Sensation nicht kennt, der kann sie sehr einfach haben, indem er in eine Tasse guter Bouillon Zucker hineinschüttet. Ein schrecklicher Gedanke. Da hilft nur noch Wodka.

* * *

Auf dem Marktplatz von Tanger, dem sogenannten Soko Grande, sah ich einmal eine sehr merkwürdige Vorführung. Ein baumlanger Araber begann damit, seinen Sack mit

Schwarzottern und Sandvipern auszuschütten, so daß die Tiere in alle Himmelsrichtungen zu entkommen suchten. Er fing sie jedoch mit einer unheimlichen Behendigkeit wieder ein. Als Zuschauer konnte man plötzlich ein solches Ungetier auf dem Arm oder der Schulter haben. Bevor man in einen Schreckensruf ausbrach, der bei dem Anblick des geöffneten Rachens mit den steilen Giftzähnen unvermeidlich war, hatte der Mann seine Beute schon wieder im Sack.

Nach einigen Späßen nahm er ein kräftiges Tier in die Hand, öffnete durch einen seitlichen Druck auf den Kopf das Maul und zeigte mit einer Stricknadel die aufklappbaren Giftzähne. Dann brachte er den züngelnden Kopf so dicht an eines seiner Augen, daß die Schlange den nackten Augapfel bezüngelte, ohne daß er mit dem Lid zuckte. Mit meiner Nasenspitze wollte er das gleiche machen, aber darauf legte ich keinen Wert.

Nun steckte er seine Zunge weit heraus und ließ die Schlange sich kräftig daran festbeißen. Es war ein komisch-unheimliches Bild, wie der Beschwörer die Schlange an seiner Zunge frei hängen ließ und mit ihr leicht hin und her baumelte. Das Gesicht des Mannes war seltsam verzückt.

Nach wenigen Augenblicken befreite er sich von dem Anhängsel und steckte die Schlange in den Sack zurück. Auf seiner vorgestreckten Zunge zeichneten sich deutlich die beiden blutigen Stiche ab. Es blutete sogar ganz lebhaft, da das Schlenkern die Löcher vergrößert zu haben schien.

Auf dem harten Boden des Marktplatzes lag im Staub und Dreck zertretenes Stroh herum. Das sammelte der Mann und machte daraus ein kleines schmutziges Knäuel, mit dem er in seinem Mund herumwischte, bis es von seinem blutigen Speichel deutlich angefeuchtet war.

Jetzt kam die Zauberei. Das Strohknäuel blieb in seinem weit offenen Munde wie ein Knebel stecken. Breitbeinig nahm er eine starre Haltung ein. Das Gesicht färbte sich langsam

dunkelrot. Der Atem kam stoßweise durch das blutig schleimige Knäuel, bis plötzlich ein ganz feines blaues Rauchwölkchen aus dem Mund wehte. Der Rauch nahm rasch zu, und damit zog der Beschwörer das lichterloh brennende Stroh heraus, um es auf den Händen zu balancieren, bis es restlos verbrannt war.

Die Sache war in ihrer Rätselhaftigkeit so fesselnd, daß ich mehrmals der Vorführung nachging. Ein Dolmetscher der Gesandtschaft übersetzte mir liebenswürdigerweise die arabische Erzählung, mit der das Experiment begleitet wurde. Es handelte sich um das uralte Motiv des Schlangenzaubers, der in einen Feuerzauber verwandelt wurde. Das mit Blut vermischte Gift soll der Zündstoff sein.

Mit modernen Chemikalien gibt es viele Möglichkeiten, um das Kunststück fertigzubringen. Aber trotz aller Sorgfalt in den Beobachtungen und trotz der Bereitwilligkeit des Adepten, mir die Sache aus nächster Nähe und mit verdeutlichender Langsamkeit zu zeigen, ist es mir nicht gelungen, den Trick des einfachen und bescheidenen Arabers auch nur theoretisch durch eine technische Möglichkeit zu erklären. Die Leute haben doch ihre Geheimnisse.

Sehr im Gegensatz hierzu wirkte ein indischer Zauberer, den ich am Mount Lavinia bei Colombo auf Ceylon eingehend studierte, geradezu albern. Die Schlangenbeschwörungen gaben keine Rätsel auf. Ich glaube, daß jeder Wissenschaftler einer Schlangenfarm sich gleicherweise ohne die musikalischen Ablenkungsmanöver produzieren kann. Doch mich interessierte die Sache mit dem Mangokern, der sich innerhalb weniger Minuten zu einem fußhohen Busch entwickeln soll.

Wenn man bedenkt, eine wie große Bodenfläche bei der Vorführung durch Tücher den Blicken entzogen wird, mit allen möglichen Geräten und Behältern, in denen der Zauberer dauernd verdeckt hantiert, dann gehört nur ein

geringes Maß von Geschicklichkeit dazu, einen präparierten Busch an die Stelle des Kerns zu bringen. Die Indier sind allen geheimnisvoll betriebenen Darstellungen gegenüber völlig kritiklos, und die Europäer scheinen davon leicht angesteckt zu werden.

Ich brachte den Zauberer einfach dadurch in Verlegenheit, daß ich ungeduldig wurde und ohne das von ihm erwartete Entgelt wegzugehen drohte. Er „beeilte" sich daher und brachte unerwartet schnell den Busch zum Vorschein, mit dem er bereits verdächtig unter dem Tuch geraschelt hatte.

Ich fühlte die Blätter an, sie waren knochentrocken! Frisch entsprossene Blätter durften kaum die dunkle Farbe haben. Außerdem mußten sie weich und biegsam sein. Mein nüchternes Zugreifen und mein leicht erratbarer Ärger über die Plumpheit des Täuschungsversuches regten den Mann zu einem derartig haßerfüllten Blick an, daß ich die ganze weiße Rasse bedroht fühlte. Die indischen Magier kennen anscheinend nur zwei Gemütszustände: Verachtung gegen die Betrogenen oder Haß gegen die Aufklärung.

Mit Hilfe eines indischen Rechtsanwaltes, der in Europa lange studiert hatte, versuchte ich einmal, in die Anschauungswelt einzudringen. Es war unmöglich. Selbst ein in Deutschland bestandenes juristisches Staatsexamen konnte nicht den dunklen Nebel der Kritiklosigkeit vertreiben und das Licht der Sehnsucht nach wissenschaftlicher Wahrheit entzünden. Der Trieb zur Berauschung mit Wundern ist so stark, daß der harmloseste Hokuspokus anscheinend sogar gebildete Inder begeistert. Im Alltag der Vernunft finden sie keine Erlebnisfreude, und sie fliehen in ein barockes Märchenland, sobald hierfür die geringste Möglichkeit vorhanden ist.

Der Rechtsanwalt war nur schwer zum Reden zu bringen: „Ihr Europäer seid blind, ihr versteht nicht die wirkliche

Wirklichkeit, und es ist zwecklos, euch unser Wissen mitzuteilen." Erst als ich meinerseits Märchen erzählte, taute er auf, und damit trat eine Welt zutage, die mich tief erschütterte.

Er berichtete von seinem Lehrer, der es regnen lassen konnte, und zwar so, daß seine Schüler naß wurden und er selbst mitten darin trocken blieb. Der Lehrer hatte auch einmal nach Kinderart aus Sand einen Kuchen geformt, den er dann verzehrte. Mit zaghafter Stimme erzählte er von einer Begegnung mit Gandhi, dem er einen weißen Umhang schenken wollte. Gandhi lehnte dies mit der Begründung ab, das Tuch sei zu fein für ihn. Erst als zufällig der Umhang an einer Feuerstelle angesengt wurde, fand er ihn nunmehr für sich geeignet. Dieses Erlebnis enthielt für meinen Rechtsanwalt so viel an göttlicher Offenbarung, daß er noch beim Erzählen von frommen Schauern überwältigt zu werden drohte. Ebenso willig und kritiklos war sein Glaube an die Maharadschas, die trotz ihrer Rennställe und europäischen Frauen alle Garantien einer gottheitlichen Allmacht an ihre Nachkommen zu vererben vermögen. Es muß sich um uralte massenpsychologische Dogmen handeln, die keine Isolierung des individuellen Denkens zulassen.

Jeder Versuch zur Aufklärung naturwissenschaftlicher Widersprüche gilt auch dann als verwerflich und europäisch, wenn er außerhalb eines anerkannten Reservates der Metaphysik bleibt.

Man sollte als Europäer bestimmt nicht überheblich sein und die rationalistischen Erkenntnisse vom Sein nicht höher einschätzen als die Spielregeln eines Märchenlandes, aber man soll sich auch nicht verleugnen. Die zeitlose Weisheit altindischer Quellen hat offenbar mit dem geistigen Spießbürgertum des modernen Aberglaubens ebenso wenig zu tun wie die Erkenntnisse eines Laotse mit dem Taoismus des heutigen China. Bei einigem Nachdenken wird man den

europäischen Ideologien auch keinen höheren Rang zuweisen.

* * *

Eines Tages hatten wir in der Nähe des Kap Espartel, an der marokkanischen Nordwestecke Afrikas, ein Zeltlager aufgeschlagen. Gegen Morgen verfügte ich mich mit meinen Polstern außerhalb des Zeltes, um noch ein wenig an kühler Luft zu schlafen, als ich bald wieder aus einem mir nicht sofort erkennbaren Grunde aufwachte. Eine Schwarzotter wollte es sich bei mir bequem machen oder sich wärmebedürftig ankuscheln.

Mit merkwürdiger Ruhe sahen wir uns an. Ich glaubte, eine entsetzliche instinktive Angst haben zu müssen, aber das war nicht der Fall. Beide verharrten wir unbeweglich. Ich konnte ihren züngelnden Kopf durch Schielen an meiner linken Schulter sehen.

Schließlich erhob ich mich mit ruhigen Bewegungen, und auch die Schwarzotter zog sich langsam zurück. Hinterher fand ich die Sache viel aufregender, und nachdem ich die Begegnung ein dutzendmal erzählt hatte, schauert es mich bei der bloßen Erinnerung daran.

* * *

Drei Arten von Schlangen gelten als wirklich gefährlich. Die Königskobra, die afrikanische Kobra mit Namen Mamba und die Lanzenschlange. Anerkanntermaßen sind sie alle drei außerordentlich angriffslustig, während sonst die berühmten Giftschlangen dem Menschen wohl lieber aus dem Wege gehen, sofern sie sich nicht in eine Verteidigung gedrängt fühlen. Außerdem ist ihr Gift besonders wirksam. Dazu kommt, wenigstens bei den beiden ersten Arten, eine beachtliche Größe hinzu, d. h. etwa drei Meter und darüber.

In Kamerun ließ ich mich mit meiner Frau eines Tages von zwei Boys auf der Trolly schieben. Plötzlich waren die Nigger blitzartig verschwunden, und wir beide blieben erstaunt allein. Neben uns rutschte gerade ein schwarzer Ast einen Abhang herunter, der sich in eine armstarke Mamba verwandelte. Wiederum fühlte ich nur ein sachliches Interesse, trotz meiner literarischen Abneigung gegen Schlangen. Allerdings wurde ich auch keineswegs von einem Basiliskenblick gelähmt, sondern war fest entschlossen, doch noch mit meiner Frau am Arm auszukneifen, sobald dieser Versuch unvermeidlich werden würde.

Leider hatte ich keinen Handstock oder irgend etwas anderes in der Hand, was man als Waffe hätte verwenden können. Die Mamba war sehr nachdenklich. Sie nahm sich viel Zeit, um zu einem Entschluß zu kommen. Vielleicht wollte sie uns dafür verantwortlich machen, daß ihr der Aufstieg über den Abhang nicht gelungen war. Wir blieben wie auf Vereinbarung völlig unbeweglich.

Das Tier war mehr als drei Meter lang und grauschwarz mit Glanzlichtern, die den Ringfalten eines Regenwurmes ähnelten. Wie lange wir uns mit der gemeinsamen Anwesenheit auseinandergesetzt haben, weiß ich nicht mehr. Gefühlsmäßig hat es recht lange gedauert, aber ich wollte begreiflicherweise der Gegenseite den Vortritt lassen.

Den Abstand unserer Nasenspitzen schätzte ich auf nur zwei Meter, und bei den ersten eigenwilligen Bewegungen der Schlange schien es so, als ob sie näher käme. Ich war schon im Begriff, meine Frau am Arm zu packen und einen Fluchtversuch zu machen, als sich das Untier deutlich dafür entschied, den Abhang wieder hinaufzuklettern. Das geschah sehr bedächtig, denn sie fand für ihren glatten Körper nur wenig Anhaltspunkte.

Sobald die Schwanzspitze über uns im Elefantengras verschwunden war, tauchten auch die Nigger wieder aus dem

Busch auf, mit todverlegenen, aschgrau gebleichten Gesichtern. Sie hatten eine schreckliche Angst ausgestanden, d. h. nicht um uns. Ich hatte vorher angenommen, daß die Eingeborenen mit den Mitbewohnern ihrer Heimat vertraut seien und sich mit Gelassenheit zu schützen wüßten, aber hierin irrte ich mich. Noch jetzt beeilten sie sich, um mit uns aus der Nähe des unheimlichen Giftträgers zu kommen. Wenn die Nigger die Mamba so fürchten, daß sie ihre Herren mitleidslos im Stich lassen, dann müssen sie wohl in ihren Erfahrungen einigen Grund dazu haben.

* * *

Die Lanzenschlange habe ich auch einmal aus nächster Nähe bewundert. Ich besichtigte die naturwissenschaftliche Abteilung der Ufa in Neubabelsberg, wo alles mögliche Viehzeug im engsten Raum herumstand. Dabei unterhielt ich mich mit dem Leiter über Schlangen und erwähnte auch, daß ich von der berüchtigten Lanzenschlange auf den Antillen sehr aufregende Sachen gehört hätte, ohne sie jemals gesehen zu haben.

Es war wirklich eng in dem Raum. Auf großen Tischen hatte man Miniaturlandschaften aufgebaut, in denen die Tiere gefilmt werden sollten. Ich bekam noch einen Warnungsruf wegen einer beißwütigen Schildkröte, die unter einem Tisch auf mich zu warten schien, als ich rückwärts an einer solchen Tischdekoration anstieß, wobei sich wieder ein Wärter eilfertig dazwischenklemmte.

Der Leiter lachte und meinte: „Drehen Sie sich doch mal um."

Diesmal bekam ich einen nicht gelinden Schreck. Vor mir lag im Abstand von noch nicht einem Meter eine Lanzenschlange, die mir aus Abbildungen so geläufig war, daß ich sie sofort erkannte. Es befand sich keinerlei schützende Trennung zwischen uns.

Erst glaubte ich, sie sei ausgestopft. Aber sie lebte, so daß ich stotternd den Wissenschaftler fragte, ob dies bei der hohen Giftigkeit und Angriffslust der Schlange nicht doch etwas reichlich gefährlich sei. Er wies aber beruhigend auf zwei Wärter, die sehr aufmerksam aufpaßten, und dann erklärte er: „Die Umgebung ist für die Schlange noch zu fremdartig. Es dauert Wochen, bis sie zu einer gewissen Aktivität kommt, und so lange ist sie auch nicht angriffslustig."

Ich kann nicht behaupten, daß meine Literaturkenntnisse die Sache behaglicher machten. Es muß ein teuflisches Biest sein, das noch heute ganze Inseln zur Unbewohnbarkeit verurteilt.

* * *

Königskobras habe ich zweimal gesehen, aber auch nur in Gefangenschaft. In Medan auf Sumatra befindet sich ein kleiner zoologischer Garten, den ein Deutscher dort eingerichtet hat, und der nach seinem Tode von seiner Witwe weitergeführt wird. Dort fand ich einen Glaskasten, dessen Scheiben so trübe waren, daß ich zuerst nicht erkennen konnte, was sich dahinter befand.

Die Witwe erklärte, es sei eine Königskobra, die ihr Mann früher stets selbst versorgt hätte. Seit seinem Tode vor einigen Jahren getraue sich jedoch niemand mehr an den Kasten, und deshalb hätte man sich darauf beschränkt, von oben Futter hineinzuwerfen, ohne jemals die Scheiben sauber machen zu können.

Ich fand noch einige durchsichtige Stellen und sah mir das sagenhafte Tier geruhlich an. Es war ein Riese, grau und mit den gleichen Ringfalten wie die Mamba.

Die Verpflegung muß ziemlich schwierig sein, denn die Königskobra frißt nur Artgenossen, d. h. Schlangen, giftige und ungiftige. Ich glaube nicht, daß ein zweites Tier in der Welt so gefürchtet ist. Ob es nun auch furchterregend aus-

sieht, kann ich nicht sagen, denn das angelesene Wissen zwingt zu Vorurteilen, die den Anblick schauervoll machen. Ich finde aber, daß der Kannibalismus diesen Dämon des Tierreiches ausreichend charakterisiert.

Im Schlangengarten von Bangkok in Siam gab es auch eine Königskobra. Man führte uns die Fütterung von allen möglichen heillos giftigen Schlangen vor, doch weder mit Worten noch mit Geld konnte ich einen Beamten dazu überreden, die Königskobra ein wenig in Bewegung zu bringen. Man entschuldigte sich damit, sie sei nicht an der Reihe. Obwohl die Fachleute mit den übrigen mächtigen Giftschlangen umgingen, als ob sie es mit großen Blindschleichen zu tun hätten und mit unbegreiflicher Sorglosigkeit oder Geschicklichkeit in die scheußlichen Knäuel hineingriffen, verspürten sie offensichtlich wenig Lust, sich mit der Königskobra öfter abzugeben, als es dringend erforderlich war. Übrigens scheinen die fürchterlichen Tiere ziemlich selten geworden zu sein. Gott sei Dank.

* * *

Heinrich Hagenbeck führte mich einmal durch seinen Tierpark in Stellingen. Dabei fragte ich ihn, was wohl für sein Publikum die größte Anziehungskraft besäße.

Er deutete auf einige sehr bunte Vögel, die gleichzeitig auch einen sehr hohen Geldwert besäßen. „Nanu", sagte ich ihm erstaunt, „die Vögel habe ich zu Dutzenden gesehen, ohne zu wissen, daß sie so selten seien. In Batavia hat man davon kein Aufhebens gemacht."

Hagenbeck lachte. Durch den Transport von Batavia nach Hamburg kann man mit den Vögeln aus Pfennigen Goldstücke machen. Interessant war es für mich vor allem, daß die Löwen, Tiger, Bären, Giraffen usw., die das Kinderreich der Phantasie bevölkern, keinen so großen Dauerwert

der öffentlichen Schaulust haben wie die exotisch bunten Vögel Insulindes.

Es war in Batavia vor dem Käfig eines riesigen Tigers, daß ich die farbenprächtigen Piepmätze bewunderte, als ich plötzlich von meinem holländischen Freunde mit einem kräftigen Rippenstoß hinter einen Baum befördert wurde. Der Tiger hatte sich zu seiner ganzen Länge aufgerichtet und einen gelben übel riechenden Strahl mit großer Genauigkeit und einem unbegreiflichen Hochdruck auf die Stelle gelenkt, auf der ich einen Augenblick zuvor als Zielscheibe gedacht war.

Eine seltsame Kampfmethode für einen Tiger. Seine Augen loderten wie die des indischen Zauberers. Sein unbändiger Haß gegen die Menschheit ging merkwürdige Wege. Kann so großer Haß sogar Tiere erfinderisch machen? Wie kommt die erbarmungslose Katze auf die sonderbare Idee?

Meine Geduld wurde belohnt. Nach geraumer Zeit wiederholte sich der Wutausbruch bei einem anderen Betrachter, der aber anscheinend die Sache kannte und ebenfalls rechtzeitig hinter dem Baum mit den bunten Vögeln Deckung nahm.

Lamas, die spucken können, oder die vielen Tiere, die von der Natur mit Stinkwaffen ausgerüstet werden, waren mir bekannt. Aber daß ein Tiger sich auf die gleiche Ebene stellt, stimmt bedenklich. Ohnmächtiger Haß führt wohl immer zu einem Rangverlust, aber auch zu den unwahrscheinlichsten und unvorhersehbarsten Erfindungen.

* * *

Im Innern von Sumatra liegt ein großer Binnensee, das Toba-Meer. Am See und auf der Insel im See wohnen die Bataker, ein Volk, dessen Vertretern man lieber nicht im Mondschein begegnet, da sie sich noch nicht endgültig dazu

entschieden haben, die Menschenfresserei oder wenigstens Mord und Totschlag an Fremden aufzugeben.

In diese wilde Gegend hinein führt eine Autostraße durch unerschlossene Gebiete hindurch nach einer kleinen bezaubernd gelegenen Siedlung von Wochenendhäusern. Dort verbrachten wir mit Schwimmen, Motorbootfahren und Spaziergängen einige friedliche Tage. Und hier an dem vorgeschobenen Posten der Zivilisation klangen die Stimmen des Urwaldes besonders laut.

Morgens, wenn man auf der Terrasse im Schlafanzug sein Ei zum Frühstück aufklopfte, hörte man plötzlich ein dröhnendes Echo. Ein schwer beschreibbarer Laut ertönte vom anderen Ufer einer kleinen Ausbuchtung des Sees herüber, so als ob jemand mit der flachen Hand auf eine Trommel schlägt. Der Vergleich stimmte. Riesengroße Affen trommelten mit den Fäusten auf ihren Brustkasten, und diese Trommelsprache scheint eine Art Verständigungsmittel zu sein. Ich wurde lebhaft an den afrikanischen Telegraphen erinnert. Gibt es wohl für eine solche Ähnlichkeit einen letzten gemeinsamen Ursprung? Gibt es Übergänge? Hängt die Trommelsprache der primitiven Völker vielleicht mit Vorstellungen zusammen, die aus einer tierartigen Vorzeit stammen, und die erst der hochentwickelte Europäer gänzlich verloren hat?

Es kann nicht anders sein, als daß die ungeheure Weite des modernen Denkbereiches mit der Verdorrung von Fähigkeiten bezahlt wurde, die wir als geheimnisvoll empfinden, weil sie vom Licht des Verstandes überstrahlt werden.

Nach Analogieschlüssen besonderer Art – im allgemeinen sind Analogieschlüsse sehr gefährlich – habe ich mir eine eigene Theorie gebildet. Der Mensch stammt nicht vom Affen ab, sondern der Affe stammt vom Menschen ab, als dieser noch affenartig war. Der Affe hat sich nach seiner Abzweigung – sei es in mehreren Zweigen oder in einem Zweige mit Ver-

ästelungen, d. h. den Variationen unterschiedlicher Lebensbedingungen – vollkommen ausentwickelt, so daß er außerhalb des Rahmens geringfügiger Anpassungsversuche sich nicht mehr verändern und vor allem keine Stufe zu einer weiteren Entwicklung überspringen kann.

Die ganze Tierwelt spiegelt sich in den biogenetischen Erkenntnissen vom Menschen. Er ist der Hauptstamm, aus dem sich von den niedrigsten Tieren bis zu den Affen hinauf alle Arten abgezweigt haben, so daß er in seiner Erscheinungsform zwangsläufig immer die Krone bildet. Dieser Gedanke läßt sich auch noch weiter rückwärts durch das Pflanzenreich bis in die Uranfänge des Lebens ausspinnen, wie er zugleich die Menschenrassen selbst mit ihren unterschiedlichen, noch lebenden und abgestorbenen Ästen in zeitlicher Reihenfolge des Entwicklungszustandes begreifbar macht.

Der höchstentwickelte Mensch ist das Maß aller Dinge, und der Lebensbaum der Menschheit ist der Baum des Lebens überhaupt. Da wo ein Zweig aus dem Stamm entsprossen ist, da bleibt er unverrückbar fest. Er kann sich auf eine gewisse eigene Weise ausentwickeln, aber er kann nie die Entwicklungsmöglichkeit eines späteren höher ansetzenden Zweiges erreichen. Deshalb kann man aus Affen keine Menschen erziehen. Immerhin ist es erstaunlich, wie stark die Ansätze zu einer menschenähnlichen Entwicklung bei dem Affen in früher Jugendzeit erkennbar sind.

Nach dem erholsamen Aufenthalt in Prabat am Toba-Meer besuchten wir auf der Heimfahrt einen holländischen Tierarzt, der als Regierungskommissar die gesamte Tierwelt Holländisch-Indiens unter seiner Aufsicht hält. Eine solche Aufsicht ist vor allem im Hinblick auf den Tierfang wichtig, da z. B. die großen Orang-Utans andernfalls noch schneller aussterben würden, als es ohnedies der Fall zu sein scheint.

Er verriet mir, daß nicht nur auf Borneo, sondern sogar auf Sumatra in einer von ihm geheim gehaltenen Ecke noch

Orang-Utans freilebend vorkommen. In seinem einsam gelegenen Anwesen hielt er mehrere dieser großen Menschenaffen, mit denen er experimentierte.

Seiner Meinung nach waren die Affen bis zum Geisteszustand eines etwa drei- bis vierjährigen Kindes zu erziehen. Dann hört es auf. Zum Beweis rief er einen Orang-Utan, der wie ein Kind im Garten herumtollte und auch sogleich kam. „Hol mir mal aus dem Wohnzimmer ein paar Zigaretten!"

Mit greisenhafter Bedächtigkeit, die Arme in der typischen hohen Haltung des Balancierens, trottete das Affenkind zum Haus und kam nach wenigen Augenblicken zurück. Auf einen Wink seines Herrn bot er mir eine Zigarette an.

„Wo sind die Streichhölzer?"

Wieder trottete das frühreife Wesen zum Haus und brachte Streichhölzer. Dann sagte ihm sein Herr, er dürfe auch rauchen. Unbefangen bediente er sich aus der Schachtel, die er zurückreichte, und dann strich er kunstgerecht ein Streichholz an, um genießerisch eine Zigarette anzuzünden.

Der Tierarzt versicherte mir, daß es kein eingedrillter Ablauf von Handlungen sei, sondern daß der Affe tatsächlich den Wortschatz eines drei- bis vierjährigen Kindes verstände. Die Befehle wurden übrigens in deutscher Sprache gegeben, die der Tierarzt vermutlich in Rücksicht auf seine ungemein sympathische deutsche Frau im Haus zu bevorzugen schien.

„Nun ist es genug, mach deine Zigarette aus!"

Der Affe sah traurig auf seinen Herrn, dann auf seine Zigarette, zog noch einmal kräftig und trottete dann zu einer Pfütze, in die er das glimmende Ende vorsichtig eintauchte. Das erkaltete Genußmittel sah er sich nochmals mit Bedauern an, und schließlich warf er den Stummel ärgerlich weg.

Tatsächlich unterscheidet sich beispielsweise ein Negerkind des afrikanischen Urwalds bis etwa zum achten oder

zehnten Lebensjahr hinsichtlich seiner geistigen Regsamkeit in nichts von seinen europäischen Altersgenossen. Plötzlich setzt jedoch ein Stop ein, und an einer gewissen Stufe bleibt das rassisch frühzeitlichere Kind stehen. Innerhalb Europas kann man ähnliche Abstufungen der Entwicklungsbegrenzung beobachten, bis zu den Geistesfürsten, die noch im hohen Alter die Fähigkeit einer Fortbildung beweisen. Danach könnte man annehmen, daß es auch für Affen einen anfänglichen Gleichschritt gibt, der lediglich durch den größeren Anteil von Instinkthandlungen verschleiert wird. Ob das jedoch bis ins dritte oder vierte Lebensjahr nachweisbar ist, wie der holländische Tierarzt behauptet, erscheint mir fraglich.

In dem gleichen Anwesen, das einen privaten zoologischen Garten enthielt, habe ich die einzige Tigerkatze meines Lebens gesehen, in der Größe ungefähr ein Mittelding zwischen Luchs und Tiger. Das war das Furchterregendste, was eine höllische Phantasie ersinnen konnte.

Ich dachte immer voll Entsetzen: Mein Gott, mein Gott, was gibt es für eine Bösartigkeit in der Welt, so etwas bedingungslos Grausames, Gehässiges, Wildes, unhemmbar Mörderisches. Ein Dutzend Tiger verblaßt bei dieser konzentrierten Energie, dieser Tobsucht des Bösen.

Trotz des starken Käfigs wagte ich mich nicht näher als fünf Schritt heran, einfach schon vor Sorge, daß das Tier in seiner wahnwitzigen Wut Selbstmord begehen könnte. Wie ein Blitz flog die gelbe Katze in dem Raum herum, um dann mit einem schreckenerregenden Fauchen und Zischen an das Gitter zu stürzen und mich mit seinen vor Haß beinahe explodierenden Augen zu durchbohren.

Der Tierarzt bestätigte, daß es nach seiner Kenntnis auf dem Erdball kein Raubtier von einer ähnlich verwirrenden Mordlust gäbe. Niemand ging gern in die Nähe, denn es war, als ob die Grimasse telepathische Todesstrahlen aussprühen

könnte. Ich sah deutlich, daß der holländische Fachmann selber nur mit einer eigentümlichen Spannung im Gesicht den ihm doch wahrscheinlich sehr gewohnten Anblick des Sinnbildes aller Grausamkeitsinstinkte ertrug.

Ob diese Tiere Bastarde sind, weiß ich nicht. Ich habe vergessen, nach ihrem Ursprung zu fragen, und in der Fachliteratur habe ich nichts darüber gefunden. Ich neige nicht dazu, Gespenster zu sehen, aber das war wirklich ein Gespenst.

* * *

Affen kommen mir immer wie große Kinder vor. Es soll auch sehr bösartige Affen geben, und es ist wohl wenig empfehlenswert, einem Gorilla waffenlos in die Hände zu laufen. Das Ungeheuer, dem ich im Tiergarten von Medan begegnete, vielleicht das größte Exemplar, das jemals gefangen worden ist, durfte nicht einmal mit Bananen gefüttert werden, da es unfehlbar mit seinen riesigen Kräften durch das schwere Eisengatter hindurch jeden Finger oder Arm unbrauchbar gemacht hätte.

Trotz allem neige ich bei diesen Tieren zu einem Gefühl persönlicher Vertrautheit. So empfinde ich es fast wie Menschenmord, wenn es Leute gibt, die ihre Jagdleidenschaft auf Gorillas und Schimpansen ausdehnen. Ein geradezu peinlicher Gedanke, aus diesem uns so nahen Spiegelbild eines vergangenen menschlichen Entwicklungszustandes eine Jagdtrophäe zu machen.

Als ich im Garten eines gastfreundlichen Ehepaars in Mukundange an der Westküste Zentralafrikas herumspazierte, erreichte mich von der Veranda des Hauses ein Warnruf, nicht weiter zu gehen. In der Mitte des kümmerlichen Rasenplatzes war ein großes Schimpansenmännchen an einer eisernen Kette angepflockt, das bösartig mit den Zähnen fletschte und sich sprungbereit niedergeduckt hatte.

Man erklärte mir, daß er aus dem Besitz eines Pflanzers stammt, der abgereist sei. Mit dem bösartigen Tier war nichts anzufangen, und so sollte es demnächst erschossen werden, denn auch für eine Tierhandlung kam es wohl seines Alters wegen nicht mehr in Betracht.

Bis kurz an die Kettenlänge ging ich heran. Ein Schimpanse so wild? Ich kannte ungezogene Kinder, aber selbst wenn sie von Natur aus bösartig waren, dann war das doch höchstens ein Grund zur sorgfältigeren Erziehung.

In Gibraltar gibt es eine kleine Affenherde, die mich bei allen Spaziergängen in helle Wut versetzte. Die verdammten Bengel machten sich einen Spaß daraus, auf harmlose Passanten mit Steinen zu werfen. Am liebsten hätte ich sie einzeln verprügelt, aber so nahe ließen sie keinen Menschen herankommen. Es waren richtige Straßenjungen. Von einem Schimpansen war ein vornehmerer Stil zu erwarten.

Wir starrten uns gegenseitig an. Seine Augen funkelten. Sein kräftiges Gebiß leuchtete bedrohlich unter der aufgeworfenen Oberlippe. Junge, Junge, was ist bloß mit dir los!

Wütend riß er an der Kette, die nicht lang genug war, um mich zu erreichen. Dann tobte er im Kreis herum, mit einem häßlichen Gekrächze, das langsam in das charakteristische uh, uh überging.

Noch ein paar Zentimeter rückte ich gegen den gefährlichen Kreis vor. Von der Veranda wurde die Bewegung mit lebhaften Protesten begleitet. Vorsicht, Vorsicht, er beißt wie ein Verrückter!

In der feuchten Hitze hatte ich nichts als eine Hemdhose aus Leinen an. Mehr Bekleidung verträgt der Körper in dem Höllenklima dort nicht, und das ist ein geringer Schutz gegen Bisse. Was hat nur der Kerl? Man kann doch ein so infantiles Wesen nicht ernst nehmen! Die Sache will mir nicht in den Kopf.

Ach was, ich probier es einfach. Mit dem Bengel werde ich

schon fertig werden. Von der Veranda hörte ich unisono einen Schrei, als ich rasch herantrat. Mit einem mächtigen Satz sprang der Affe auf mich zu, mitten auf den Brustkasten. Noch bevor ich mit einer abwehrenden Bewegung des Armes seinen Kopf abwenden konnte, hatte er sich festgeklammert, den haarigen Schädel unter die Schulter gebohrt und weinte, weinte, weinte mit einer solchen Verzweiflung, daß ich mich nicht mehr rührte.

Der Gastgeber, der von der Veranda herunterkam und in langen Sätzen herbeieilte, blieb betreten stehen. Auch die übrigen waren still geworden. Der kleine Körper wurde wild hin und her geschüttelt.

Dann begann ich leise seinen dreckigen Schädel zu streicheln. Langsam wurde er ruhiger, aber seine Griffe wurden fester. Mit einem seiner langen haarigen Arme drückte er mir fast die Luft ab. Bei aller Sympathie war mir eine so enge Berührung weniger reizvoll, vor allem am Hals. Was sollte ich tun?

Wie eine Amme ging ich um den Pflock herum und sprach dem armen vereinsamten Kerl tröstlich zu. Ich wiegte ihn auf dem Arm, und sein Weinen ging in leises Wimmern über, bis er ganz still war.

Nach einiger Zeit konnte ich sanft die Umklammerung lösen. Er war ganz erschöpft. Der Gastgeber brachte mir eine Banane, die er still verzehrte. Das war richtig gedacht, denn dazu brauchte er seine Hände. Da ich neben ihm blieb, setzte er sich ruhig auf den Boden, mit seinen Augen unentwegt mein Gesicht prüfend. Ängstlich vergewisserte er sich, daß ich wirklich noch da blieb.

Armer Kerl!

POLITIK

Bis zum Abschluß meiner inneren Ausbildung durchlief ich die gleiche Reihenfolge politischer Überzeugungen wie alle Menschen, die zu einer unabhängigen Meinung kommen wollen. Die erste Phase ist durch das Elternhaus gegeben, denn ein junger Mann kann anfänglich mangels Erfahrungen keine anderen Ansichten vertreten als solche, die in der meist einseitig bereinigten Atmosphäre seines Herkommens selbstverständlich genannt werden. Das trifft für alle Klassen zu, ob Adel, Beamtenklasse, Arbeitgeber, Arbeitnehmer, Mittelstand oder Literatentum.

Das nächste Stadium wird von der Opposition bestimmt, die für intelligente junge Leute normalerweise eine unvermeidliche Folge des wirtschaftlichen oder geistigen Selbständigkeitstriebes darstellt. Bereits der leiseste Versuch einer Kritik pflegt in der gewohnten Umgebung mit seltenen Ausnahmen auf so starken Widerstand zu stoßen, daß bei unabhängigen Naturen ein Trotz herausgefordert wird, der durch die allgemein menschlichen Unzulänglichkeiten aller politischen Devisen mühelos seine Rechtfertigung findet. Das erwachende Selbstbewußtsein benötigt geradezu einen Daseinsbeweis, den nur die Opposition liefert.

Danach neigen Kinder von hohen Offizieren oder Beamten stark zu sozialistischen Ideologien. Arbeiterkinder sehnen sich nach einem bürgerlichen Anschluß, und die Kinder von Literaten, kleineren Kaufleuten oder ähnlichen Vertretern des sozialen Mittelstandes versteigen sich oft bis zur Verehrung des Adels. Eine Ausnahme bildet der untere Mittelstand mit der charakteristischen Zusatzbezeichnung des Spießbürgertums. Das sind Leute, die nicht Fisch und nicht

Fleisch sind, die sich den Arbeitern gegenüber sehr vornehm dünken, jedoch besonders schwer unter dem Gefühl der eigenen Minderwertigkeit bei einem Vergleich mit den oberen Klassen leiden. Sie haben kein Selbstbewußtsein, wie es z. B. ein Arbeiter oft sogar sehr stilrein zeigt. Sie bilden einen merkwürdig charakterlosen Sumpf, aus dem fast sämtliche Demagogen, außerdem sehr bedeutende Wirtschaftler und noch mehr Dunkelmänner eben durch die quälende Zwitterhaftigkeit herausgestachelt werden.

Der Adel des Namens und der Wirtschaft nimmt eine gewisse Sonderstellung ein, aber nur durch seinen geringen Prozentsatz an solchen Nachkommen, die den Trieb nach einer Weltverbesserung als Anlaß zu geistiger Unabhängigkeit nachhaltig ausentwickeln. Eine öffentlich bedeutsame Abstammung ist ein Gewicht, das viel zu stark an eine Klasse bindet, um ein naturhaft revolutionäres Wollen der Jugend sichtbar werden zu lassen. Ausnahmen verunglücken meist deshalb schon frühzeitig, weil die Anerkennung im entgegengesetzten, also sozialistischen Ideenkreis von dem traditionellen Mißtrauen gegen Klassenabzeichen behindert wird.

Die dritte Phase, die nur für wenige erreichbar zu sein scheint, ist ein Erzeugnis aufrichtig objektiver und produktiver Nachdenklichkeit. Sie wird gekennzeichnet durch ihre Diskutierbarkeit und die Konflikte zwischen Gefühl und Verstand. So z. B.: Mit dem Herzen links, mit dem Verstand rechts, oder: mit dem Herzen rechts und dem Verstand links.

Wer an der vierten Station anlangt, gibt die Beschäftigung mit politischen Problemen auf, denn er hat die Erkenntnis gewonnen, daß für den geistig selbständigen Wähler die Beeinflussungsmöglichkeit der Regierungsverhältnisse gleich Null ist.

Gleichlaufend kann man noch eine gewisse Tendenz verfolgen, die mit zunehmendem Alter langsam von links nach rechts, von der Überschätzung reiner Denkgebilde zur Er-

fahrungsweisheit nach einer Art biologischem Gesetz verläuft, denn die Jugend ist nun einmal durch ihre idealistische Neuerungssüchtigkeit von dem konservativen Egoismus des entwicklungsmüden Alters naturhaft unterscheidbar.

Die tatsächliche Politik wird von Menschen bestimmt, die aus Ehrgeiz oder als Vertreter von Klasseninteressen einen nüchternen Beruf daraus machen. Sie finden in der riesigen Mehrheit der Unmündigen die notwendige Gefolgschaft, und dabei hat die gewissenhafte Intelligenz keinerlei Ansatzflächen. Sie wird nur als Störfaktor in Rechnung gestellt. So will es das Leben der Massenorganismen, und daran wird sich niemals etwas ändern.

Meine eigenen Beziehungen zur Politik waren nach den durchlaufenen Phasen gänzlich erloschen, bis ich unerwartet auf der Basis fachlicher Nüchternheit anläßlich meines Berufes als Massenpsychologe erneut mit politischen Problemen in Berührung kam. Dementsprechend besaß ich keine leidenschaftliche Überzeugung, aber auch keinen Ehrgeiz oder den Glauben, ein Politiker werden zu können. Ich war mir sogar bewußt, daß mir hierzu alle triebhaften Voraussetzungen fehlen. Allerdings unterscheidet sich meine wirtschaftliche Tätigkeit in dieser Triebbeschränkung nicht von einer etwaigen politischen Anwendung des Fachwissens.

Ich glaube, eine nützliche Hilfskraft des Unternehmertums zu sein, doch ich bin kein Unternehmer geworden. Wenn ein Seifenfabrikant zu mir kommt, um mir seine geschäftlichen Ideen und Möglichkeiten auseinanderzusetzen, dann kann ich ihn beraten und dabei ermitteln, wie die Seife beschaffen sein muß, welche Verkaufseinheit empfehlenswert ist, wie sie am wirkungsvollsten ausgestattet wird, welche Preispolitik Erfolg verspricht, und welche Einführungsmethode für den Vertriebsapparat am besten zu wählen ist, um bei einer bestimmten Käuferschicht in einer bestimmten Landschaft unter gegebenen Verhältnissen Anklang

zu finden und je nach Wunsch zum Aufbau eines entweder einmaligen sensationellen oder (besser!) langfristig krisenfesten Geschäftes zu verhelfen. Sollte er mich jedoch fragen, warum ich mit meinem Wissen das nicht selbst tue, so würde ich ihm antworten, daß mir die hierzu notwendige Energie fehlt, daß mich die unvermeidlichen Büroarbeiten, die stereotypen Verhandlungen mit Banken, Behörden, Kunden und eigenen Angestellten auf die Dauer langweilen, daß ich meine Zeit lieber auf meine geisteswissenschaftlichen Interessen konzentriere und überhaupt höchst ungern mich persönlich herausstelle.

Es gibt Leute, deren Sehnsucht im übertragenen Sinne die Rolle eines Kapitäns vorschreibt, der einen großen Dampfer mit vielen Menschen an Bord über die Weltmeere führt, während ich lieber den Lotsen abgebe, der mit seinem Spezialwissen dem Kapitän auf der Ausfahrt durch klippenreiches Gewässer beratend zur Seite steht. Auch der Lotse muß den navigatorischen Erfordernissen eines Kapitäns in Theorie und Praxis genügen, aber er bleibt von der täglichen Schiffsroutine verschont, und er hat den besonderen Genuß der navigatorischen Probleme mit aller Mannigfaltigkeit bei den verschiedensten Dampfern, die wechselseitig von seinem austauschfähigen Wissen profitieren.

Im Grunde ist es ziemlich gleichgültig, ob ich ein Wirtschaftsunternehmen berate oder eine Staatsidee. Entscheidend ist in allen Fällen die psychologische Beherrschung des Massenmenschen, bei Kunden wie bei Untertanen und ihren Konkurrenten. Nachdem ich meinen Beruf begriffen hatte, war es unausbleiblich, daß in die kritischen Betrachtungen industrieller Marken- und Marktmethoden auch die Problematik des großen Unternehmens, genannt Deutsche Republik, hineinspielte, denn zur Verwendung zweckdienlicher Assoziationen war eine Stabilität des Staatsbegriffes auch für die Wirtschaft sehr erwünscht.

Ohne darüber schlüssig zu sein, ob tatsächlich eine republikanische Verfassung im Stile Weimars der deutschen Mentalität gerecht werden kann, und ob die geeigneten Männer am Ruder standen, mußte ich mit Unbehagen zur Kenntnis nehmen, daß vom Standpunkt des Massenpsychologen aus nicht das geringste getan wurde, um die Staatsidee seelisch zu verankern. Es gab keine Propagandamittel der Staatsidee.

Offenbar hielt man das ohnehin unerfüllbare Programm für ausreichend, das Richtige, Beste, Vernünftigste und Ehrenvollste für die Gemeinschaft zu tun, was sich mit einem Individualgehirn ausdenken läßt. Die Politik der Regierungen bestand eigentlich nur darin, die demagogischen Parteileitungen wie gottgewollte Gegebenheiten irgendwie von Stufe zu Stufe zu einer Gemeinsamkeit zu überreden. Auf diese Weise wurde nicht der Staat, sondern die parteipolitische Interessenvertretung zum Volksbeglücker, und die daraus entstandenen Staatsorgane verloren entweder ihre überparteiliche Haltung, oder sie verbrauchten mehr als 90% ihrer Arbeitskraft, um im Sattel zu bleiben.

Dagegen weiß auch der kleinste kaufmännische Unternehmer, daß die Beschaffung guter Ware nur die Vorbereitung zum Erfolg bedeutet. Genau so wichtig sind die Kundenpflege und die Kunst, das Publikum von der Qualität des Angebotes zu überzeugen. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ich das Richtige tue, oder ob meine Abnehmer die Richtigkeit einsehen und meinen Kredit entsprechend erhöhen. Diese Fundamentalweisheit des unternehmerischen Daseins konnte der republikanische Staat noch nicht erfassen, und nach dem ersten Weltkrieg habe ich voll Sorge beobachtet, wie aller gute Wille an der Resonanzlosigkeit des Volkes, an dem passiven Verhalten der Intelligenz und an dem Mangel einer Anleitung zur Bildung gesunder politischer Ideologien zerbrach.

Ich gewann den Eindruck, daß die Staatsführer, sobald

sie über reine Parteipolitik hinausdachten, an den gesunden Menschenverstand appellieren zu können glaubten. Sie verabscheuten sicherlich die übliche Reklame und das Marktschreiertum der schlechten kaufmännischen Vorbilder. Sie vergaßen dabei, daß der Masse alle Vorbedingungen zur fachlichen Urteilsgewinnung fehlen, und daß außerdem der Begriff Reklame längst von dem markentechnischen Begriff der Gewinnung des öffentlichen Vertrauens abgelöst wurde. Es ist immer sinnlos, ein diffamiertes, hungerndes, frierendes und seiner alten Ideale beraubtes Volk mit Vernunftsgründen zu füttern. Wohingegen eine geschickte Staatspropaganda sogar dann einen – allerdings nie dauerhaften – Erfolg hinsichtlich einer gewissen Einmütigkeit und Lenkbarkeit des Volkes erzielen kann, wenn überhaupt kein ehrliches, sachliches Können dahintersteht, sondern eine bösartige Aggressivität.

In der Mitte der zwanziger Jahre begann ich vorsichtig hier und da anzuklopfen, um meine Argumente für die Notwendigkeit einer Staatspropaganda anzubringen. Man hörte zu, war interessiert, und alles blieb beim alten. Allmählich wurde ich von dunklen Ahnungen bedrückt. Das geistig führungsbedürftige und dabei fetischsüchtige Volk – alle Völker sind als Masse geistig unselbständig, und nur die Alten zeigen aus Trägheit einige Stilkonsequenz – schwankte unter der Peitsche seiner unbefriedigten seelischen Triebe haltlos hin und her. Es gab kein klangstarkes Symbol der Staatsmacht, das ihm Vertrauen einflößte, keinen leuchtenden Kristallisationspunkt und keine psychische Stütze, an die sich die begeisterungswillige Sehnsucht einer in Spezialaufgaben sehr regsamen und deshalb besonders unpolitischen Volksmasse hätte klammern können. Es gab neben einem krassen Materialismus und gelegentlich sehr primitiven Ehrgeiz nur Bescheidenheit, verinnerlichte Vornehmheit und eine Opferwilligkeit ohne Galerieerfolg.

Plädierte ich für Wirkungsmittel, dann dachten die Volksvertreter nur an schlechtes Theater und betonten eine prinzipielle Ablehnung, die ihrer menschlichen Gesinnung zur Ehre reicht, aber am Verfall aller Planungen schuldig wurde. Schlug ich autoritative Maßnahmen vor, so wies man auf die mir fehlende Parteizugehörigkeit. Schließlich gelang es mir, einen kleinen Kreis von Interessenten zu bilden, doch erst zu einem Zeitpunkt, als die Sache brennend wurde. Es gehört zu den Naturgesetzen, daß eine urtriebhaft nach organischer Gestaltung suchende Masse in jedem Denkbezirk eine leichte Beute derjenigen Demagogen wird, die den unterbewußten Neigungen der Massenmenschen entgegenkommen. Das republikanische Angebot blieb schon wegen seiner Phantasielosigkeit unbefriedigend, und deshalb reichte die oberflächliche Buntheit der nationalistischen Phrasen aus, um einen Ersatz der verlorenen Kaiserpracht erhoffen zu lassen. Selbst das billigste Gewand mußte verführerischer wirken, als das rationalistische Knochengerüst. Der Name Adolf Hitler wurde bedrohlich, und immer noch behandelten die Republikaner die elementare Bewegung wie eine flüchtige Entartungserscheinung, deren Gesetzlichkeit sie nicht begriffen. Eine Entartung wurde es, aber nur weil sich die naturbedingten Triebkräfte der Massenseele immer illegale Durchbrüche erzwingen, sofern keine kontrollierbaren Ventile geöffnet werden und man einfach den zunehmenden Druck mit Gewalt abzusperren wagt. Das Verbot der SA durch Brüning war massenpsychologisch ein schwerer Fehler, denn es trug den Stempel einer Staatsautorität, die nicht im Leistungswettbewerb zu siegen vermag, sondern in eine Verteidigung mit unzureichenden Mitteln gedrängt ist. Er bot keinen Ersatz für die kollektivistischen Erlebnisbedürfnisse an.

Mit Verzweiflung sah ich das Verhängnis näher und näher kommen. Meine Unterhaltungen mit Luther und später mit Geßler verliefen in Freundlichkeiten. Niemand nahm die

Gefahr ernst. In der Reichskanzlei gelang es mir, den damaligen Staatssekretär Planck zu überzeugen, doch schon die nachfolgende Besprechung mit dem Reichspressechef versandete in dessen Lieblingsthema, einem sehr komplizierten Wahlsystem. Überall sah ich die Flamme züngeln, und die verantwortlichen Menschen merkten es nicht. Wie Diogenes mit der Laterne suchte ich einen Menschen, der die massenpsychologisch wichtige Seele eines Volkes repräsentieren könnte. Hindenburg war dazu nicht mehr geeignet und außerdem von jeher zu schwankend gewesen. Reichskanzler Schleicher sprach mir sein Vertrauen aus, ohne sich um die Sache zu kümmern und wahrscheinlich nur im Hinblick auf meinen Vater, zu dem er früher einmal als Verbindungsoffizier abkommandiert worden war.

Ein Mann, bei dem ich volles Verständnis fand, war Hermann Ullstein. Er griff die Sache auf, und er hat in der Vossischen Zeitung meine Gedanken kommentiert, doch ohne Resonanz.

Schließlich bot man mir andeutungsweise die Nachfolgerschaft des Reichskunstwartes Dr. Redslob an, was ich ablehnte, denn die Stelle war einflußlos, und außerdem suchte ich keine Stellung. Dann beauftragte mich Planck in letzter Minute damit, eine scharfe Propaganda gegen die Nationalsozialisten aufzuziehen, was bisher von einem Herrn namens Moiszischewitz in einer entsetzlich dilettantischen Weise unternommen worden war. Obwohl ich mir aus Neugierde die Unterlagen ansah, lehnte ich auch dieses Ansinnen ab, ebenso wie ich es als Auftrag eines Industrieunternehmens stets abgelehnt habe, einen Konkurrenzkampf nur mit negativen Mitteln auszufechten. Ich wollte positive Staatspropaganda und echte Methodik zur Gewinnung des öffentlichen Vertrauens für eine gute Sache betreiben, aber nicht eine längst überlebte Zankreklame peinlichster und wirkungslosester Art aufziehen.

Ich sah ein, es war zwecklos. Nur ein Wunder konnte uns vor einer totalitären Raserei retten. Das Wunder blieb aus.

Hin und wieder ging ich in den Herrenclub, um mich ein wenig bei Herrn von Gleichen von meinen Enttäuschungen zu erholen. So antinationalsozialistisch auch der Club eingestellt sein mochte, die Gefahr begriff er nicht. Das fiel mir besonders in der ersten Zeit der Herrschaft Hitlers auf, als mich Gleichen einmal mit aller Harmlosigkeit in eine schwierige Situation brachte.

Wir hatten uns zum Abendessen im Club verabredet, wo ich mit Überraschung einen erstaunlich großen Kreis von Gästen vorfand. Nach dem Essen versammelte man sich feierlich im Konversationsraum, und Gleichen eröffnete mir, die Herren eingeladen zu haben, um von mir eine Kritik Goebbels' und seiner Propaganda zu hören, d. h. ich sollte 1934 in aller Offenheit einen improvisierten Vortrag gegen das Nazitum halten, während die Krallen des Raubtieres schon sichtbar geworden waren. Erst der Juni mag Gleichen die Augen geöffnet haben.

Beruflich konnte ich nicht schwindeln, und ich weiß nicht mehr, wie ich mich aus der Affäre gezogen habe. Zu meiner Linken saß ein Adjutant Himmlers, wie ich später erfuhr, aber nachteilige Folgen haben sich nicht ergeben.

In dem Weinrestaurant Peltzer traf ich am gleichen Abend meinen Freund Ernst Wallach (Goldschmidt-Rothschild), der mit dem Chefredakteur der Berliner Illustrierten, Herrn Korff, Abschied feierte. Korff war ein seltenes Original und nach dem Erfolg seiner Zeitschrift, der Berliner Illustrierten, zu urteilen, unheimlich befähigt. Die Höchstauflage der B.J.Z. übertraf selbst die amerikanischen Rekordzahlen der Saturday Evening Post. Jetzt stand der im Leben einsam gebliebene Mann als Jude vor der Ausreise in das Ungewisse. Auch sein Glück im Unglück hat ihn nicht trösten können. Wallach erzählte mir bald danach, daß er bei der Landung

in New York von einem erregten Zeitungsmann mit einem Telegramm in der Hand empfangen worden sei, auf dem die schwerwiegenden Worte standen: „Korff Vertrag anbieten in finanziell unbeschränkter Höhe. Hearst." Er bekam dementsprechend ein sagenhaftes Gehalt, gründete die mächtige Zeitschrift „Life" und starb bereits ein halbes Jahr später an unstillbarem Heimweh.

In unsere melancholische Stimmung bei Peltzer platzte der Filmschauspieler Emil Jannings, mit hochrotem Kopf und dem Bedürfnis nach einem doppelten Cognac. Wie er erzählte, kam er unmittelbar von einem gesellschaftlichen Zusammentreffen mit Hitler, bei dem ihm eine Entgleisung passiert war.

Zufällig hörte Hitler, wie Jannings seiner Abneigung gegen die Jägerei Ausdruck verlieh. Er erkundigte sich daraufhin bei dem großen Star nach der Ursache, und Jannings erzählte ihm von einem Jugenderlebnis mit einem sterbenden Reh, das ihn so tief beeindruckt hatte.

Hitler bestätigte sein Verständnis dafür und fügte hinzu, daß er selbst niemals ein Tier töten könnte. Sehr unüberlegt erwiderte Jannings: „Aber Menschen!!" Hitler wandte sich sofort ab. Doch kurz danach redete er Jannings nochmals an und erklärte: „Ja! Denn Menschen sind für ihr Tun verantwortlich, aber nicht Tiere!"

Der mir dadurch sehr sympathisch gewordene Übeltäter benutzte die erste Gelegenheit, um unauffällig zu verschwinden. Jetzt saß er uns nervös gegenüber und stellte mit einigen Halben sein seelisches Gleichgewicht wieder her. –

Im Herbst 1932 kam ich endlich mit einem Mann in ein vertrautes Gespräch, der in tragischer Einsamkeit weit über der Parteien Zank und Hader hinausragte, ohne eine ausreichende Gefolgschaft gefunden zu haben, die allein die Situation hätte retten können: Reichskanzler Brüning.

Eines Abends wurde ich in meinem Hotel von seinem Vertrauensmann in einem geheimnisvoll verhängten Wagen

abgeholt. Ich konnte mich nicht orientieren, in welcher Gegend das Zusammentreffen stattfinden sollte, und es schien mir auch nebensächlich zu sein. In diesen Tagen politischer Hochspannung wird Brüning Mühe gehabt haben, sich der Aufsicht oder sogar der Gefahr von Gewaltsamkeiten zu entziehen, die als spontane Ausbrüche der sogenannten Volksseele von den Vertretern der neuen Regierungsanschauungen organisiert zu werden begannen.

Von der verdeckten Einfahrt gelangte man nach wenigen Stufen in die Halle eines großen Privathauses und von da in ein Wohnzimmer, wo der Komponist und Dirigent Max von Schillings auf eine Audienz wartete. Kurz danach traten Brüning und der Prälat Kaas ein.

Schillings war vor kurzem Präsident der Akademie der Künste in Berlin geworden, und deshalb wollte er sich wohl Brüning vorstellen, der seinerseits Ende Mai von seinem Posten als Reichskanzler zurückgetreten war, aber trotzdem nach allgemeiner Überzeugung im politischen Kräftespiel der Zukunft entscheidend mitwirken würde. Die Unterhaltung beschränkte sich zuerst einseitig auf einen Austausch höflicher Bemerkungen, mit denen sich das Ziel des Musikers zu erschöpfen schien. Man konnte ihm sofort anmerken, daß er auf Parkett zu gehen gewohnt war und mit einem deutlichen Ehrgeiz sich allen Umweltsbedingungen gleichzeitig anzupassen suchte. Bereits nach wenigen Minuten reservierter Konversation erhob er sich zu seiner schmalen Länge und verabschiedete sich.

Auf dem Tisch stand eine Flasche Cognac mit Gläsern. Ich glaube, der einzige gewesen zu sein, der sich des angebotenen Stoffes bediente, denn ich hatte durchaus das Bedürfnis, mir Mut anzutrinken, obwohl ich argwöhnte, daß der Alkohol zur Probe meiner Taktfestigkeit gedacht war und wahrscheinlich einen tieferen Einblick in meine rabenschwarze Seele ermöglichen sollte.

Mut brauchte ich auch, denn ich mußte Kritik üben, und zwar an einem Mann, den ich sehr verehrte, und dessen vornehme Seele die Wirkung seines Tuns so stark behinderte, daß man keinerlei Resonanz in der öffentlichen Meinung verspürte. Die Masse ist immer nur auf die Wellenlänge von Raubtieren eingestellt, unter denen es Löwen, Tiger, Hyänen und Giftschlangen gibt. Wenn ein anständiger Mensch Einfluß gewinnen will, bedarf er einer Ergänzung der Naturbedingungen durch die Kunst der Massenpsychologie.

Meine Unsicherheit erhöhte sich dadurch, daß ich nicht wußte, wie Kaas und Brüning sich mit meiner Konfession abfinden würden. Ich bin kein Katholik, sondern nach Stil und Anschauungsweise ein Protestant, dessen Wesenheit sich fast geographisch verpflichtend aus der Teilung zwischen Nord und Süd auf der Landkarte Europas ergibt. Wenn ich auch nicht glaubte, daß diese Tatsache den Wert meiner Argumente beeinflussen könnte, so war es mir doch nicht leicht, die unwägbaren Wirkungsmittel des klanglichen Kontaktes innerlich vorzubereiten und mit einem entsprechenden Draufgängertum an die Aufgabe heranzugehen.

Brüning und ich saßen auf einem ziemlich engen Sofa. Links davon sein Vertrauensmann Rechtsanwalt Etscheidt und gegenüber Prälat Kaas, der sofort das Wort ergriff, sobald sich die Tür hinter Schillings geschlossen hatte. Er erzählte, daß ihn meine Gedankengänge lebhaft interessierten, und daß sie häufig Gegenstand von Diskussionen zwischen ihm und Brüning gewesen seien. Er bat mich nun, die nach meiner Ansicht begangenen Fehler in der Behandlung der öffentlichen Meinung deutlicher zu beschreiben.

Die von mir gewählte Einleitung erwies sich als falsch. Ich hatte keine Ahnung, wie weit die Denkweise katholischer Kirchenfürsten eine Trennung zwischen Individualpsyche und Massenpsyche methodisch ihren kirchen- oder staats-

politischen Planungen zugrunde legen läßt. Deshalb stand ich vor der Gefahr, den beiden hohen Herren die Laune durch Gemeinplätzigkeiten zu verderben. Ich begann mit dem berühmten Beispiel, an dem Ignatius von Loyola die Denkselbständigkeit eines Moses von der Unmündigkeit des Volkes Israel am Fuß des Berges Sinai zu unterscheiden lehrte. Brüning winkte kurz ab, und ich begriff, daß die Anknüpfung an die exercitia militaria spiritualia ungeschickt war. Danach geriet ich unversehens in das richtige Fahrwasser und erklärte die Notwendigkeit der staatlichen Repräsentation, die genau den nun einmal gegebenen Bedürfnissen der Masse angepaßt sein muß.

Der Massenmensch begreift noch nicht ein Hundertstel der innerstaatlichen und der außenpolitischen Aufgaben. Er will sie auch nicht verstehen, denn er haßt geistige Verantwortlichkeit und klammert sich an Schlagworte. Deshalb ist eine detaillierte Aufklärung an sich zwecklos und nur so weit anwendbar, als der Massenmensch sich dadurch wichtig genommen fühlt. Ebenso wie ein Arzt mit lateinischen Brocken und umständlich verdeutschten Beschreibungen dem Selbstbewußtsein des sachlich kritikunfähigen Patienten zu imponieren sucht, um auf diesem Umwege sein Vertrauen zu gewinnen, so muß auch der Kaufmann und nicht an letzter Stelle der Politiker mit seinen Anhängern umzugehen lernen.

Das zweite Thema betraf die Schaffung eines Kristallisationspunktes. Als Beispiel diente wiederum der Arzt und die Bedeutung seines persönlichen Auftretens. Seine tatsächlichen Leistungen kann kein Laie beurteilen, und daher neigt die Masse stets dazu, einen Instinkt zur Geltung zu bringen, der an begreifbaren Symptomen haftet. Es kommt auf seine Sprache an, die Selbstsicherheit, Gelehrsamkeit und Interesse verraten soll, sowie auf die richtige Kleidung, auf die Würde der Handbewegung und viele andere Einzel-

heiten. Dazu gibt es bei politischen Organismen noch Symbole wie Wappen, Fahnen, festliche Aufzüge und ähnliche althergebrachte Propagandamittel, aber leider wird immer verkannt, daß alle diese Hilfen nur im Falle einer dahinterstehenden Persönlichkeit oder einer eigenwilligen Idee ihre volle Kraft entfalten können.

Der wirksamste und zuverlässigste Kristallisationspunkt ist der Mensch, denn allein die Lebendigkeit oder die Vorstellung von einem überragenden Lebewesen vermag Strahlen auszusenden, die eine Angliederung großer Massen durch wechselseitiges Erregen gewährleisten. Damit kamen wir zu einer unmittelbaren Kritik.

Ich versuchte, dem Reichskanzler zu beschreiben, daß persönliche Bescheidenheit für sichtbare politische Ziele untauglich sei. Wenn er mit der Eisenbahn fährt, darf er sich nicht in einem Abteil zweiter Klasse verstecken, sobald ihn das Publikum auf einem Bahnhof als Schauobjekt anfordert und anfeiern will. Selbstverständlich ist auch das geschmacklose Gegenteil nicht empfehlenswert, denn die Masse hat zwar keinen Verstand, aber eine gewisse Sympathie für Ursprünglichkeit, im Guten und im Bösen. Der oberste Beamte des Staates muß aufhören, die Gebote individueller Vornehmheit und Geistigkeit auf seine Person anzuwenden. Er darf sich nicht dagegen wehren, zu einem Massenidol zu werden und damit sich selbst zu verleugnen. Ein wahrer Philosoph ist für einen politischen Thron ungeeignet und darf höchstens Kirchen- oder Geistesfürst werden.

Während dieser längeren Ausführungen, die hauptsächlich dazu dienten, mit praktischen Beispielen die Forderungen der Massenseele zu illustrieren, fuhr Prälat Kaas häufig und sehr temperamentvoll dazwischen: „Sehen Sie, Brüning, das habe ich Ihnen immer gesagt!“ Brüning antwortete sichtlich gequält: „Ja, Herr Prälat.“

Mehrfach geriet ich ins Stocken, denn ich zauderte als

vergleichsweise junger Mann, dem Reichskanzler direkte Vorhaltungen zu machen. Aber beide drängten. Glücklicherweise entwickelte sich daraus ein Frage- und Antwortspiel, in dessen Verlauf die delikate Eignungsprüfung nicht diskutiert wurde. Kaas stellte indessen die verblüffende Frage, ob ich mich selbst dazu für fähig hielt. Ich protestierte lebhaft und demonstrierte in meinem unbedenklichen Eifer, daß die Führergeistigkeit weder ethisch noch intellektuell mit einem individuellen Ideal verglichen werden könne, sondern eben in den Grenzen eines Massengehirns befangen bliebe, für das der Intellekt nur eine taktische und keine zielgebende Bedeutung habe.

Zwangsläufig kam die nächste Frage, ob Brüning wohl überhaupt der richtige Mann für das von mir beschriebene Massenideal sein könne. Dieser Entscheidung suchte ich mit einer Gegenfrage auszuweichen: „Ich habe lange gesucht. Wen gibt es in Deutschland?" Kaas antwortete düster: „Adolf Hitler", und ich antwortete: „Wir suchen ja gerade ein Mittel, um uns dieses Unglücksbringers zu erwehren." Danach fiel der Name: „Hindenburg", bei dem Brüning den Kopf tief senkte. Nach einer schweigsamen Pause winkte er wehmütig ab, als wolle er einen Vorhang zuziehen. Vielleicht wurde erst in diesem Augenblick den beiden Herren die gähnende Leere bewußt, die der Sturz des Kaiserhauses verursacht hatte. Es gab nichts, um die verlorene Seele zu ersetzen, und ein seelenloses Volk ist wie ein seelenloser Mensch zu allen Wahnsinnstaten fähig. Die Engländer haben es leicht, einen demokratischen Individualismus zu predigen, denn sie haben ja noch ihren König, dessen massenpsychologische Bedeutung viel größer ist, als die politische Überheblichkeit der Vernunft zugeben will.

Kaas blieb beharrlich: „Glauben Sie, daß ein Mann wie Hitler unter richtiger Anleitung das Volk zu binden vermöchte?" Davon war ich fest überzeugt, denn aus Mangel

an Konkurrenz fielen alle reifen Pflaumen in seinen Schoß, doch ich bezweifelte die Möglichkeit einer richtigen Anleitung und einer moralischen Hemmung seiner Machtgier, der jedweder ethische Grundgedanke fehlte. „Es sieht so aus, als wenn die nationalsozialistische Partei brüchig würde und an ihrer heterogenen Größe zugrunde ginge," meinte der Prälat, doch ich widersprach hastig: „Die Spaltungserscheinungen in der Partei und die inneren Machtkämpfe werden ganz bestimmt überwunden, weil ein Kristallisationspunkt vorhanden ist und die Größe der Partei bereits ein Eigenleben zu erkennen gibt. Dieser Organismus kann nur noch durch seinesgleichen beseitigt werden, und da er, ohne einen mächtigeren Gegner zu finden, unbehindert auf Menschenfang ausgehen darf, wird er sich weiterhin bereichern, solange noch zum Einbau geeignete Elemente vorhanden sind und der Kernkristall lebensfähig bleibt. Die Massenanziehung ist so groß, daß aus jedem abgeschlagenen Kopf ein neuer erwächst. Während der Wachstumsperiode würde sogar der Tod Adolf Hitlers nichts mehr ändern. Das einzige Mittel der Verteidigung ist die Bildung eines lebendigen Massenorganismus' als Gegengewicht und nicht der Versuch negativer Maßnahmen."

Kaas war ein echter Politiker, mit der außerordentlichen Wendigkeit, Vorbehaltlosigkeit und Härte des Denkens, die diesen Beruf auszeichnet. Die Theorie, Hitlers massenpsychologische Suggestion mit dem geistigen Stil Brünings als Großvezier zu binden, schien für ihn nicht ganz abwegig zu sein, wobei ich selbst hierbei eigentlich nur instinktmäßige Bedenken gegen die Beeinflußbarkeit Hitlers vorbringen konnte. Noch heute bin ich der Überzeugung, daß Brüning für das Deutsche Reich unendlichen Segen hätte stiften können, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, im Schutze eines echten Führertums sich vorzugsweise auf die Praxis eines Großveziers zu konzentrieren.

Bismarck hatte dieses Glück. Sein Schutzherr war der machtvolle Repräsentant einer Volksseele, und dieser Kristallisationspunkt bewährte sich in allen Gefahren, denen Bismarck unterlegen wäre, wenn er, wie später Brüning, allein hätte stehen müssen. Bismarck verlor sofort seine Stilsicherheit, als die seelische Verbindung mit dem neuen Kaiser versagte, und daraus erklären sich alle seine späteren Entgleisungen. Die gleiche Zweiteilung von Seele und Verstand, wie sie in jedem Menschen vorhanden ist, deutet auch die Lebensbedingungen eines Volkes und seiner Repräsentanten an. Ob nun die Seele von einem König, von einem Führer oder einer republikanischen Aristokratie symbolisiert wird, immer ist sie mit dem Intellekt des Direktionssinnes nicht in einer Person vereinbar. An diesem Lebensgesetz scheitert das Lebenswerk aller Tyrannen, die ihr eigener Kanzler sein wollen. Der Intellekt darf und muß sich wandeln, die Seele nicht.

Hindenburg war alt, sehr alt geworden. Darüber hinaus war es fraglich, in wieweit er als Soldat jemals den dämonischen Anforderungen eines Symbols der Volksseele entsprochen haben könnte. Erst im Frühjahr des gleichen inhaltsreichen Jahres hatte Hindenburg der Initialkraft Brünings seine Wiederwahl verdanken müssen, und doch hatte er ihn ohne instinktsichere Beharrlichkeit im Stich gelassen. Politiker sind häufig gezwungen, mit einer anderen Ethik zu rechnen, als in privaten Bezirken vorbildlich ist, aber einerseits sollte Hindenburg in keinen politischen Wettbewerb treten, sondern den ruhenden Pol bilden, der das retardierende Moment ethischer Stilgröße wirksam macht, und andererseits qualifiziert opportunistische Hemmungslosigkeit allein noch keinen Politiker.

Ich hatte ihn nicht gewählt, aber die Seele des Volkes suchte leidenschaftlich einen Fetisch, und dafür reichte die Popularität des Siegers von Tannenberg mangels anderer

Kandidaten aus. Nach seinem Tod hing sich der gänzlich unselbständige Hauptteil der Masse hilflos an das einzige Objekt, das überpolitisch aus der Anonymität der politischen Direktionslosigkeit herausleuchtete, und damit wurde mit Adolf Hitler ein neuer Cäsar dem alten Europa zum Verhängnis. Aus den Erzählungen meines Vaters, der die letzten Stunden des Kaisers in Spa unmittelbar miterlebte, hatte ich nicht den Eindruck einer besonderen Kompaßsicherheit Hindenburgs gewonnen, und auch schon vorher, so oft ich während des Krieges meinen Vater im Großen Hauptquartier besuchte, erlitt das Bild des populären Heerführers erhebliche Schatten. Die tiefste Einsicht gewann ich jedoch erst durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall bei der Unterhaltung in dem Berliner Privathaus.

Das altmodische Sofa, auf dem Brüning und ich saßen, war gerade nur für zwei Personen berechnet und nicht sehr bequem, so daß wir uns beide zumeist vornüber neigten und die Ellenbogen auf die Knie stützten. Mein Respekt vor dem bedeutenden Mann ließ mich ängstlich in eine Ecke rücken, ohne daß sich eine wechselnde Berührung vermeiden ließ. Bei der ersten Nennung des Namens Hindenburg merkte ich schon an einem undefinierbaren Zucken der Arme, daß im Innern des Reichskanzlers schmerzliche Erinnerungen wach wurden, die außer der Enttäuschung über nutzlos vertane Opfer an Arbeit, Selbstverleugnung und geistigem Schöpfertum auch noch die peinigende Schmach des Undanks enthielten.

Unwillkürlich begann er jetzt von Hindenburg zu reden, in dem er wohl instinktiv den Träger der unwägbaren Volksseele ersehnt hatte, und der im Augenblick der Not statt seelischer Größe einen kleinlichen Opportunismus offenbarte, der Brüning seiner letzten unentbehrlichen Illusionen beraubte.

Er erzählte von seinem Abschiedsbesuch, von dem un-

aufrichtigen Verhalten des Greises, alles ohne Vorwurf und ohne ein Urteil zu fällen, einfach nur so, wie es sich vor seinen Augen zugetragen haben mag, so daß unabsichtlich nicht allein die Unzulänglichkeit des Intellektes, sondern auch die Stilunsicherheit eines Mannes auf falschem Posten in ein helles Licht gerückt wurde. Gegen Ende des spontanen Berichtes, dem wir drei erschüttert zuhörten, senkte sich Brünings Kopf immer tiefer herab. Offensichtlich litt er unsagbar unter seiner menschlichen Glaubensnot, und wahrscheinlich kreisten seine Gedanken unaufhörlich um das jüngste Erlebnis, das zugleich das letzte seiner politischen Carrière sein sollte.

Die Schlußworte sanken langsam, einzeln akzentuiert wie Blutstropfen aus einem sterbensmüden Munde: „Und dann hat er mir zum Abschied nicht einmal die Hand gegeben . . ." Ich war so betroffen, daß meine Gedanken weit über alle Gegenständlichkeit hinaus flüchteten, bis in das Reich der großen tragischen Kunstwerke, die man nicht begreift, sondern nur mit einem frommen Schauer erlebt. Es dauerte ziemlich lange, bis ich das Hereindringen des Unnennbaren überwand.

Weder Hindenburg noch Hitler waren Individuen. Das kann nicht oft genug betont werden. Sie waren Massenmenschen, auch wenn ihnen der staatliche Massenorganismus eine führende Rolle zugewiesen hatte. Nicht Hitler hat die Bewegung geschaffen und ihr zur Macht verholfen, sondern nach den psychologischen Gesetzen seelenloser Staatsgebilde hat der organische Massentrieb ihn heraufgeschleudert und zum Fetisch ausgekleidet, um daran einen psychischen Halt zu erlangen. Er ist ein Produkt der Masse, sehr im Gegensatz zu dem königlichen Typ der staatsschöpferischen Dämonie. Im gleichen Augenblick, als das Schicksal rückläufig zu werden begann und tatsächliche Führereigenschaften zur Geltung kommen sollten, versagte er wie eine Mario-

nette, die den dirigierenden Drähten einer beseelten Hand entglitt und mit der Erfindungslosigkeit einiger stereotyper Bewegungen den mechanischen Charakter eines Instrumentes ungeistiger Massentriebe aufzeigte.

Auf den ernsten Zwischenfall folgte ein heiterer. Die mir taktisch hundertfach überlegene Verhandlungstechnik des eiskalten Menschenkenners Prälat Kaas hat mich bis heute noch nicht sicher werden lassen, was er mit seinen Angeboten hinsichtlich meiner Mitarbeit bezweckte.

Er fragte mit der Ausnützung des Überraschungsmomentes in der ihm eigenen Behendigkeit, ob ich nicht in seiner Partei an erster Stelle mittun wolle, um meine Ideen praktisch zu verwerten. Ich erinnerte ihn daran, daß ich Protestant sei, aber das schob er weit weg.

Das Zentrum, meinte er, müsse unbedingt aus seiner konfessionellen Begrenzung heraus. Er wolle es interkonfessionell machen. Während er diese Absicht im einzelnen begründete und meine Gegenargumente in die Enge trieb, blickte ich mich dauernd vorsichtig nach Brüning um, in dessen Gesicht ich einen Spiegel für die Tragfähigkeit der farbig illustrierten Ausführungen des Prälaten zu finden hoffte. Doch Brüning blieb unbeweglich, gleich als ob seine Gedanken noch bei dem Reichspräsidenten wären.

Erst als Kaas auf den Höhepunkt zusteuerte und erklärte, die Zentrumspartei dadurch zu stärken, daß er ihr ostentativ einen protestantischen Fraktionsführer gäbe, ging ein weicher Schatten über die Züge des Reichskanzlers, so daß ich ihn mit solchen Plänen nicht einverstanden wußte.

Der Protestant als designierter Fraktionsführer sollte ich sein.

Meine Einwendungen waren zweifach. Erstens stellte ich die Behauptung auf, daß jede Gemeinschaft den Boden unter den Füßen verliert, sobald sie ihre Entstehungsursachen aufgibt, d. h. wenn sie nicht bereits zu einem eigen-

lebendigen Organismus wie ein Staat ausgewachsen ist und sich naturhaft wandelt. Die Zentrumspartei würde die Kraftreserven eines jahrzehntelangen politischen Markenwertes für einen einzigen Impuls opfern und dann auf die Sicherheit der altbewährten Kraftquellen verzichten müssen. Dabei war es noch durchaus unsicher, ob der katholische Gedanke als Kristallisationspunkt durch einen neuen sehr viel weniger leicht ausprägbaren liberalistischen Gedanken jemals ersetzt werden könne, und ob in der gegenwärtigen Situation überhaupt eine einzelne parteipolitische Interessenvertretung alten Stiles noch imstande wäre, die Gefahr zu bannen. Ich hatte an eine Propagierung der gegenwärtigen Staatsidee unter der Devise der menschlichen Grundrechte gedacht, zu der sich *alle* Parteien unterschiedslos vereinigen sollten, solange noch eine Majorität gegen Hitler technisch denkbar war.

Die Gefahr wurde ja leider auch von den beiden hohen Herren nicht genügend erkannt, und meine Überzeugung, daß nur die Regierung selbst, d. h. die derzeitige Staatsautorität die Macht besäße, das Volk von den Parteibegriffen abzuziehen, um einer demokratischen Majestät den unbedingten Vorrang zu verschaffen, fand kein Interesse. Der Glaube an die Fortsetzung parteipolitischer Machtkämpfe war unzerstörbar, trotz der warnenden Beispiele Stalin und Mussolini.

Als zweites unterstrich ich nochmals meine Ungeeignetheit zu Führerstellungen. „Ich bin kein Politiker und werde niemals einer werden. Dazu muß man geboren sein. Ich habe gelernt, geistige Waffen zu schmieden und ihren Gebrauch zu lehren, aber ich bin kein Feldherr, der ihre Anwendungsziele bestimmt."

Kaas ließ nicht locker: „Das wissen Sie vielleicht noch nicht, und mir scheinen Sie ein richtiger Politiker zu sein, was sich bald zeigen wird." Meine Gegenfrage lautete: „Sie

selbst, Herr Prälat, bezeugen in jeder Minute Ihre Berufung, und Sie sind doch der allgemein anerkannte Fraktionsführer!"

Der lebhafte Ton des geistlichen Herrn zerschmolz in einem reizvollen Sehnsuchtsbild. Er schilderte ausführlich seine Freude an einer geruhsamen Beschäftigung in stillen Gärten und beschrieb ein beschauliches, weltabgewandtes Dasein so überzeugend und so voll Wärme, wie ich es mit dem wirklichkeitsnahen Menschenbändiger kaum in Einklang bringen konnte. Erst das Kontrastgesetz gab mir den Aufschluß. Es war ein sehr schönes Bekenntnis, aber ich traute ihm keine Erfüllung zu, und das sagte ich ihm auch: „Die Politik steckt Ihnen im Blut", waren meine Worte, „Sie werden nicht davon lassen, denn es handelt sich dabei um ein gleiches Künstlertum wie auf der Bühne oder im Atelier."

Kaas klagte über seine Unzulänglichkeit, über die Zweifel an seinem Können und seine Müdigkeit. Er wisse genau, wie wenig tauglich er sei, und wie notwendig es wäre, bessere, jüngere Kräfte einzuspannen. Dazu bemerkte ich, vielleicht allzu sachlich: „Künstlerschmerzen und Künstlerzweifel kennzeichnen die wirkliche Berufung."

Ich war im Irrtum, zwar sicherlich nicht hinsichtlich der großen politischen Fähigkeiten und Erfahrungen des Prälaten, sondern in bezug auf die von mir polemisierte Ernsthaftigkeit seiner Rücktrittsabsichten. Im Mai darauf gab er den Fraktionsvorsitz an Brüning ab, der seinerseits die Zentrumspartei Anfang Juli auflöste.

Die Unterhaltung hatte mehrere Stunden gedauert und fand bei der starken Anspannung in zunehmender Müdigkeit ihren Abschluß. Es war wohl so gedacht, daß ich einer Prüfung unterzogen werden sollte, aber es war unvermeidbar, daß eine gewisse Gegenseitigkeit mich außerordentlich bereicherte. Ich hatte tiefe Einblicke in zwei Menschen getan, die einen entscheidenden Einfluß auf die Geschichte meines Vaterlandes ausübten.

Einige Zeit danach traf ich mich mit Brünings Vertrauensmann, um die weiteren Geschehnisse zu besprechen. Kaas war am Vormittag im Fraktionsausschuß erschienen, um seine Rede mit den Worten zu beginnen: „Ich komme soeben von einer Hundeausstellung . . ." In den wenigen Tagen bis zum verhängnisvollen Januar 1933 verdichteten sich die Ereignisse mit widersprechenden Aussichten.

Der Gedanke einer Verbindung von Brüning und Hitler, der spielerisch in der Unterhaltung aufgetaucht war, hatte doch noch zu einem wahrscheinlich unbekannt gebliebenen Ansatz geführt. Brüning oder Kaas hatte mit Papen gesprochen und ihn gebeten, doch einmal vorzufühlen, wie sich Hitler zu dem Vorschlag eines Zusammengehens stellen würde. Wie Kaas dann hinten herum erfahren hatte, war Papen zu Hitler gegangen, der ihm von sich aus den gleichen Vorschlag machte. Die Sympathien Hitlers für die makellose Figur Brünings waren den Eingeweihten stets unverkennbar gewesen, und es galt vor der Enthüllung des massenpsychologisch ungeistigen Raubtiertums der neuen Partei durchaus nicht als abwegig, die Weisheit Brünings und Volksverführungskünste Hitlers theoretisch zu kombinieren. Trotz der nachmaligen fürchterlichen Haßgesänge gegen die Systemzeit und alle ihre Vertreter wurde der Name Brüning jahrelang ausgelassen, und es ist wohl oft so, daß sich ein ethisch haltloser Mensch auf geheimnisvolle Weise von einer edlen Seele angezogen fühlt.

Papen war auch ein Politiker, aber im Banne der Hybris und (in dem leider weit verbreiteten Glauben an die anamoralischen Rechte des politischen Ehrgeizes) anscheinend sehr eigenwillig geworden. Er wußte Hitler zu beweisen, daß die katholische Unversöhnlichkeit jede Möglichkeit eines Mitgehens Brünings verbietet. Nur sehr zögernd soll Hitler seinen Plan aufgegeben haben, einige gute Kräfte einzuschalten. Vielleicht ahnte er, daß er in seinem Kreis vergeb-

lich nach aufrechten Menschen suchen würde, ohne zu wissen, daß er sie gar nicht gebrauchen könnte.

Papen kehrte zu Brüning zurück und versicherte ihm, daß Hitlers Gesicht nur Wut und Haß ausgedrückt habe, als der Name des früheren Reichskanzlers fiel. Die Sache war hoffnungslos.

Diese Darstellung gebe ich unter Vorbehalt wieder, denn ich war nicht dabei, als Kaas seine Rede von der Hundeausstellung hielt, und der Berichterstatter büßte seine Treue mit dem Tod in der Gaskammer.

Im Januar 1933 brach eine neue Zeit an. Alles flog auseinander, was vordem sich stark genug gefühlt hatte, der Massenflut Widerstand zu leisten. Es wurde ebenso sinnlos, wie der Versuch eines Seglers, gegen einen Orkan aufkreuzen zu wollen. Wir mußten beidrehen, abwarten und uns damit begnügen, dem Sturm möglichst kleine Angriffsflächen zu bieten.

In den letzten Jahren vor dem Umbruch war ich mir wie ein Prediger in der Wüste vorgekommen. Meine Warnungen verhallten ungehört, und das wird ja wohl immer so bleiben, denn Politiker entwickeln sich nur selten zu Individualisten und sind infolgedessen auch nur selten individualistisch beeinflußbar. Zu massenpsychologischen Maßnahmen fehlte mir jede Möglichkeit, und so mußte ich mich mit der Erkenntnis begnügen, daß die Ausschaltung der Vernunft in politischen Dingen bzw. ihr Mißbrauch zu rein taktischen Zwecken den eigentlichen Grund für die immer wieder erwiesene Unfähigkeit der echten Demokratien zu harmonischen Planungen darstellt.

Die Gegenseite war hellhöriger. Mein 1929 verfaßtes kleines Büchlein über die Notwendigkeit der Staatspropaganda, das 1931 und 1932 durch private Kanäle in einflußreiche Hände sickerte, fand seinen Weg auf eine mir unbekannte Weise in das nationalsozialistische Lager. Im Völkischen

Beobachter erschien 1932 eine Besprechung, die nach Mitteilung der Verlagsleitung von Hitler selbst verfaßt worden war und die Richtigkeit meiner Ausführungen mit dem Hinweis unterstrich, daß die Nationalsozialisten praktisch das ausführten, wovon die Gegner nur redeten.

Im Februar 1933 erhielt ich einen neuen Beweis für die bedauerliche Ausnutzung von Ideen, die im Dienst einer guten Sache gedacht waren. Ehrliche Leistung und gute Propaganda gehören zusammen, aber wenn sie in Wettkampf treten, dann wird immer zuerst eine geraume Zeit hindurch die Propaganda siegen, bis ihre innere Hohlheit bei zunehmenden Schwierigkeiten sichtbar wird. Doch auch später erreicht die ehrliche Leistung nur selten ohne Werbehilfen einen nachträglichen Erfolg; zumeist löst eine neue Propagandaidee die alte ab.

In einer seiner ersten Volksreden als Kanzler bediente sich Hitler so vieler Sätze, Ausdrucksformen und Argumente, deren Herkunft aus meinem Büchlein unverkennbar waren, daß ich von zahlreichen Bekannten daraufhin angesprochen wurde. Ich hatte es selbst bemerkt, und da er dem Verfasser die Zugehörigkeit zur Systemzeit vorwarf, war ich froh, daß die Verbreitung des Privatdruckes verhältnismäßig eng begrenzt geblieben war. Man ließ mich unbehelligt.

Wiederum einige Zeit später erhielt ich die Zuschrift eines schwedischen Regierungsbeamten, der mir seinen Besuch im deutschen Propagandaministerium beschrieb. Er war dienstlich beauftragt worden, die Propagandatechnik der Nationalsozialisten zu studieren. Zu diesem Zweck hätte man ihn in Berlin in ein Zimmer geführt, ihm ein Büchlein zum Lesen gegeben und hinzugefügt, daß er nach der Lektüre genau so viel wissen würde wie die Facharbeiter des Ministeriums. Hinterher hätte er das Büchlein zu behalten gewünscht, doch die Antwort bekommen, das Ministerium besäße selbst nur vier dringend benötigte Exemplare. Man

stelle es ihm anheim, sich mit dem Autor in Verbindung zu setzen.

Er erhielt von mir das erbetene Exemplar, und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Natürlich sind im Laufe der Zeit vielfach Anfragen zur Mitarbeit an mich gelangt, doch sie ließen sich mühelos abschütteln. Einmal wurde die Sache gefährlich, denn es handelte sich dabei um den Posten eines Propagandakommissars für die Gesamtheit der nordischen Staaten. Beauftragt mit der Beziehungsaufnahme war ein Geheimrat (ein Titel, den man sich dort selbst zu verleihen pflegte) des Auswärtigen Amtes, und ich überlegte lange, wie ich unauffällig ausweichen könnte. Schließlich fiel mir ein ganz einfacher Trick ein, der bei Beamten des A.A. stets funktioniert, nämlich eine Berührung der Kanapeefrage. Ich teilte dem Geheimrat durch mein Berliner Sekretariat mit, daß ich seine Aufforderung zum Besuch erhalten hätte, grundsätzlich mit einer Unterredung einverstanden sei und ihn bitten ließe, mich an einem abzustimmenden Termin im Hotel Esplanade aufzusuchen.

Damit fiel die ganze Sache sang- und klanglos aus. Das Auswärtige Amt war von jeher auf ein sorgfältiges Polieren behördlicher Eitelkeitsschablonen dressiert, und das war stets wichtiger als Leistung oder Leistungsgewinn. Ein zielstrebiger Kaufmann bekümmert sich den Teufel um Rangabstufungen, wenn er einen Vorteil für das ihm anvertraute Unternehmen erwartet; deshalb haben zwar die Wirtschaftler die deutschen Farben erfolgreich in der Welt vertreten, aber sie wurden nie so vornehm wie die Herren des Auswärtigen Amtes.

Erst kurze Zeit vor dem Kriege gestattete meine allgemeine Zurückhaltung eine Gelegenheit, den Propagandaminister zu sehen. Anläßlich des kontinentalen Reklamekongresses in Berlin wurden einige Hundert Fachleute des

In- und Auslandes zu einem Teebesuch im Ministerium eingeladen, wo Dr. Goebbels die Gäste mit einer kurzen Ansprache begrüßte. Bei der üblichen Vorstellung nannte mich der einführende Beamte den bedeutendsten Werbesachverständigen der deutschen Wirtschaft, dessen Name dem Minister sicherlich bekannt sei.

Dr. Goebbels kannte den Namen nicht. Nun konnte ich mich – törichterweise – doch nicht enthalten zu sagen, daß er zumindest eines meiner Bücher gelesen habe. Der Minister schüttelte wiederum den Kopf und fragte dann nach dem Titel. Ich nannte ihm „Propagandamittel der Staatsidee".

Als ob in den kleinen Mann eine elektrische Ladung gefahren sei, so zuckte er zusammen, und wie aus der Pistole geschossen kam der Ausruf: „Das kenne ich auswendig!" Dabei starrte er mich mit seinen kohlschwarzen Augen brennend an. Es wurde kein Wort mehr gewechselt, so daß die Sekunden sozusagen ins Stottern gerieten. Das Merkwürdige war seine Angst, irgend einem Menschen unmittelbar gegenüber zu stehen, wer es auch immer sein mag. Trotz der großen Aufgebote an SS, die seinen Weg überall hin begleiteten und auch jetzt vor den Sälen haufenweise herumstanden, schien er sich denkbar unsicher zu fühlen. Das Brennen in seinen Augen war eine Angst, die ihn so stark beherrschte, daß er sich zu einer zwanglosen Konversation unfähig fühlte. Erst am Rednerpult mit seinen Ehrenposten rechts und links wurde seine einseitige Sprechbegabung erkennbar.

Mir blieb nichts übrig, als mit einer stummen Verbeugung abzutreten. Im nächsten Saal nahm ich unter lauter Dänen und Franzosen meinen Tee ein, aber die Augen Goebbels' machten mich auch dort ausfindig, und mehrfach begegnete ich seinem unheimlich brennenden Blick. Ich verwünschte meine Autoreneitelkeit, denn wäre sein Interesse ernstlich

erweckt worden, so würde eine einfache Nachfrage in Hamburg meine schauderhafte Conduite ins Rampenlicht gebracht haben.

Im Herbst 1942 drohte noch einmal mein Dasein auffällig zu werden. Ich hatte in der Form fachberuflicher Ratschläge ein Brevier für Könige geschrieben, das ein hochaktuelles Praktikum der Massenpsychologie bilden sollte. Drei von den vier Heften, die in Freundeskreisen zirkulierten, fand zufällig der Ministerialdirektor Hinkel im Büro meines Berliner Anwalts und überbrachte sie Dr. Goebbels, der sich darüber sehr aufregte. Hinkel behauptete, damit Schulungskurse veranstaltet zu haben. Die Kenntnis des vierten Heftes hätte mir den Kopf kosten können, denn es enthielt das Kapitel vom Ende des Caesaren, das sich bald danach genau in der von mir vorausgesagten Weise bewahrheitete.

Die von mir im Jahre 1929 vorgeschlagene Einrichtung eines – allerdings getarnt gedachten – Propagandaministeriums hatte seine diabolische Macht bewiesen, zum Schaden Europas. Die Aussicht, eine solche Waffe auch einmal zu guten Zwecken einzusetzen, ist heute ebenso gegenstandslos wie vor 1933. Anständige Menschen pochen in ihrem geistigen Hochmut allzu gern auf ihre Reklamefeindlichkeit, und auch die Nazizeit konnte hierin anscheinend nicht belehrend wirken.

Mein väterlicher Freund Hermann Ullstein, der nach den USA flüchtete, hat im Jahr 1942 in New York ein Buch mit dem Titel: „Aufstieg und Niedergang des Hauses Ullstein" veröffentlicht. Darin beschreibt er mein vergebliches Bemühen, die Notwendigkeit einer Staatspropaganda den führenden Staatsmännern begreiflich zu machen, und er beklagt sich bitter über die Verständnislosigkeit der damaligen Regierung.

Gott sei Dank ist dieses Buch während des Krieges nicht

nach Deutschland gelangt. Das Leben wurde auch ohne solche handgreiflichen Beweise einer parteigegnerischen Gesinnung gefährlich genug. Wir hofften, wir nährten uns von der Hoffnung, und erst nach dem endgültigen Zusammenbruch des Dritten Reiches zerschlug die nachfolgende große Enttäuschung die letzten hoffnungsvollen Gedanken einer weisen Staatspolitik.

BALTISCHPORT

In den ersten Junitagen des Jahres 1912 geriet das kleine Nest Baltischport am Eingang des Finnischen Meerbusens in wachsende Aufregung. Es war schon früher gelegentlich Zeuge überraschender und geheimnisvoller Zusammenkünfte gewesen. Die große Bucht vor dem kleinen Ort bildet nicht allein einen sehr geschützten Hafen, sondern sie liegt auch politisch so peripher in der östlichen Ostsee, daß sich kaum ein besserer Ort für einen zwischenstaatlichen Gedankenaustausch finden läßt.

Der deutsche Kaiser und der russische Zar versuchten in jenen Tagen zunehmender politischer Spannungen das kommende Schicksal aufzuhalten. Die kleinbürgerliche Bevölkerung des Hafenortes mag mit Staunen auf die großmächtigen Kriegsschiffe und die beiden eleganten Kaiserjachten geblickt haben. Die wehenden Flaggen verrieten ihre Nationalität, und es wurde wohl auch bald bekannt, was die Ansammlung von Schiffen bedeutete. Die Landleute konnten jedoch nicht ahnen – und es überstieg auch ihr Interesse an den repräsentativen Vorgängen –, daß alles vergeblich sein würde, und daß das Ereignis mit seiner theatralischen Schlußgebärde zu einer in Jahrzehnten nicht absehbaren Katastrophe entsetzlichsten Ausmaßes führen sollte.

Ein kleiner Kohlendampfer unbekannten oder längst vergessenen Ursprungs war vom Schicksal bestimmt, die Spannungen in der Welt zu erhöhen. Und das ist eine vielleicht nicht allgemein bekannte kleine Geschichte, die mir der damalige Adjutant des Kaisers erzählt hat.

Als sich die kaiserlichen Jachten trennten, verfaßte die

deutsche Majestät einen kurzen Abschiedsgruß. Er gab ihn seinem Adjutanten mit dem Auftrag zur Übermittlung durch Flaggensignale. Ob nun der Adjutant die Tragweite der Formulierung sofort begriff oder aber, wie es wohl üblich gewesen ist, von den politischen Ratgebern kontrolliert worden war, habe ich vergessen. Jedenfalls bemühte er sich um Ausflüchte. Er meldete seiner Majestät, daß der Text sich nicht durch Flaggensignale ausdrücken ließe, daß keine Einigkeit über einen Geheimcode bestände usw., aber der Kaiser ließ nicht locker: „Dann lassen Sie buchstabieren!"

Vielleicht nahmen die Jachten schon Fahrt auf. Vielleicht wurde der Kaiser ungnädig. Kurz, es fand sich kein Ausweg, um den verhängnisvollen Gruß der allzu spontan handelnden Majestät zu verhindern.

Die Augen des Adjutanten forschten rund um auf dem Wasser nach etwaigen Zeugen des Grußes, aber in Sichtweite befand sich nichts als ein kleiner Kohlendampfer.

Nun war damals gerade das Signalbuch erneuert worden. Es konnte mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß der kleine Kohlendampfer höchstens das alte Signalbuch an Bord hatte. Demgemäß nahm der Adjutant die Wimpel und Flaggen des neuen internationalen Signalbuches und signalisierte offen den Text: „Der Großadmiral des Atlantik grüßt den Großadmiral des Pazifik!" Aus diesen wenigen Worten ließ sich mit peinlicher Deutlichkeit ersehen, welche Ziele in den Verhandlungen beansprucht und angeboten worden waren.

Es dauerte eine beträchtliche Zeit, bis die russische Kaiserjacht das Verstanden-Signal setzte, und in dieser Zeit sah der bedrückte Adjutant voll Sorge nach dem kleinen Kohlendampfer hinüber. Die Russen konnten sich wohl nicht von ihrem Erstaunen erholen oder glaubten immer noch an ein Mißverständnis. Endlich wurden die Signale niedergeholt.

Der kleine Kohlendampfer hatte aber doch bereits das neue Signalbuch an Bord, und wenige Stunden später verkündeten die Schlagzeilen der Weltpresse die programmatische Formulierung, die wahrscheinlich nur für einen effektvollen Abgang erdacht war, aber als ernste Bedrohung Frankreichs, Englands, Japans und Amerikas empfunden und propagiert wurde. Baltischport sank nach den aufregenden Tagen, in denen es im Mittelpunkt des Weltinteresses stand, in das zeitlose Dasein eines Provinznestes zurück. Sicherlich wurde an den Befestigungswerken weiter gebaut, aber davon pflegt eine Zivilbevölkerung nur wenig zu sehen. So werden die bescheidenen Einwohner ohne ein neues eindrucksvolles Schauspiel den Krieg passiv und unnachdenklich überlebt haben. Erst die Unabhängigkeitserklärung von Estland brachte neue Aufregungen. Die so kurzsichtige Feudalherrschaft der Balten zerbrach. Nachdem sich die Kleinbauern in die neuen Verhältnisse eingewöhnt hatten, konnten sie beruhigt wieder einschlafen und von den vergangenen Tagen der großen politischen Demonstration träumen, die den Namen Baltischport berühmt gemacht haben. –

Wir waren im Sommer 1937 in Nordschweden und Finnland gewesen. Jetzt kehrten wir über Reval wieder heim. Aber das Wetter war sehr ungünstig.

Bei der Ausfahrt von Reval traf uns ein kräftiger Westwind, gegen den wir vergeblich aufzukreuzen suchten. Nach einigen Stunden mühseliger Bolzerei verlor ich die Lust dazu. Südlich von uns winkte die große Bucht von Baltischport, in die der unangenehme kurze steile Schwell nicht zu reichen schien.

Onkel Alo protestierte nur schwach, denn er war gleichfalls die Aussicht auf eine sehr unruhige Nacht ohne nennenswerten Kursgewinn leid geworden, und so liefen wir mit gesteckten Schoten südwärts in die weite Bucht.

Leider nahm der Wind beständig zu, so daß wir sogar auf der geschützten Reede keine Ruhe fanden. Teils aus diesem Grunde und teils aus Neugierde gingen wir wieder Anker auf und steuerten nach einem kleinen Hafen hinter großen Steinmolen, unmittelbar vor dem Ort Baltischport, wo wir auch genug Wasser fanden und endgültig festmachen konnten.

Am Ufer zeigte sich keine Menschenseele. Alles schien wie ausgestorben. Auf den ehemals kriegerischen Steinwällen wucherte das Gras mit einer Üppigkeit, die von jahrzehntelanger Unbenutztheit zeugte. Erst spät abends tauchte ein Mann auf, der sich jedoch in respektvoller Entfernung hielt und unbeweglich auf die schöne Jacht starrte. Als ich an ihn herangehen wollte, verschwand er schnell.

In der Dämmerung stolperte ich über mehrere im Gras verborgene Gleise der großen russischen Spurweite. Die verträumten Häuser lagen in einiger Entfernung vom Ufer, so daß sich die Erkundungsreise dorthin nicht recht lohnte und auf den folgenden Tag verschoben wurde. In der Dunkelheit glaubten die Bootsleute verdächtige Gestalten zu sehen, die jeder Annäherung auswichen, aber hartnäckig auf ihren Beobachtungsposten zurückkehrten.

Als ich am nächsten Morgen an Deck kam, war das Ufer dicht gedrängt voll schweigend starrender Menschen. Sie standen und saßen seit Stunden lautlos wie eine Mauer in achtungsvollem Abstand um die Jacht herum, wie mir die Bootsleute versicherten.

Onkel Alo kam auch mit an Land. Bereitwillig wurde uns Platz gemacht, doch unter den forschenden Augen der vielen Menschen fand ich die Sache unheimlich. Unser Spaziergang blieb gefühlsmäßig inmitten der eindringlich weltabgeschiedenen Sammlung von kleinen Bauernhöfen stecken. Ungerechnet einer uns folgenden Gruppe von Kundschaftern schien der Ort gänzlich ausgestorben zu sein.

Die Sonne strahlte sommerlich warm, der Wind hatte etwas nachgelassen, und auch die Fliegen waren träge. Was sollten wir noch in dem müden Nest mit den seltsamen Bewohnern?

Die Bootsleute berichteten, daß mit Pferd und Wagen immer mehr Leute herankämen. Die Neugierigen am Hafen ließen sich jetzt schon nach Hunderten zählen. Es gab auch Leute in Uniform dabei, die für Ordnung sorgten, aber kein Zollbeamter oder Polizist kontrollierte unsere Pässe. Die einzige Frage, die ein deutschsprechender Mann an einen Bootsmann gerichtet hatte, bezog sich auf den alten Herrn (Onkel Alo): was er für eine Exzellenz sei. Man informierte ihn bereitwillig, er sei ein Admiral.

Ich hielt es doch für geratener, das friedliche Land zu verlassen und abzulegen. Draußen in der großen Bucht waren ein kleiner Kohlendampfer und zwei Frachtsegler zu Anker gegangen. Weit draußen dampfte ein militärisch aussehendes Fahrzeug. Der Wind war südlicher.

Wir legten ab und machten Winke-Winke. Keine Hand rührte sich. Die Menschenmauer blieb unbeweglich.

Abends ankerten wir vor der Stadt Hapsalu, deren Zufahrtswege leider so flach sind, daß wir den beabsichtigten Besuch aufgaben. Statt dessen segelten wir mit veränderlichen Winden nach Gotland, wo im Furösund ein Segler-treffen stattfinden sollte.

Als wir dort unseren schwedischen Freunden von der Reise nach Reval und dem kurzen Aufenthalt in Baltischport erzählten, wurden wir aufgeregt gefragt, ob wir den Führer und Stalin gesehen hätten??? –

Aus Reval war gemeldet worden, daß der Führer auf seiner Jacht Baltischport zu einem geheimen Zusammentreffen mit Stalin angelaufen habe. Er war dort mit kleinstem Gefolge und in Begleitung eines Admirals. Die ganze Bevölkerung konnte es bezeugen, wenn auch die Jacht bereits

ausgelaufen war, als die Zeitungsleute und sonstigen Interessenten von Reval aus mit ihren Autos den Hafen erreichten. Die Jacht sei noch in der Nähe eines unbekannten Kriegsfahrzeuges sichtbar gewesen.

Ob der kleine Kohlendampfer wieder auf ein indiskretes Flaggensignal gewartet hat?

GASTFREUNDSCHAFT

Die Geschichte fängt eigentlich mit meinem Gästehaus in Hamburg an, das im Garten unterhalb meines Wohnhauses unmittelbar an der Elbe liegt. Im Jahre 1802 hatte es ein Altonaer Mennonit im Strandgarten gebaut, wo er Klopstock und Lavater zu Besuch empfing. Ich bemühte mich, das Äußere und Innere von späteren Zutaten zu befreien, um den alten Zustand möglichst stilrein wieder herzustellen. Bald erfreute es mit seinen schönen Stuckdecken und einer in langen Jahren gesammelten Einrichtung aus den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht nur den Besitzer, sondern auch die häufigen Gäste. Wer in Hamburg beheimatet ist, der weiß, wie viele Freunde und Bekannte durch die Hafenstadt nach Übersee fahren oder von dort zurückkehren, und wie zahlreich die gastgeberischen Verpflichtungen der Einwohner sind. –

Im Anfang des Jahres 1939 traf ich mit meiner Frau und einem Freunde auf der Rückreise von Java mit dem holländischen Linienflugzeug auf dem Landeplatz in Rangoon ein. Von dort aus wollte ich eine Cousine besuchen, die an einen britischen Regierungsbeamten verheiratet war und im Inneren von Ober-Birma lebte.

Auf der obersten Stufe der kleinen Treppe, die an das Flugzeug herangerückt war, blieb ich stehen und sah als letzter der Passagiere halb neugierig, halb traumverloren und vor allem müde über den Flugplatz nach dem Stationsgebäude hinüber. Ein kleiner Birmese drängte sich durch das technische Personal hindurch und nannte fragend meinen Namen.

Meine Überlegungen hatten sich gerade auf das Problem

verdichtet, wo und wie ich wohl birmesisches Geld einwechseln könnte, als der Junge mir einen weißen Umschlag mit einigen hundert Rupienscheinen in die Hand drückte. Kein weiterer Zettel, kein Absender, und auch der Eingeborene verschwand, ohne mich aufzuklären. Ich fühlte mich wie Alladin mit der Wunderlampe, denn mein Wunsch war verblüffend schnell in Erfüllung gegangen.

Meine Cousine ist doch sehr aufmerksam, dachte ich im stillen, und damit stieg ich auf die zweite Stufe der kleinen Treppe, um weiterhin neugierig Ausschau zu halten. Es lag nicht der geringste Anlaß für Eilfertigkeit vor, denn die Zollabfertigung dauerte doch noch eine geraume Zeit, und zu diesem Zweck waren die anderen vorausgegangen. Ich wußte ohnehin nicht, was ich in den nächsten Stunden machen sollte, und außerdem gab es noch viel zu bedenken.

Es war nachmittags um vier Uhr. Ich kannte kein Hotel und hatte auch keine Ahnung, wie ich nach dem Innern des seltsamen Landes fahren sollte. Es wird sich schon alles finden, nur keine Hast.

„Are you Mr. Domizlaff?" fragte eine neue Stimme. Diesmal hatte der Birmese eine dunkle Uniform an, wie ein Hoteldiener. Es war auch ein Hoteldiener, und er setzte mich geziemend davon in Kenntnis, daß für meine Frau, meinen Begleiter und mich Zimmer reserviert seien. „Von wem?" fragte ich. – Achselzucken. Der Mann bemächtigte sich meiner kleinen Handtasche und zog zum Zollhaus.

Damit war ich auf der dritten Stufe angelangt. Die Sache wird immer morgenländischer, aber gerade die Wirklichkeit gewordene Unwahrscheinlichkeit macht sie erzählenswert.

Ich habe Zeit, und außerdem ist es heiß.

„Are you Mr. Domizlaff?" fragte wiederum ein Mann, der diesmal schneeweiß gekleidet war. „Ich komme von Cook. Heute Abend wird an den Zug in das Innere ein Salonwagen für Sie angehängt. Für Betten und Erfrischun-

gen wird gesorgt. Es ist jetzt vier Uhr. Um 9.30 Uhr hole ich Sie vom Hotel zum Bahnhof ab. Bis dahin steht ein Führer für die Stadt im Hotel zu Ihrer Verfügung."

Ich stieg auf die vierte und letzte Stufe.

Allmählich war ich etwas unsicher geworden. Werden in Birma immer alle gedachten Wünsche erfüllt? Es fehlt nur noch, daß mich der Generalgouverneur abholen läßt, um mich als Staatsgast nach seiner Residenz zu bringen.

Ich traue meiner Cousine sehr viel Liebe und Voraussicht zu, und die drei Beauftragten hatten sinngemäß und abgestimmt gehandelt, aber sie schienen nichts voneinander zu wissen, als ob eine Organisation und nicht eine Privatperson der Auftraggeber sei.

Unschlüssig verharrte ich auf der letzten Stufe.

Der weiße Mann von Cook wartete noch auf eine Antwort. Erst als ich mich ermunterte und dem Traumland in Richtung des Zollhauses entstieg, versuchte ich erneut mit der Frage nach dem Regisseur die Sachlage zu klären. Die Auskunft war genau so, wie es das Märchen erwarten ließ: „Die Anweisung erhielten wir aus der Office des Generalgouverneurs. Der Major läßt sich entschuldigen, er ist leider dienstlich verhindert, Sie selbst abzuholen, aber er hofft Sie in Maymyo begrüßen zu können.

Also, doch. Der Generalgouverneur hat wahrscheinlich auch dringend zu tun, daß er mich bescheidenen Zivilisten nicht abholen kommt. Ein Major ist aber auch schon etwas. Wer ist der Herr Major?

Der Mann von Cook nannte mir den Namen, er buchstabierte ihn sogar, doch mein Gedächtnis blieb ohne die geringste Resonanz. Auch meine Frau konnte sich an nichts erinnern. Sonstige Anhaltspunkte waren nicht zu ermitteln, sondern eben nur die Formulierung, daß uns jede Erleichterung und Dienstleistung zuteil werden solle, die erdenklich sei.

Rätselhaft. Das Auto wartete vor dem Zollhaus. Die Zollbeamten waren höflich und zuvorkommend. Das Gepäck blieb ohne Durchsuchung oder Kontrolle. Auf diese Weise reist es sich sehr angenehm. Ob es sich um eine Verwechslung handelte? Ich kenne keinen Major der indischen Armee.

Wie dem auch sei, ich habe birmesisches Geld, die Hotelzimmer warten, ebenso der Salonwagen, und Rangoon ist äußerst interessant.

Die große Pagode von Rangoon ließ mich sogar einige Zeit die Umstände vergessen, die ich beunruhigend empfand. Das Bauwerk ist überwältigend durch seine Größe und seine unbeschreibliche Mannigfaltigkeit. Wenn ich mich bei der Ankunft auf dem Flugplatz von Rangoon als Nabob gefühlt hatte, der von seinem nachbarlichen Collegen liebevoll und fürsorglich empfangen wird, so fühlte ich mich beim Betreten der großen Pagode tief erniedrigt.

Der Führer bestand kategorisch darauf, daß wir drei unsere Schuhe und Strümpfe auszogen, wie es neuerlich provokatorisch auch von Europäern beim Betreten von Tempelbezirken verlangt wurde. Einige Minuten zögerte ich. Ist so etwas in einem englischen Kolonialgebiet denkbar? Fängt der Europäer an, seine königliche Raubtiernatur zu verlieren? Dann wird sich das Abendland bald begraben lassen können. Ich bin keine Raubtiernatur und sehne mich nach dem Frieden harmonischer Ausgeglichenheit, aber ich weiß . . ., na, die Neugier war stärker. Ich zog Schuhe und Strümpfe aus und stieg auf den glatt gewetzten Stufen die Pagode hinauf.

Der Aufgang ist auf beiden Seiten mit Verkaufsläden eingefaßt. Das Dach über der Treppe ist sehr angenehm, denn dadurch ist der Stein nicht so heiß. In den Verkaufsläden geht es lebhaft zu. Wie überall in der Welt kann an den Gläubigen gut verdient werden, mit Buddha-Figuren, Räu-

cherkerzen, Papierblumen, Gebetsketten und tausenderlei Nichtigkeiten kunstloser Art, wirklich kunstloser Art.

Ich stieg und stieg. Ab und zu öffneten sich Querwege zu irgendwelchen Unterkünften. An dem Pagodenkegel, der ja stets massiv ist und nicht etwa ein bewohnbares Gebäude darstellt, kleben Unterkünfte für viele Tausende von Pilgern. Es ist kaum vorstellbar, aber es ist so.

Endlich war die obere Plattform erreicht. Aus der Mitte ragt der eigentliche Pagodenturm, mit Gold bedeckt, elektrisch illuminierbar, bis zu einer Höhe von fast 200 Metern über die Grundfläche hinauf. Merkwürdig ist die schirmartige Bekrönung der Spitze, die natürlich auch elektrisch erstrahlt. Ich möchte bloß wissen, wie die Installation des asiatischen Bombastes bewerkstelligt worden ist, denn die riesige Höhe und die glatten Rundungen des wie von einem Drechsler geschliffenen Turmes können wohl nur mit Hilfe eines gigantischen Gerüstes überwunden werden.

Der gleiche Bimmel-Bammel-Stil beherrscht die ganze Pagodenanlage. Auf der oberen Plattform stehen sicherlich weit über hundert Tempel mit liegenden, sitzenden, großen, kleinen, weißen und grauen Buddhafiguren. An der breiten Umgangstraße reihen sich die bizarrsten Einfälle einer schwülstigen Architektur aneinander, ohne daß die gequälten Augen auch mit heißestem Bemühen in dem Jahrmarktsrummel eine schöpferische Tat zu entdecken vermögen, was indessen ihr Dasein für besser geschulte Augen nicht ausschließt.

Trotzdem wirkt die Sache durch die Fülle der Eindrücke überwältigend. In den späten Tagesstunden war der Steinboden nicht mehr so heiß, so daß die ihrer Nacktheit ungewohnten Füße gelegentlich lauwarme Stellen im Schatten zur Erholung fanden. Der Teufel soll die Idee der Barfüßigkeit holen. Ich kam mir entsetzlich lächerlich vor. Zu meiner Beruhigung erweckten wir als einzige Europäer im Tempel-

bezirk weniger Aufsehen, als ich gefürchtet hatte. Ich kann mir vorstellen, daß die Engländer lieber auf die Sensation des Besuches verzichten, statt mit nackten Füßen die Revolutionierung des Landes anzuerkennen.

Es gärte in Rangoon. Die Achtung vor der weißen Hautfarbe ist im Verschwinden. Die weiße Rasse ist müde geworden, ohne – wenigstens bisher – weise geworden zu sein. Unerwartet gerieten wir in einen langen Zug politischer Demonstranten, die mit heiseren Schreien und wilden Gesten zu einzelnen Tempeln zogen. Hier oben im Reich der Priester schienen sich die Leidenschaften ungehemmter zu fühlen und zu bedrohlichen Spannungen zu drängen. Ein langer Zug von Frauen mit Reisopfern auf den Köpfen folgte nach. Unser Führer schwieg verlegen, aber wir verstanden kein Birmesisch, und das war gut so. Was ging mich die englische Politik an! Eine europäische Politik gibt es im Osten nicht. Die Europäer sind nicht weise.

Die Tempel und Tempelchen wurden immer bizarrer. Interessant sind die mannigfaltigen Methoden des kirchlichen Bauernfanges. Auch wir mußten unser ferneres Lebensglück und eine mehrfach dahinzielende denkbar alberne Zauberei mit soliden birmesischen Banknoten bezahlen. Der Führer wachte sorgfältig darüber, daß wir den Fummelkram an heiligen Blättern, Papierschnitzeln mit Schriftzeichen und ähnlichen Unsinn nicht gleich wegwarfen und das Zeug bis zum Ausgang mitschleppten. Ich will ja nicht behaupten, daß die Europäer weniger abergläubisch sind, aber wir haben einen Anspruch auf unseren arteigenen Unsinn, und wenn wir erst einmal unser Gesicht verlieren, dann müssen wir alle bald wieder im heimischen Land hinter dem Ochsengespann unser Feld höchst persönlich pflügen. Moralisch wäre das sehr bekömmlich, aber die Ackerflächen in Europa werden für dieses Experiment nicht mehr ausreichen.

Die Macht unseres geheimnisvollen englischen Majors

dehnt sich nicht bis auf die Pagode aus, und wenn uns auch die fanatisierte Masse nur mit unfreundlichen Blicken ihre Abneigung sinnfällig machte, so war ich doch ganz froh, nach zweistündiger Wanderung unten auf der Straße wieder Schuhe und Strümpfe anziehen zu können.

Kurz vor dem Hauptaufgang fiel mir ein stiller schlichter Tempel auf, der zu dem Rummel ringsherum keinerlei Beziehungen zu haben schien. Neugierig trat ich näher heran.

In schönen Räuchergefäßen glimmten die bekannten bläulichen Stengel. Ein kunstvoll geschnitzter Schrein stand in der Mitte des dunklen Raumes, der mit durchbrochenen Holzgeländern unterteilt war. Auf dem Fußboden lagen drei Priester zum Gruß ausgestreckt. Es waren chinesische Priester mit dem charakteristischen kahlen Fleck auf dem Schädel.

Die kleine Tonsur stammt von der Priesterweihe her, bei der die Novizen eine brennende Kerze auf dem Haupt tragen müssen, bis sie gänzlich heruntergebrannt ist. Das ist eines der psychischen Hilfsmittel, um den entscheidenden Wendepunkt im Leben eines Priesters eindringlich zu machen. Die Menschen brauchen so etwas, sonst glauben sie nicht an ihre Berufung. Alle großen Organisationen streben nach völliger Unterwerfung ihrer Mitglieder, und dazu dienen die mannigfaltigsten Duldungsproben.

Die Stille des Joßhauses – wie man die chinesischen Tempel nennt – war wohltuend. Laotse war unergründlich weise, und seine Jünger haben inmitten des religiösen Unsinnes noch einige Spuren der Haltung des großen Individualisten bewahrt.

Bei dem Abendessen fand ich wieder eine Bestellung des geheimnisvollen Majors vor. Er ließ mir tatsächlich sagen, daß mich der Generalissimus gern empfangen hätte, aber durch die innerpolitischen Schwierigkeiten des Landes in diesen Tagen unabkömmlich sei. Die Sache wurde immer rätselhafter.

Das Essen für uns – war bezahlt.

Die Zimmer im Hotel – waren bezahlt.

Das Auto wartete vor der Tür.

Nur der Führer war nicht bezahlt, aber an der Höhe seiner Rechnung konnte ich eine ungewöhnliche Hochachtung feststellen. Er verlangte 30 Rupien, das sind nach deutschem Geld praktisch ebensoviel Mark, eine unerhörte Summe für Eingeborene. Ich bin nicht gern knauserig, aber bei Übervorteilungen kommt man sich so dumm vor, daß ich mich immer beleidigt fühle. Schon der Ton, mit dem die unberechtigte Forderung gestellt wurde, war unstatthaft. Der weiße Mann verliert sein Gesicht. Die Europäer sind nicht weise. Ich zahlte die Hälfte.

Die bezahlten Rechnungen im Hotel verbuchte ich in Gedanken auf das Konto meiner hilfsbereiten Cousine. Aber die Zuvorkommenheit des Bahnhofpersonals und des Cookmannes ging auf das Konto des Majors.

In unserem Salonwagen fuhren wir eine Nacht hindurch in das Innere von Birma. Es war schwül, und der Salonwagen war primitiv. Außerdem war uns geraten worden, die Türen und Fenster während der Nacht gut zu verschließen, da man stets mit räuberischen Überfällen rechnen müsse. Wenn es irgendwo gärt, dann merkt man das zuerst an der Zunahme des Ungeziefers der Menschheit unter einem neuen Deckmantel.

Die Morgenluft war erfrischend. Etwa um 9 Uhr vormittags kamen wir auf einer kleinen Station an, wo uns meine Cousine erwartete.

Wir hatten uns zwar öfter geschrieben, aber seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, und jetzt standen wir uns in Hinterindien auf einem kleinen Bahnhof freudestrahlend gegenüber.

Schnell wurde alles ins Auto verpackt, und dann ging die Fahrt nach Yenangyaung am Irawadi, wo ihr Mann resi-

dierte. Nachdem die wichtigsten Auskünfte über Familienschicksale ausgetauscht waren, kam ich endlich dazu, nach dem geheimnisvollen Major zu fragen, der unsichtbar für uns in Rangoon gesorgt hatte.

„Weißt du denn das nicht mehr?" fragte meine Cousine erstaunt. „Ihr werdet schon in Maymyo erwartet, wo ihr Gäste der englischen Offiziere sein sollt. Auch in Mandalay seid ihr eingeladen. Die ganze Gegend wartet auf euren Besuch, und auch der Generalissimus hat sich nach der Zeiteinteilung erkundigt, weil er euch kennenlernen will!"???–

Und nun komme ich wieder zu meinem Gästehaus an der Elbe in Hamburg zurück, das ich mit soviel Liebe und Geduld instand gesetzt und eingerichtet habe. Seit 1802 steht es in dem stillen Garten und sah Tausende von Segelschiffen und Dampfern im Laufe der Zeiten den Strom hinauf- und hinabziehen. Die alte Beschließerin waltet mütterlich ihres Amtes, und der noch ältere Gärtner betreut persönlich die Blumenbeete mit eifersüchtiger Verteidigung gegen seine jüngeren Mitarbeiter.

Das friedliche Haus war in Birma zu einer Sage geworden.

Und das kam so.

Jahr und Tag zuvor hatte mich meine Cousine schriftlich gebeten, drei englische Freunde von ihr bei der Ankunft in Hamburg wahrzunehmen. Es war ein Ehepaar und eine Schwester von ihr oder ihm. Wie mir die Cousine mitteilte, kamen sie zum ersten Mal nach Deutschland und sprachen selbst kein Wort deutsch. Da sie ihr Auto mitbrachten, bestand die Möglichkeit von Zoll- und Einreiseschwierigkeiten, und dabei sollte ich helfen.

Jeder Hamburger kennt solche Aufträge, denn die Hafenstadt ist nun einmal ein wichtiges Tor zum Kontinent. Ich schickte meine Sekretärin zum Dampfer und quartierte die Leute im Gästehaus ein. Abends traf ich sie dann zum Essen bei uns oben, wo wir uns sehr nett unterhalten haben.

Am nächsten Mittag fuhr ich nach meinem Gut in der Heide, und die Engländer reisten mit ihrem Wagen in Richtung Berlin weiter. Drei Tage später hatte ich den Besuch, den wir in gleicher Weise öfter erlebten, völlig vergessen. Jetzt wurde ich darüber belehrt, daß der Engländer ein Major der indischen Armee in Birma war, und daß er die deutsche Gastfreundschaft erwidern wollte.

Meine Cousine hatte sich natürlich alles genauestens erzählen lassen, wie es den Engländern auf der Reise durch Deutschland ergangen war. Die Kameraden in Birma waren ebenso gute Zuhörer, denn in dieser gottverlassenen Gegend kann man nichts Besseres tun, als Reiseerlebnisse auszutauschen, noch dazu wenn es sich um ein im Jahre 1938 besonders aktuelles Thema wie Deutschland handelt.

Bei den Erzählungen muß das Gästehaus die führende Rolle gespielt haben. Die Engländer hängen sehr an Tradition und Altertümlichkeiten, so daß ich mir sehr wohl vorstellen kann, wie sie die schönen alten Mahagonimöbel, die Sammlung von Hamburgensien an den Wänden, den verträumten Garten und ihre Selbständigkeit im Hause genossen.

Auch das englische Frühstück, das ihnen die Beschließerin servierte, mag zu der Überzeugung beigetragen haben: Die Deutschen sind menschlich genau so wie die Engländer. In Deutschland ist es wundervoll, und das abträgliche Gerede im Ausland ist Quatsch!

Einige Zufälligkeiten halfen dazu, die neu gewonnene Überzeugung zu festigen. Das Wetter war herrlich, der Elbufergarten stand in voller Blüte. Auch als die Fremdlinge Berlin erreicht hatten, blieben sie vom Wetter begünstigt.

In Berlin hatte man ihnen auf der Botschaft dringend geraten, so schnell als möglich die nächste Grenze zu erreichen, da der Krieg unmittelbar bevorstände. Demzufolge fuhren sie quer durch Deutschland nach der Schweiz, und

hier fing der Trödel an. Die Zollkontrolle war unfreundlich, das Wetter wurde schlecht, und die Hotels betrachteten englische Gäste nicht als etwas Besonderes. Nach zehn Tagen wurden sie gegen den drohenden Krieg gleichgültig und kehrten nach Deutschland zurück. Pünktlich klärte sich der Himmel auf, und die Menschen waren wieder zuvorkommend.

Ersteindrücke entscheiden häufig, und der für sie überraschend freundliche Empfang in Hamburg wirkte sich sicherlich unterbewußt bei der Kritik der späteren Erlebnisse aus. Immer wieder erzählten sie allen Freunden und Bekannten in Birma, daß es in Hamburg, wohin sie bei all der Ungewißheit und den barbarischen Vorstellungen des Auslandes nur durch eine übergroße Neugierde verlockt worden waren, am schönsten gewesen sei. Damit meinten sie das Gästehaus, das allmählich eine Gloriole erhielt.

Meine Cousine war sehr glücklich darüber, denn auf sie selbst fiel ein Abglanz des Ruhmes zurück. Sie mag es in der indischen Beamten-Hierarchie wegen ihres deutschen Ursprunges nicht leicht haben, denn auch die Freude an unserem Wiedersehen wurde – nach ihren Angaben – durch die Tatsache verstärkt, daß sie nach Meinung aller Interessierten die erste Dame sei, die von Europa aus persönlich besucht würde. So etwas war noch nicht dagewesen! Der Amerikaner nennt einen solchen lebenswichtigen Ausweis: Publicity. Ich ahnte nicht, daß auch in englischen Kreisen das Ansehen des Menschen von einer gewissen publicity beeinflußt wird. England wandelt sich.

Nach vierstündiger Autofahrt auf zum großen Teil sehr guten Wegen erreichten wir Yenangyaung am Irawadi, hinter einer ungeheuren Masse von Bohrtürmen, einige Tausend an der Zahl.

Eine Woche lang ruhten wir uns aus. Der schöne Garten mit dem großen Haus lag hoch über dem gewaltigen Strom, dessen Breite kaum zu übersehen war. Die Hitze war er-

träglich. Selbstverständlich wurden wir überall bei den Direktoren der Ölgesellschaften und bei den anderen Europäern herumgereicht, und überall bekamen wir Bier.

Der Mann meiner Cousine war Nordirländer, ein außerordentlich sympathischer junger Herr, der offensichtlich mit großem Erfolg seines in den revolutionären Zeiten sehr schwierigen und verantwortungsvollen Amtes als Regierungschef der Öldistrikte Birmas waltete.

Nach acht Tagen begannen die Ausflüge mit einer Fahrt nach dem märchenhaften Pagan, wo sich in einem Raum von etwa zwei englischen Meilen im Quadrat früher einmal 15 000 Pagoden befunden haben sollen. 3000 kann man noch heute zählen, und darunter verschiedene von gewaltigen Ausmaßen. Die Landschaft sieht mit ihren krummen Bäumen und kunstvoll modellierten Hügeln wie eine Sammlung frühchinesischer Aquarelle aus. Erst jetzt begriff ich, daß die Chinesen nicht phantasiert haben, sondern daß ihre zeichnerische Schablonenhaftigkeit unmittelbar der Wirklichkeit entspricht.

Nach vierzehn Tagen sollte der Major an die Reihe kommen.

Zuerst fuhren wir nach der alten Hauptstadt Mandalay, wo wir bei dem Kommandeur des großen englischen Truppenlagers zu Gast blieben. Das Haus lag in der Mitte der zahlreichen Militärbaracken, und wir hatten somit alle Ursache, uns dort geborgen zu fühlen.

Der Kommandeur war sichtlich nervös. Da wir Ausländer waren, durften wir nicht ins Vertrauen gezogen werden, und die innerpolitischen Sorgen Birmas interessierten mich auch tatsächlich nicht. Dagegen war meine Cousine durch ihre Heirat ein britischer Untertan geworden, und deshalb vertraute er ihr auch seine Sorgen an. Sie hat uns aber nichts erzählt. Erst viel später erfuhr ich, daß man lediglich auf unsere Abreise wartete, um das Hauptverschwörernest auf

dem Mandalay Hill auszuheben, was kaum ohne Blutvergießen abgehen konnte.

Meine Frage nach den Sehenswürdigkeiten der alten Hauptstadt von Birma wurde knapp und militärisch beantwortet: „Das zeige ich Ihnen selbst!" Nach dem Frühstück wanderten wir durch das Lager und gelangten zu einer kleinen gepflegten englischen Rasenfläche, die unser Gastgeber liebevoll betrachtete. Daneben befand sich ein swimming pool, etwa dreimal so groß wie eine Badewanne. Zuletzt führte er uns zu seinen drei Hühnern, die er persönlich zu betreuen schien. „Damit haben Sie die größten Sehenswürdigkeiten von Mandalay gesehen!" belehrte er uns.

Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß der rauhe Krieger, den seine Pflicht in den fernen Osten verschickt hat, sich über nichts so freut, wie über Rekonstruktionen heimatlichen Stiles. Wir waren jedoch noch viel zu kurze Zeit von unseren eigenen Rasenflächen und Hühnern getrennt, um uns mit diesen Sehenswürdigkeiten zufrieden zu geben.

Auch eine Wanderung durch die militärischen Anlagen mit Sportplätzen usw. reichte für unser Erlebnisbedürfnis nicht aus. Den Besuch von Mandalay Hill, wo sich das Hauptkloster der gelben Mönche befindet, schlug er uns glatt ab. Wir mußten uns schließlich mit dem Besuch eines chinesischen Tempels begnügen. Auch dieser Besuch erfolgte unter militärischer Bedeckung. Ein Leutnant und vier Mann stampften hinter uns her und besichtigten selbst mit großer Neugierde das Joßhaus.

Chinesische Tempel haben auch für den Europäer etwas Anheimelndes. Es ist so feierlich dort wie in einer Kirche.

Ein würdiger Tempeldiener übersetzte uns verschiedene Sprüche an den Wänden und auf den Tapisserien ins Englische. Sie waren sehr sinnvoll und ungemein persönlich. Man sagt, daß die Chinesen kein politisches Nationalgefühl haben, und daß China niemals als geeinter Staat neben den

großen Staatsgebilden jüngerer Zeit Bestand haben könnte. Was aber bedeutet das gegenüber der Tatsache, daß die Weisheit und die Kultur (ich meine nicht Zivilisation!) der Chinesen ein unerhört festes, wenn auch fast unsichtbares Ferment des Volkes bilden?

Die Chinesen sind alt und weise. Sie denken über die wechselvollen Schicksale nicht anders wie über ihre Hasardspiele nach. Aber sie sind bitterernst, wenn es eine Lebensfrage ihrer Seele angeht. Sie bleiben unverbesserliche Individualisten, die sich lediglich durch Sippenverpflichtungen eingeschränkt fühlen. Ihre politischen Erneuerungsbestrebungen zeigen trotz der zweifellos entfachten nationalen Leidenschaften kein organisches Leben.

Zum Diner erschienen zwei englische Hauptleute bei Tisch. Sie hatten gerade ein Examen gemacht, und zu diesem Zweck waren sie von ihren tief im Inneren stationierten Truppen zur Hauptstadt gekommen.

Von Mandalay brauchten sie vierzehn Tage zu ihrer Station, die irgendwo in den Ausläufern des Himalaya lag. Zehn Tage mit Wagen und zu Pferde und vier Tage zu Fuß. Dort lebten die beiden Hauptleute – der eine war verheiratet – schon fünf Jahre hintereinander. Sie waren ein wenig wunderlich geworden und zogen sich früh zurück.

Die Unterhaltung drehte sich um die sozialen Verhältnisse in Birma. Ich beteiligte mich kaum an den Erörterungen, denn es ist in einem englischen Hause nicht üblich, die Situation durch Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ihres spielerischen Reizes zu berauben. Mich ging die Sache nichts an, und eine Kritik von mir würde sicherlich über Gebühr gewogen werden. Aber ich dachte darüber nach.

Wie alle Eroberervölker bewies das englische Imperium zur Zeit seiner Machtentfaltung eine richtige unnachdenkliche Naturhaftigkeit. Jetzt kamen Philanthropen, Wohlfahrtsvereine und Abgeordnete zur Geltung, und ein sehr

beliebt gewordenes Argument für Wahlreden wurde eine Ethik der Humanität, des Selbstbestimmungsrechtes der Völker und der Erziehung von Eingeborenen. Wird man damit ein Weltreich erhalten können, das aus ganz anderen Anschauungen erwachsen ist?

Die Selbstbeschränkung auf eine harmonische Ausgeglichenheit ist der unerhörteste Luxus, den sich nur ein Künstler, ein Wissenschaftler, ein Bettler, oder manchmal ein Beamter leisten kann, jedoch auch nur dadurch, daß er von einer naturhafteren unternehmerischen Umgebung getragen wird. Moralsichere Ausnahmemenschen sind, auf sich allein angewiesen, nicht existenzfähig.

Mit Tom, dem Mann meiner Cousine, kann ich sehr schön diskutieren, denn er gehört trotz seiner nordirischen Abkunft und seines indischen Beamtentums gewissermaßen zur Familie. Tom ist auch von der Idee eines freien Menschentums und eines Selbstbestimmungsrechtes der Kolonialvölker angesteckt. Britannien hat diese Propagandathese so lange zu machtpolitischen Konsolidierungen angewandt, daß sie Selbstzweck wurde und die Unbekümmertheit des echten Eroberertums zu zerstören beginnt.

Die Birmesen sind nette und liebe Leute, solange sie in ihrem Stil befangen bleiben. Sie sind immer beherrscht worden, und zwar hart. Früher durch ihre Fürsten, später durch Europäer. Sie haben nie gelernt, sich selbst zu regieren. Die politische Erziehungsarbeit wird zu Zerrbildern führen. Die friedlichen Birmesen werden keine Demokraten, sondern die Opfer von Demagogen werden. Und das wird mehr Blut und Elend kosten als das Regiment der Europäer. –

Eine Nacht nach der letzten Unterhaltung mit Tom begannen die Erschießungen in Mandalay und Rangoon.

Das Gespräch im Hause des Kommandanten von Mandalay wandte sich bald weniger gefährlichen Problemen zu. Am interessantesten war das Thema: Jade.

Das sehr harte Gestein wird im Norden von Birma bergbaumäßig gewonnen. In großen grau-grünen Blöcken befinden sich – ähnlich wie beim Opal – die Adern des Edel-Jade eingesprengt, der mit seiner schönen grünen Farbe zu den größten Kostbarkeiten gehört.

Der Kommandant war ein großer Jade-Liebhaber, und ich genoß auch noch am folgenden Tage einen regelrechten Unterricht. Im Hause standen mehrfach mächtige Blöcke herum, an denen man gut die Schwierigkeiten und die nur intuitiv planbaren Wege der Bearbeitung demonstrieren konnte. Zu diesem Zweck ließ mein Lehrmeister einen angesehenen birmesischen Fachmann kommen, der schöne Muster des echten Edel-Jade mitbrachte.

In China wird kein Jade gefunden, aber allein der Chinese ist imstande, das harte Material kunstvoll zu bearbeiten. Deshalb wurde seit undenklichen Zeiten der kostbare Stein auf Karawanenstraßen von Birma über das hohe Gebirge nach China geschickt, um von dort aus nach der Bearbeitung zu den großen Handelszentren in Schanghai und London zu gehen, soweit China damit nicht seinen eigenen großen Bedarf deckte.

Die höchste Güteklasse des Edelsteins erlangt eine fleckenlose Reinheit, eine tiefgrüne Farbe wie dunkelgrüne Äpfel und – nach dem Schliff – einen bestimmten frischen Glanz, als ob der Stein naß sei. Danach staffeln sich die weiteren Klassen bis zu dem grauen, gesprenkelten oder weißlichen gemeinen Jade, dessen Wert erst durch die schönen chinesischen Ziselierungen bestimmt wird.

Der Krieg in China hatte den Handelsverkehr mit Jade stark eingeschränkt, und so konnte man den kostbaren Stein in Birma verhältnismäßig billig kaufen. Da die Birmesen aber die Bearbeitung nicht verstehen, gab es nur einfache Perlen und ähnlich mechanisch geformte Objekte oder sehr primitiv geschnittene Figuren.

Eine fleckenlose Kette aus edelstem Jade, die normalerweise in London einen Preis von 1000 englischen Pfund gebracht hätte, sollte in der Notzeit nur etwa den achten Teil kosten, also etwa 1200 Rupien. Das Thema Jade ist unerschöpflich, aber doch wohl nur für den Kenner und Liebhaber unterhaltsam.

Der Kommandant von Mandalay drängte am nächsten Morgen zum Aufbruch. Wir fuhren also am Nachmittag des zweiten Tages nach Maymyo weiter und trafen dort endlich den geheimnisvollen Schutzengel von Rangoon. Nach der Auffrischung meines Gedächtnisses erkannte ich auch sofort den Major mit seiner liebenswürdigen Frau, als er uns vor seinem Hause empfing. Die Aufnahme war überaus herzlich.

Die folgenden Tage vergingen wie in einem Wirbel. Unsere Höchstleistung waren vier Parties an einem Nachmittag. Jeder Mensch behauptete, uns bereits in- und auswendig zu kennen, so daß wir uns wie im Kreise alter Freunde fühlten. Unser Behagen wurde nur durch die Tatsache gestört, daß wir uns mit der Garderobe gründlich verrechnet hatten.

Wir verfügten nur über Tropensachen. Das andere Gepäck lagerte in Singapore. Aber in dem hochgelegenen Maymyo war es unangenehm kalt. Frühmorgens lag Reif auf der Wiese vor dem Haus.

Die englischen Offiziere hatten uns sehr wohnliche Zimmer eingerichtet. Jeder einzelne hatte dazu beigesteuert – wie ich nachträglich erfuhr –, und jeder bemühte sich, uns die Zeit so angenehm wie möglich zu machen.

Am ersten Abend war ich ziemlich verzweifelt. Meine Smokinghose war mir viel zu weit geworden, was ich gar nicht begreifen konnte. Ich schnürte beide Schnallen eng zusammen, aber auch das reichte nicht aus. Irgendwie brachte ich es dann doch fertig, salonfähig zu werden, und geduldig wartete ich unten in der Halle auf die beiden anderen, die anscheinend überhaupt nicht fertig wurden.

Die ersten Gäste waren schon eingetroffen, als mich meine Frau leise bat, doch noch einmal zu meinem Freund hinauf zu gehen, der einen Ohnmachtsanfall bekommen hätte. Ehrlich besorgt, stürzte ich in sein Zimmer und suchte ihm zu helfen. Er lag ächzend auf dem Bett und schien seinen Geist aufgeben zu wollen. „Mein Gott, was ist bloß mit dir los!?" – „Ich weiß nicht –," stöhnte er, „meine Smokinghose ist mir zu eng geworden, und ich bekomme keine Luft mehr. Was soll ich bloß machen!"

Nun wußte ich Bescheid. Schnell tauschten wir unsere Unaussprechlichen aus, und auch seelisch erleichtert, ließen wir uns dem Schwarm der neugierigen Kameraden unseres Majors vorführen.

Eine sonst in englischen Kreisen gegenüber Ausländern selten gezeigte Herzlichkeit schwebte durch die Räume. „Sie sind uns wirklich altvertraut", versicherte meine Tischnachbarin zur Linken, „und ich weiß, wie die Stühle in Ihrem schönen Gästehaus stehen. Es muß ein richtiges Museum sein." Der Major freute sich königlich, die Leute bei sich zu sehen, von denen er soviel erzählt hatte. Meine Cousine strahlte.

Ein junger Offizier mit einer besonders entzückenden jungen Frau führte sehr schöne Farbaufnahmen von der Beerdigung eines Shan-Fürsten vor. Ein freundlicher Oberst erzählte dazu von den kleinen Staaten zwischen Birma und China, die noch eine weitgehende Selbständigkeit haben, d. h. sie werden von chinesischen Fürstenhäusern unter der Oberhoheit Großbritanniens beherrscht. Ein deutliches Kennzeichen hierfür ist die Freiheit des Opiumrauchens. Als wir etwa zwölf Mann hoch eine Autofahrt nach den Shanstaaten unternahmen, stand unmittelbar neben dem Grenzpfahl auch ein Opiumhaus, und davor ein riesiger Haufen von Ingwer-Wurzeln.

Das Schönste aber war eine malerische Gebirgsklamm mit

tosenden Wasserfällen, so wildromantisch wie auf chinesischen Tuschzeichnungen, die man unwillkürlich überall in die Landschaft projiziert. Wir kletterten mit viel Vergnügen darin herum, und ein Teil der Gesellschaft badete sogar in dem vermutlich eiskalten Wasser.

Von den Vorgängen in Mandalay und Rangoon erfuhr ich noch nichts. Es war sehr angenehm, nicht damit behelligt zu werden, aber man fühlte auf allen neuen Freunden die Sorge um die Zukunft lasten. Der Generalissimus blieb in Rangoon, und so lernten wir ihn auch später nicht kennen, wie es eigentlich zu diesem märchenhaften Bericht gehört.

Maymyo ist nur Sommerresidenz und kein richtiger Amtssitz. Die Häuser sind sehr bequem, aber im Grunde war das Leben doch recht primitiv. Besonders ulkig war die stille Klause, ein großer länglicher Raum mit einer Türe zum Haus und einer zweiten Türe zum Hof, wo ein stets gegenwärtiger Hindu diskret auf die Ausübung seines Berufes wartete. Längs der Wand standen in Reih und Glied lauter Thronsessel mit Töpfchen, vom kleinsten bis zum größten. Man konnte sich in einer reichen Auswahl das geeignetste Möbelstück in rot, grün oder blau aussuchen und immer gewiß sein, daß nach dem Verlassen des Raumes der Hindu lautlos sofort wieder alles in Ordnung bringt.

Die Dienerschaft war überhaupt sehr zahlreich. Sie bestand ausschließlich aus Hindus, die mir mit ihrer Unterwürfigkeit und den stechend schwarzen Augen etwas unheimlich waren. Birmesen sind mir lieber, aber sie sind wohl zu unmilitärisch.

Wundervoll war morgens das Frühstück auf der taufrischen Wiese, wo ein Teil der Dienerschaft in malerischen Staatsgewändern aufwartete. Den Leuten war offenbar ein großer Respekt vor uns eingeflößt worden, denn ihre Augen folgten uns ängstlich überall nach, wohin wir auch wanderten.

Kurz vor der Abreise erzählte mir der freundliche Oberst,

daß in Maymyo ein altes deutsches Fräulein wohnte. Sie war als Kindererzieherin mit einer Familie in das Innere Birmas gelangt, und hier verbrachte sie ihre alten Tage mit der Betreuung eines Kinderheims. Er fragte, ob wir nicht dem alten Fräulein vor unserer Weiterfahrt das Vergnügen eines Besuches machen wollten.

Selbstverständlich waren wir gern dazu bereit. Das deutsche Fräulein war schon recht unbeholfen und an einen fahrbaren Lehnstuhl gefesselt. Im unverfälschten Hochsächsisch empfing sie uns mit übergroßer Freude. Seit endlosen Jahren hatte sie keinen Deutschen gesehen, und die Schleusen sächsischer Beredsamkeit öffneten sich sehr weit.

Als wir endlich gingen, rief sie mich nochmals vom Flur zurück. Mit leisem Kichern teilte sie mir streng vertraulich mit, daß sich die englischen Offiziere der Garnison mit ihren Frauen bei ihr zum Deutschunterricht angemeldet hätten. Sie lachte verschmitzt: „Sie wollen alle Ihr Gästehaus in Hamburg besuchen kommen!"

Ob die Offiziere dann auch alle „sächsisch" reden?

MUSIK IN BALI

Es war am 14. November 1940. Trotz der späten Stunden des Vormittags drang nur wenig Licht durch die wild jagenden Wolkenmassen. Ich saß in meinem Atelier und sah untätig auf die vom Sturm gepeitschte düstere Landschaft der Lüneburger Heide hinaus.

Eigentlich wollte ich nach Hamburg fahren, aber von dort riet man mir mit einem telefonischen Anruf dringend ab: Der Sturm sei seit einer Stunde zum Orkan angewachsen, und es wäre unmöglich, mit dem Wagen nebst Anhänger über das freie Gelände der Reichsautobahn und über die Harburger Brücken zu fahren. –

Es weht richtig. Die Birken und Tannen vor dem Hause stehen zum Brechen. Alle Augenblicke kracht es irgendwo. Die Kurve des Barographen sieht eigenartig aus. Erst steil herunter, dann ein kurzes Stück waagerecht und mit einem neuen scharfen Knick abwärts. Nach alter Seemannsregel war die größte Wucht des Sturmes bei dem ersten kurzen Steigen zu erwarten.

Soviel Wind ist im Binnenlande sehr selten. Wie mag es auf See in der Helgoländer Bucht aussehen! Heute ist Vollmond. Das bedeutet für morgen Springflut, und wenn der Südwind in gleicher Stärke auf Westen dreht, dann steht übermorgen halb Hamburg unter Wasser. Doch solange wird der Wind nicht anhalten. Im Jahre 1940 geht die ganze Meteorologie verquer. Alles ist außer Rand und Band und ohne Maß.

Der Kachelofen brummt, und so sitzt es sich äußerst gemütlich an dem windabgewandten Atelierfenster, um mit friedlichen Erinnerungsbildern einen Kontrast zu dem er-

regenden Schauspiel der rauhen Wirklichkeit da draußen zu suchen. Der Mensch denkt immer in Kontrasten.

Als ich einmal im Turm der Königin des Maurenschlosses Alhambra an der Brüstung lehnte und die beseligende Ruhe, Wärme und Zeitlosigkeit der weiten südlichen Landschaft in mich aufnahm, schoben sich fremdartige Bilder wie bei einer Überblendung dazwischen.

Die Glocke von San Nicolo auf dem Albaicin schlug 12 Uhr. Die Schneefelder der Sierra Nevada leuchteten unter dem blauen wolkenlosen Himmel oberhalb des ausgedörrten rötlichen Gesteins. Granada lag in der Mittagsglut. Kein Windhauch regte sich. Doch in diese Lautlosigkeit drang ein sonderbar dumpfes Klopfen: dopp, dopp, dopp, gleichmäßig und unaufhörlich wie der Herzschlag.

Als ich den Ton aufmerksam nachzuprüfen versuchte, hörte ich nichts. Sobald ich mich jedoch wieder ziellos meinen Träumereien hingab, meldete sich das: dopp, dopp, dopp ...

Und dann sah ich auch den Finkenwärder Kutter, wie er wintertags auf die frostige See hinausfuhr. Es war bitterkalt. Mit den langen Atemzügen der Nordseedünung schlakkerte das eisige Wasser über die niedrige Reling. Dopp, dopp, dopp ... machte der Motor. Es summte in den Wanten. Der Himmel war schmutzig grau mit schweren Wolkenfetzen überdeckt. Das hohle pfeifende Stöhnen kündigte eine harte Bö an. Die Nässe ging durch Mark und Knochen – so stand ich vor der südlichen Pracht mit Wärme, Ruhe und Schönheit und mit einer so großen Sehnsucht nach dem kalten Norden meiner Heimat im Herzen, daß ich von dem Turm der Königin abwärts kletterte um meine Melancholie in kunstsinnigen Gesprächen mit dem kleinen quecksilbrigen Kustoden abzureagieren.

Heute sitze ich auf meinem Heidehof. Der Himmel ist schmutzig grau. Ab und zu prasselt ein Hagelschauer an die Scheiben. Armstarke Äste zersplittern in der Faust des

Windes. Gelegentlich findet sogar ein Sonnenstrahl durch das halbe Dutzend übereinander gelagerter Wolkenschichten bis zur zerzausten Heide und den kahlen roten Birkenzweigen. Mit immer neuen, unheimlich gesteigerten Stößen wühlt sich laut tosend der Sturm in den Wald, der sich schwankend windet und biegt, um dieser brutalen Macht auszuweichen.

Mein Anemometer ist leider nicht in Ordnung. Ich hätte mich bei der Abschätzung der Windgeschwindigkeit gern auf genaue Zahlen verlassen. So ein richtiger Wutausbruch der Natur ist etwas Herrliches. Man fühlt mit innerer Genugtuung, daß der überhebliche Mensch auf der Erde nicht allein zu kommandieren hat. Es ist sehr heilsam, wenn einmal das Schicksal mit dem kleinen Finger wackelt und die ganze menschliche Voraussicht aus den Fugen fliegt.

Allmählich wird es so dunkel, daß ich die Tischlampe einschalte, und dadurch wird das Geschehen im Wald in ein bläulich fahles Licht wie bei dem Auftreten von Gespenstern gebannt. Aber es erschreckt mich nicht mehr, ich bin bereits weit, weit weg, und mich umfängt die Stille tiefen Friedens. Nur wenn ich mich aufraffe und aufmerksam meine Sinneseindrücke prüfe, werde ich mir des schauerlichen Getöses in meiner körperlichen Umgebung bewußt; einen Augenblick später ist alles wieder still.

Der weiße Korallensand am Strand von Bali rinnt durch die spielerisch tastenden Hände. Soll ich baden? Soll ich im Schatten der Palmen spazierengehen? Jetzt höre ich auch das zarte Plätschern des Wassers, aber es sind keine eignen Bewegungen der unergründlich müden See, sondern kleine Mädchen, die sich beim Baden vergnügen. Dauernd müssen sie lachen oder Dummheiten machen. Vor allem ist meine weiße Hautfarbe ein unerschöpflicher Quell ihrer Heiterkeit.

Bei Freunden in Bali. Drüben weit weg liegt Australien,

und dazwischen sind nur Haifische. Hier am Strand gibt es keine anderen Gefahren als die Neigung zum Nichtstun. „Pulu mai", komm, ich habe Durst! Aber das hübsche Mädchen ist viel zu albern, um meinen Wunsch wörtlich zu nehmen. Sie versucht nur, mich mit Seewasser aus ihren hohlen Händen naß zu spritzen. Dagegen hat die schlanke Rebog das richtige Verständnis. Kunstgerecht schneidet sie ein kleines Dreieck in das weiche Fleisch einer Kokosnuß und reicht mir die segenspendende Frucht. Das erfrischt wunderbar. Man bekommt ordentlich Lust, wieder irgend etwas zu tun. Also baden!

Als ich ins Wasser ging, beschimpfte die sonst so zärtliche Rebog meinen Freund, der von dem langen Aufenthalt in den Tropen dunkel gebrannt ist. Er ist ärgerlich, und ich frage ihn nach der Ursache des Streites. „Da ist Ihre weiße Hautfarbe daran schuld", erklärt er, „denn das dumme Frauenzimmer meinte, daß ich als Europäer ebenso weiße Haut haben würde, wenn ich öfters mit ihr baden ginge."

Das Wasser ist lauwarm. Die Mädchen kreischen und verflüchtigen sich vor meiner nassen Revanche nach allen Himmelsrichtungen. In dem sehr salzhaltigen Wasser kann man auf dem Rücken liegen und dösen. Die Sonne brennt ohne Tropenhelme etwas unfreundlich auf das Schädeldach, aber man gewöhnt sich an alles, bloß nicht an Arbeiten. Das ist eine sehr dumme Einrichtung, die auf Europa oder ähnliche gottverlassene Gegenden beschränkt bleibt.

Was soll ich nur mit den Mädchen anfangen? Sie schnattern um mich herum, und ich kann doch nicht so schnell ausreichend balinesisch erlernen.

Bali ist wirklich ein Paradies. Zuerst betrat ich die Insel mit allen Vorbehalten, denn der Fremdenverkehr zerstört die ganze Romantik der Südsee. Und Bali ist seit zehn Jahren große Mode.

Aber die holländische Regierung ist sehr weise. Sie läßt die

guten Leute weitgehend in Frieden, und sie wacht nur aufmerksam darüber, daß der verderbliche Einfluß europäischer Weltverbesserer möglichst ausgeschaltet bleibt. Wenn jemand glaubt, mit galanten Abenteuern in Bali Glück zu haben, dann irrt er sich. In diesem Punkt zeigt Bali keinen Unterschied zu Europa. Richtiges Verlieben ist überall erlaubt und kommt überall zu seinem Recht. Am Rande spielt wahrscheinlich das Geld gelegentlich eine gewisse Rolle, aber sicherlich weit weniger als in Europa. Die Erlebnisse in Bali beruhen durchaus auf ranggleicher Gegenseitigkeit.

Peinliche Abirrungen werden unnachsichtlich verfolgt. Zu meiner Zeit befanden sich mehrere Europäer im Gefängnis von Den Pasar, die geglaubt hatten, außerhalb der in ihrer Heimat geltenden Gesetze sich auf eine absonderliche Art von Erotik verlegen zu können.

Eine sehr modern anmutende Bestimmung verbietet jede Form der Proselytenmacherei. Missionaren und anderen Vertretern konkurrierender Überzeugungen, die erfahrungsgemäß die Eingeborenen zum allseitigen Nachteil ihrem Naturzustand zu entfremden suchen, ist das Betreten der Insel streng untersagt. Sie dürfen sich auch nicht als Touristen tarnen und auf diese Weise eine geheime Missionstätigkeit ausüben.

Nein, die Insel Bali hat sich ihr Eigenleben weitgehend erhalten können. Die Balinesen denken sich ihre Vergnügungen erfreulicher oder unerfreulicher Art allein aus. Auch ihre eigene Auffassung von der Seligkeit bleibt ihnen unbenommen. Diese verbrieften Rechte sind teuer genug mit der ungeheuerlichen Selbstaufopferung des letzten stilgetreuen Fürsten und seiner Gefolgsleute bezahlt worden.

Die Zahl der Fremden ist bedeutungslos. Das Schöne an Bali ist die Unbekümmertheit und Naturhaftigkeit seines Daseins, denn die Insel ist auch kein künstlich erhaltenes Museum. Warum soll man nicht mit einem Fahrrad oder mit

einem Auto fahren? Wenn es den Balinesen Spaß macht, dann mögen sie sich auch nach europäischem Vorbild kleiden. Sie tun es jedoch nicht. Sie denken gar nicht daran. Sie benutzen höchstens ein Fahrrad und klingeln; das Klingeln ist wichtig.

Das erste, was den Reisenden auffällt, sind die am Alltag unverhüllten Brüste der Frauen. Und was für Brüste! Klein, rund, sehr edel geformt, geradezu ideal, bis in die reiferen Frauenjahre hinein. –

Unerwartet geht das Licht in meinem Atelier aus.

Glücklicherweise habe ich noch meine alte gute Petroleumlampe auf dem Bord stehen, halbvoll.

Das schlechte Wetter scheint sich zu verschlimmern. Lichtleitung aus. Telefon aus. Die Wasserleitung versagt wegen Ausfalles der elektrischen Pumpe, und die durch Thermostaten elektrisch gesteuerte Heizung ist auch außer Betrieb. Eine nette Bescherung.

In Bali hat man das alles nicht nötig. Man hat überhaupt keinen Sinn für diese Dinge. Einen Sarong um die Hüfte wegen der Schicklichkeit, die Zigarettendose mit dem Feuerzeug in der Faust, und sonst nichts.

Wer hat einmal darauf geachtet, wie ein Baum schreit, wenn er eines natürlichen Todes stirbt und ihn der Wind packt, um ihn mit seiner Krone unbarmherzig mehr und mehr abzudrehen? Plötzlich geht ein Stöhnen, Knirschen und endlich ein deutlicher Schmerzensschrei von dem gequälten Holz aus. Noch einmal seufzt er resigniert und nachgebend. Dann schlägt die stolze Tanne mit ihrem gebrochenen Stamm durch die Telefonleitung.

So geschah es eben. Die Tanne war zu groß, zu reich an Ästen und zu einsam. –

Pulu will nach Hause, sie muß beim Kochen helfen. Das ist aber gar nicht einfach, denn im Wasser hat sie gar nichts an, und sie ist sehr genierlich. Zuerst rutscht sie unter all-

gemeinem Gelächter auf dem Bauch bis in ganz seichtes Wasser, und dann läßt sie sich ihren Sarong zuwerfen. Blitzschnell taucht sie auf und hat auch schon das Tuch um die Hüfte gewickelt.

Pulu ist fünfzehn Jahre alt, und die Mannbarkeit erfolgt in Bali sehr spät, d. h. so etwa mit fünfzehn Jahren. Erst im Verlauf eines weiteren Jahres dürfen sich Anbeter einstellen, aber das Interesse der Mädchen bleibt noch längere Zeit unerwacht. Dafür erhalten sie sich auch lange jung, ganz im Gegensatz zu den üblichen Vorstellungen von tropischer Kurzfristigkeit des Lebens.

In Nordafrika bin ich einmal einer Frau begegnet, die ein Kind auf dem Arm trug und ein zweites an der Hand führte. Sie war selbst erst zwölfeinhalb Jahre alt. Mit zwanzig Jahren sind diese armen Lebewesen schon uralte Hexen. In Bali ist es anders.

Pulu hatte ich auf zwölf Jahre geschätzt, Rebog auf sechzehn, sie war aber sechsundzwanzig. Dreißigjährige haben immer noch etwas reizend Jungmädchenhaftes an sich. Schlaffe Brüste stellen sich erst viel später ein und sind beinahe so selten wie alte Frauen. Die Mutter von Rebog war verwittert; sie muß jedoch schon sehr alt sein, denn Rebog war das jüngste Kind einer längeren Reihe.

Seitdem die Röcke der Mädchen in Europa so kurz getragen werden, sind ihre Beine auch bedeutend schöner geworden. In Bali trägt man seine Brüste – mit Ausnahme von großen Festtagen – unverhüllt, und das mag ein Grund dafür sein, daß sie mit einer erstaunlichen Übereinstimmung und Regelmäßigkeit schön genannt werden dürfen.

Schöne Menschen. Männer und Frauen. Stolz, wenn ihre Unabhängigkeit bestritten wird, aber sonst immer freundlich, bescheiden und zuvorkommend. Der Europäer bietet ihnen nichts. Sie finden die Fremdlinge im allgemeinen häßlich. In Anbetracht der für sie so selbstverständlichen

Künste eines reibungslosen Nebeneinanderlebens goldigster persönlicher Freiheit erscheint ihnen der Weiße uneingestandenermaßen häufig sogar dumm oder zumindest ungraziös.

Sie kümmern sich nicht viel um die Fremden. Man stelle sich eine Insel so groß wie Rügen vor, mit einer Bevölkerung von einer Million Menschen. Was bedeutet es denn, wenn sich irgendwo ein kleines Hotel befindet, in dem zwei oder drei Dutzend Gäste unterkommen können, die auch meistens nur ein bis zwei Tage in Bali bleiben? Manchmal kommen Vergnügungsdampfer zum Norden der Insel und ergießen ein paar Hundert Menschen auf die Hauptwege. Der größere Teil der Insel bleibt unberührt, und das Leben fließt geruhsam dahin, wie es seit vielen Jahrhunderten bei einem sehr klugen und weltweise gewordenen Künstlervolk nicht anders denkbar ist.

Die holländische Regierung ist unfühlbar. Steuern gibt es nicht. Einen Arbeitszwang gibt es auch nicht. Eigentlich gibt es nur eine rührende Fürsorge, seitdem 1906 der letzte Versuch zur Unabhängigkeit in einem Rausch der Vernichtung endete.

Die Frage der politischen Selbständigkeit wird in Bali nicht mehr diskutiert. Sie besteht nicht mehr, und das Ergebnis ist ein glückliches Land.

Industrielle Einrichtungen sind nicht vorhanden. Nur ganz wenige Teepflanzungen wurden angelegt, die europäischen Gesellschaften gehören. Sonst denkt und handelt jeder für sich oder seine Gemeinschaft. Die kleinen und kleinsten Gemeinschaften bilden das Rückgrat der Lebensstruktur, ebenso wie die soziale Struktur durch die uralte hinduistische Einteilung in vier Kasten gesichert wird. Es gibt Gemeinschaften für den Reisbau, für Viehzucht, für Hahnenkämpfe, für den Tempel – es stehen in Bali gern und gut tausend Tempel oder mehr – und für alle möglichen anderen Dinge, vor allem auch für die Musik.

Die Musik in Bali ist das Unerhörteste, das Berauschendste und Differenzierteste, was ich jemals an Volksmusik gehört habe. Ich übertreibe bestimmt nicht, und ich glaube, mir auch ein Urteil erlauben zu können, denn ich bin immer auf der Jagd nach musikalischen Erlebnissen gewesen. Ich bin nicht einmal sicher, ob ich bei klassischen Kunstleistungen jemals so ergriffen . . . Halt, so weit will ich nicht gehen. Das ist unvergleichbar.

Es gibt in der europäischen Musik wirklich sehr viel, was alle Sinne gefangen nimmt und uns ins Jenseits führt. In Bali war es außerdem ein Zauber der Überraschung. Man darf überhaupt nicht die individualistische Kunst mit der Naturhaftigkeit eines reinen Kollektiv-Musikantentums in Zusammenhang bringen. –

Friedlich und wunschlos lag ich am Strande unter dem dunklen Grün der Palmen. Ich fühlte mich von einer seltsam pflanzlichen Triebhaftigkeit erfüllt. Die Luft ist leicht, aber die Natur treibt so wollüstig ungeistig ringsherum die Pflanzen zum Wuchern, daß auch der Mensch nicht verschont bleibt, selbst wenn er zu faul ist, um sich auf die andere Seite zu drehen.

Meine Freunde wollten spazierengehen, um einen besonders interessanten Tempel zu besuchen. Voll inneren Behagens pendelte ich hinterher. Einer unserer balinesischen Freunde führte. Wenn es Sittlichkeitsgesetze gibt, dann ist das auch gut, aber die Regierung ist weise, daß sie sich mit der Aufsicht auf Europäer beschränkt. Alle Moral ist relativ, und nur das Durcheinander, das der undeutbare Begriff einer absoluten Moral nach sich zieht, ist gefährlich. Überall haben die kleinen Jungens sich totgelacht, wenn wir wegen der anwesenden Damen mit harmlosen Mienen an den hemmungslos obszönen Darstellungen der Figuren des Tempelschmuckes vorübergingen.

Als es Nacht war, fuhren wir zu vieren mit dem Wagen

nordwärts. Die von vielen Tausend nackter Füße ausgetretenen Pfade sind wie Parkstraßen. In langsamer Fahrt ging es von Dorf zu Dorf, an zahllosen Tempeln vorbei, zwischen fröhlichen Menschen hindurch und immer unter hohen Palmen.

An einem kleinen Aufschrei erkannte ich am Wegrand meine kleine Prinzessin von Den Pasar. Sie war ein liebenswertes Geschöpf, das ich aus eigner Machtvollkommenheit in den hohen Stand einer Fürstin erhoben hatte. Sie promenierte mit einer kleinen Öllampe in der Hand vor einer Tempelmauer und strahlte. Beinahe hätte ich sie in dem spärlichen Licht gar nicht gesehen, aber der Laut war zu echt, und der balinesische Fahrer hielt auch schon taktvoll an.

Warum konnte ich nur kein Balinesisch! Scheußlich.

Bevor ich nach Bali fuhr, hatten mich landeskundige Freunde dringend davor gewarnt, ein balinesisches Mädchen oder gar eine Tempeltänzerin anzusprechen. Ich würde nur peinlichster Abwehr begegnen und mein Gesicht verlieren. Als ich die erste Tanzvorführung in einem Tempelvorhof erlebte, waren alle meine guten Vorsätze vergessen. Ich war so restlos begeistert von der dabei auftretenden kleinen Tanzkönigin, daß ich zum Schluß auf sie zueilte und ihr mit den freudigsten Augen und einem blanken Guldenstück meinen Dank zum Ausdruck zu bringen suchte.

Einige Sekunden lang sah sie mich mit unverhohlenem Erschrecken an, aber mehr und mehr entspannten sich ihre Züge, während mir mein eigenes Wagnis in aller Öffentlichkeit jetzt erst wieder bewußt wurde. Naturkinder sind noch instinktsicherer, als es bei uns die gut erzogenen jungen Mädchen früher waren, und sie verstand schnell, daß meine Ovation ehrlich war. Dieser Augenblick entschied nicht allein über unsere beiderseitigen Beziehungen, sondern auch über das Verhalten der anderen Balinesen, bei denen ich ausnahmslos herzlich aufgenommen wurde, sehr zur Verwunderung der übrigen Fremden.

Unsere Freundschaft bestand darin, daß wir uns fröhlich zunickten, Händchen gaben, lachten und immer wieder nickten. Wie schade, daß ich nicht Balinesisch kann! Wir hatten uns soviel zu erzählen, und nun kam ich mir wie in der ersten Tanzstunde vor. Bei dieser Verlegenheit war ich dann stets sehr erleichtert, wenn ich einen guten Abgang gefunden hatte; und das geschah auch diesmal mit dem Drängen der Freunde zur Weiterfahrt.

Nochmals nicken, nochmals Patschhändchen, winke, winke, und dann weiter in die Nacht.

„Warum wollen Sie nicht immer hier bleiben", sagte der balinesische Freund, „Europa ist fade. Die Menschen sind dort ohne Lebensart." –

Weiß ich, wie lange noch mein Petroleum reicht? Der Sturm läßt etwas nach, aber es ist jetzt ganz dunkel draußen. Meine Leute haben schon begonnen, die umgestürzten Bäume aufzuarbeiten, um die Leitung freizulegen. Wir haben Krieg, und ich weiß nicht, wann die Telefonarbeiter kommen oder wann die Überlandleitung ausgeflickt wird und damit die Heizung und das Wasser wieder in Ordnung gebracht werden können. –

„Ich baue Ihnen ein schönes Haus, luftig und weiträumig. Ich verschaffe Ihnen das beste, geduldigste und liebenswürdigste Personal. Sie brauchen nichts an gewohnten Dingen zu entbehren." –

Dopp, dopp, dopp, hörte ich den Finkenwärder Kutter. Es ist ein Irrtum, es sind die Holzarbeiter beim Wegräumen der Bautrümmer. –

Ich sage besser nichts.

„Ein Tag ist wie der andere, kein Krieg dringt bis hierher. Man hat nur mit verständnisvollen, kunstsinnigen Menschen zu tun, und Sie können in Frieden Ihren Liebhabereien nachgehen."

Mit diesen Worten sah er mich aufmerksam von der Seite

an, aber in der Dunkelheit brauchte ich kein „Gesicht" zu machen. Ich fühlte mich für diese Philosophie verdorben. „Wissen Sie, wie schön es auf den so trostlosen, kunstlosen und von sehr eigensinnigen Menschen bewohnten Halligen ist? Wenn der Wind um die Ecken pfeift, die Möwen kreischen und die Gischt auf die Warf spuckt!"

Ich soll nicht mehr sommertags nach Norwegen segeln oder in Finnland Krebse essen? Was war das für ein Dreckswetter auf den Faröer, und wieviel Sehnsucht habe ich nach der Ödigkeit norwegischer Felslandschaften oder nach dem kleinen Hof in der Lüneburger Heide! –

Es ist nur gut, daß mir das jetzt einfällt, denn augenblicklich finde ich den Zustand in meiner Heimat keineswegs einer Sehnsucht wert. –

Endlich sind wir am Ziel.

Beleuchtung gibt es nicht. Eine Taschenlampe habe ich nicht. Mühselig taste ich mich den anderen nach, die um eine Hausecke herumschwenken, hinter der sich ein mäßig großer Platz öffnet.

In der Mitte stand ein Stock, an dem zwei dicke irdene Öllampen hingen, so daß man langsam Einzelheiten unterscheiden konnte.

Um mich herum waren etwa vierhundert Menschen versammelt, die andächtig schwiegen. Wir vier waren die einzigen Europäer in der großen Menge von balinesischen Männern, Frauen und Kindern.

Etwa drei Meter hinter dem Lampenstock begann das große Orchester-Viereck des Gamelong Gong, das mit mehreren kleinen Lämpchen erleuchtet war. Wir waren heute nacht zu einem Konzert eingeladen, wie es ein Europäer sonst wohl kaum erlebt.

Ein Brett über ein paar Holzklötze gelegt, bildete den uns vorbehaltenen ersten Rang. Die übrige Gesellschaft verteilte sich zu beiden Seiten und hinter uns.

Das Angenehmste an dem Stolz der Balinesen ist die Tatsache, daß man auch nicht im geringsten durch Angaffen oder sonstige Taktlosigkeiten belästigt wird. Die Leute wissen sehr genau, was sich schickt, nicht etwa nach gegebenen Regeln, sondern von Natur aus. Bis auf die Auszeichnung durch das Sitzbrett gehörten wir einfach zu den angesehenen Zuschauern, die in angemessener Haltung neben uns standen. Die Balinesen haben keinerlei Gefühl einer Minderwertigkeit oder einer ethnographischen Besonderheit. Sie glauben lediglich, mehr von Musik, Tanz, Malerei und Plastik zu verstehen als die Gäste des Landes, und darin haben sie nicht einmal so unrecht, wenn man das schöpferische Vermögen der Besucher mit ihrem eigenen von Grund auf künstlerischen Können vergleicht. Unter hundert Balinesen gibt es keine fünfzig, denen man nicht eine anständige künstlerische Leistung nachsagen könnte.

Die Literatur kennt von Bali nur die wundervollen Tänze der jungen Mädchen, aber damit ist der Kunstsinn des seltsamen und in der Welt sicherlich einzigartigen Volkes von Künstlern noch lange nicht erschöpft. Bildschnitzerei, Malerei, Goldschmieden, Ziselieren und eine hohe Textilkunst sind zweifellos zu gleich großer Blüte gelangt. Ich freue mich auf die Zeit, in der dieser künstlerische Reichtum einmal umfassend zur Geltung kommt.

Wie ich die ersten Klänge des Gamelongs hörte, wußte ich sofort, daß ich einen beseligenden Abend erleben würde.

Die Vorderfront des Vierecks bildet ein etwa zwölf Fuß langes hölzernes Instrument mit sorgfältig abgestimmten Messingtöpfen. Davor hockt mit dem Gesicht zum Zuschauer der Orchesterdirigent. Die drei anderen Seiten werden zu zwei und drei Reihen von kleineren Instrumenten gebildet, die ebenfalls aus kunstreich geschnitzten Holzständern mit Messingkörpern bestehen, nur daß es sich hier um eigenartig gebogene Platten und flache Stäbe handelt.

Den Hintergrund und Angelpunkt bildet wie immer der große Gong.

Müssen schon die einzelnen Instrumente als sehr wertvoll gelten, denn allein das Material und die Abstimmung bedeuten einen großen Aufwand an Geld, Findigkeit und Technik, so stellt ein richtiger balinesischer Gong eine vergleichsweise außerordentliche Kostbarkeit handwerklichen Könnens dar. Der Ständer ist mit einem verschwenderischen Reichtum an bezaubernden Schnitzereien, Blumen, Blättern, Ranken, Früchten, Vögeln und einer bis in die unscheinbarsten Einzelheiten reichenden Liebe zusammengefügt, so daß die Fülle des Erlebens kein Ende findet.

Der Ton ist gewaltig. Wunderbar abgestimmt, klar und eindeutig. Sein Klang schwingt eine lange Zeit nach, und deshalb dient er stets als Schlußpunkt. Jedes Konzertstück, so unterschiedlich es auch sein mag, findet mit eherner Regelmäßigkeit auf den Ton des Gongs zurück, der weit in die Landschaft hinauswandert und die große Gemeinde im andächtigen Aufnehmen einer Vollendung mannigfaltigen musikalischen Geschehens verharren läßt.

Die berühmtesten Orchester und Chöre habe ich mit Begeisterung erlebt, doch die Musik in Bali kann durch keine Vergleiche erklärt werden. Etwas näher kommen die geheimnisvollen maurischen Erinnerungen im spanischen Volk, wenn durch die gluterfüllte Stadt Granada in ernster schweigender Prozession die dunkel vermummten Bruderschaften wandern:

Die Träger des gewaltigen Thrones mit der massivsilbernen Mutter Gottes brechen fast zusammen. Dauernd springen neue Menschen unter die erzene Last, lautlos, aber mit den qualvoll oder ekstatisch verzerrten Gesichtern einer leidenschaftlichen Hingabe.

Die dicht gedrängte Menge der Zuschauer schweigt, erdrückt von der psychischen Wucht der in einem brennenden

Glauben zusammengeballten Masse. In langen, einfarbigen Mänteln, unter den über Gesicht und Schultern herabreichenden hohen Spitzhüten, mit den zwei bösartigen Schlitzen für die Augen darin, wandeln die Gestalten aus dem Geiste der Inquisition stumm durch die kalkweißen, ausgeglühten Straßen.

Plötzlich erhebt sich ein einzelner wimmernder Ton über die Stille, wie der erpreßte Naturlaut einer todwunden Kreatur. Auf raschen Tonstufen steigt die gespenstige Kopfstimme in eine übermenschliche Klanghöhe, bleibt stehen, bricht zuckend ab, beginnt von neuem, immer wieder, bis sie unentschlossen in einem inbrünstig heiseren Flüstern vergehen zu wollen scheint, um gleich wieder die dünne quälende Höhe in monotonen Wiederholungen zu erreichen.

Diese einzelne unmenschliche Stimme in dem tiefen Schweigen der Menschenmassen, von irgendwoher kommend, ohne Erkennbarkeit des Sängers, ohne Vortrag und ohne Rücksicht auf halbe und Vierteltöne, ist unerklärbar ergreifend. Das ist nicht Musik, sondern ihr Ursprung.

Ich habe in Marokko, Ägypten, der Türkei, in den Balkanstaaten mit größter Anteilnahme zugehört und mich mit der Naturhaftigkeit des Kompositionstriebes im Einklang befunden, auch wenn oft genug meine Freunde nichts anderes als Katzenmusik ertragen zu müssen glaubten.

Schon weit unmittelbarer sind die Tanztrommeln afrikanischer Neger und ihre todtraurigen Gesänge. Darin sind wirklich erregende rhythmische Empfindungen enthalten.

Das läßt sich alles nicht mit Bali vergleichen.

Auch den Gamelong in Sumatra habe ich bei einer Hochzeit am Hofe des Sultans von Medan erlebt. In Java hat fast jedes Dorf ein Gamelong-Orchester, und doch konnte ich überall in dem automatenhaften Musik-Handwerk nur ferne Andeutungen von echter Naturmusik anklingen hören. Der überwiegende Teil der Formen ist erstarrt, ohne nach-

schöpferisch interpretiert werden zu können. So war es in Sumatra und in Java, und so ist es in Siam und auch in Birma, wo sich die Kunst in der Herstellung von Buddhafiguren, im Bau von stereotypen Pagoden und im pseudopolitischen Geist der gelbgekleideten bettelnden Punji zu erschöpfen scheint.

Es gibt nur eine Stelle in der mir bekannten Welt, wo die wunderbarste Naturmusik mit einer an die Klassik Europas gemahnenden Verfeinerung geschaffen wird, und das ist Bali. –

Der Sturm vor meinem Fenster hat nachgelassen. Das elektrische Licht ist wieder eingeschaltet. Es könnte ein beschaulicher Abend werden, aber es ist Krieg. Statt des Gamelong höre ich aus der Ferne das Bummern der Abwehrgeschütze um Hamburg und in größerer Nähe das metallische Summen der englischen Flieger. Mein Gott, mein Gott, wann wird das aufhören, ein tägliches Ereignis zu sein! Wie mag es wohl in Bali aussehen? Es wird sich kaum etwas geändert haben, nur meine Freunde, die mir zeitlosen Frieden versprachen, sind wahrscheinlich irgendwo gefangengesetzt. Ich möchte wissen, wann wir uns wiedersehen. –

Die Tropennacht ist windstill und wollüstig.

Die milden Öllämpchen brennen ruhig.

Ein würdiger alter Mann, das Haupt der Gamelonggemeinschaft des Ortsbezirkes, begrüßt uns feierlich. Mein Freund übersetzt.

Der Mann ist selbst ein klangschönes Schlußkapitel für einen echten Lebensroman. In seinem Gesicht sind Ruhe und Frieden der Seele abzulesen. Die sonnige Heiterkeit der Augen, der spannungslos schön geformte Mund und eine harmonische Ausgeglichenheit der Bewegungen erinnern an einen Priester, den er ja auch mit seiner Innerlichkeit im Dienste der Musik darstellt. Dieser Mensch ist aller Sorgen um irgendwelche Daseinswünsche enthoben. Nichts auf

Erden kann ihm etwas anhaben, und so besitzt er das große Vorrecht, zwecklos Gutes tun zu dürfen.

Seine Worte sind allerdings für europäische Ohren weniger priesterlich. Er fragt, ob es dem berühmten Tänzer, der uns heute abend vorgestellt werden soll, gestattet sei, auch „ein bißchen ungehemmt" zu tanzen. Wir haben nichts dagegen, obgleich ich mir so ungefähr vorzustellen vermag, was mit der Übersetzung durch das Wort „ungehemmt" gemeint ist.

Eine feierliche Ruhe tritt ein.

Mit herrlichen Bewegungen nimmt der Vorspieler von der langen Reihe seiner Klangkörper nochmals zärtlich Besitz.

Dann schlägt er den ersten Ton an.

In gleichen Zeitabständen prägen die beiden langgestielten Klöppel klar und rein ein kurzes Thema, und brausend übernimmt das ganze Orchester die schlichte Folge von Tönen. Das Tempo bleibt ernst und ruhig, aber welch eine Fülle von polyphonen Verwicklungen! Die thematische Problematik ist erstaunlich. Die Luft erregt ein klanglicher Reichtum, der sich in immer neuen Variationen und in stets wechselnder Beleuchtung zu großen Fragen auflöst und verdichtet.

Mit einer unvergleichlichen Souveränität hält der Vorspieler mit sparsamen Schlägen seine Behauptung aufrecht. Durch das Rauschen des vollen Orchesters und die Abstufungen der leidenschaftlichen Fragen dringen die hellen und dunklen Töne des Vorspielers durch, um mit einer nachtwandlerischen Gewißheit die Not auszugleichen.

Nicht das Orchester begleitet ihn, sondern eher umgekehrt. Die riesige Klangfülle verführt zu einem Entrücktsein, das fast gefährlich ist. Das Zeitmaß ist sehr streng, aber trotz des ehernen Schreitens wirbeln die schnellen Passagen bis an die Grenzen eines offenen Aufruhrs. Dann greift der Vorspieler ein. Häufig genügt ein einzelner Ton.

Gelegentlich wiederholt er ihn zwei-, dreimal beharrlich, und das ganze Orchester ordnet sich fügsam unter.

Manchmal scheint der Meister gedanklich abwesend zu sein. Wenn er zurück kommt, ergreift er träumerisch seine langen Klöppel und flicht eine zarte Melodie ein, von solch sehnsuchtsvoller Süßigkeit, wie eine kleine schneeweiße Blüte inmitten einer gewaltigen Felsenlandschaft. Die Berge schmiegen sich wie auf einem Bilde den Blümlein an, sie werden zu blauen Konturen mit Sonnenstrahlen, Regenböen, mit Wiesengrün und dem leisen Rauschen einer müden See. –

Dopp, dopp, dopp ... Ich bin glücklich wieder an der Nordsee, aber es ist ruhig. Einzelne Stimmen hallen über das Wasser, tiefe dunkle Stimmen. Die Tropfen glitzern am Strand zwischen den Kieselsteinen. Die Sonne leuchtet, und aus der Ferne kommt ein sonntägliches Glockenläuten. –

Die Zeit vergeht im Gleichmaß, und so geht der Tag zu Ende. Alles Erlebte klingt noch einmal auf, in einer unübersehbaren Mannigfaltigkeit, und dann drängt sich das Vielartige in dem einzigen Lebenssinn zusammen, den man nicht nennen, sondern nur fühlen kann. In einer einzigen Schwingungsrichtung strahlt der Atem aus, und was zurückbleibt, ist leer und tot.

Der Vorspieler lächelt in der schwachen Beleuchtung, während der schwere Schlußton des großen Gong wie ein Gluthauch uns einhüllt. Die Musikanten sitzen steif und lautlos vor ihren Instrumenten. Keine Bewegung stört das nur von dem leichten Flackern der Öllämpchen belebte Bild.

Die Tropennacht berauscht mit ihren seltsamen Düften und dem tiefen Blau des Himmels, von dem sich die schwarzen unregsamen Palmen wie gigantische Ornamente abheben.

Mit einer aus der Unendlichkeit reichenden Gebärde gibt der Vorspieler ein neues langsames Thema an.

Kalt und einsam wachen die Töne auf. Ihr Reigen ist wie ein liebloser Zwang zum Leben in einer fremden Gemeinschaft. Spitz und unwillig folgen die im Orchester aufwachenden Genossen, ohne einander näherzukommen. Immer neue Lebewesen entstehen und wandern über die Erde. Ganz merkwürdige Gruppen bilden sich, um ungestört weitergehen zu können. Eine Vielfalt entsteht wie die Farbigkeit der Menschen, die sich nicht kennen und ohne gegenseitiges Verständnis nur den eigenen törichten Zielen nacheilen.

Aber der Vorspieler ist aufmerksam. Mit einigen kurzen Schlägen schafft er Führer, die ein Bindeglied zwischen den Einzelgängern bedeuten und dem Dasein einen Sinn geben. Das ist kein Spiel, das ist eine drohende Warnung. Mit harten Doppelschlägen vereint er beinahe schwebend Diskant und Baß seines langen Instrumentes. Das ist kein freies Leben, das ist eine Angst, die uns bedrückt und das Blut am Kreislauf hindert. Das Orchester empört sich, die Klänge rotten sich zusammen und überschreien den Willen des Führers. Ein aufregender Tumult wogt hin und her, durch den die klare, hartnäckige Stimme des Vorspielers deutlich und bezwingend hörbar bleibt, bis die Mannigfaltigkeit müde wird und sich wieder unterwirft.

Und dann überraschend der Gong, der unwiderstehliche gleiche Ton, auf den jedes Leben ausklingt, der aber im Wechsel seines Kontrast- und Erfüllungswertes die Farbe, die Eindringlichkeit und seine akustische Moral immer wieder erneuert. Er ist wie ein kreisrundes gähnend schwarzes Loch, das mit den wachsenden grauschillernden Ringen seines Randes jede eigene Regung verschlingt.

Kein Mensch rührt sich in der Stille. Wie gefroren hocken die Musikanten im Viereck. Nur der Vorspieler betastet mit seinen schönen schmalen Händen die Messingknaufe der erzenen Tonleiter.

Sein geschmeidiger nackter Körper reckt sich und dehnt

sich, wie er mit kritischen Blicken einzelne Klangkörper seines Instrumentes auswählt und zu einem Entschluß kommt. Dann beginnt er unnachdenklich mit einem heiteren Tanzthema, um das ganze Orchester mit einer lebensbejahenden Freudigkeit zu überfluten.

Meine Gedanken gingen wieder auf die Wanderschaft. Ich sah viele festlich gekleidete Menschen, die nach einer schweren, unheilvollen Nacht den Ostersonntag begrüßten. Kleine Kinder spielten ringsherum und begleiteten den frühlingshaft beschwingten Schritt der älteren Geschwister. Ein Bach murmelte geschäftig, die Bäume neigten sich zierlich im Winde, die Vögel zwitscherten, und die kristallklare Luft des Nordens duldete keine verwaschenen Konturen. Neue Wege öffneten sich, die ich nie vorher beschritten hatte. Rechts und links gingen Nebenwege ab, die schnell hinter Hecken und Hügeln verschwanden. In der Ferne begann die See zu glänzen. In engen Kurven glitt ich abwärts, steiler und schneller, näher und näher. Schon höre ich das Atmen des Weltmeeres durch das Plätschern am Ufer hindurch, schon sehe ich die lange Dünung, die von Festland zu Festland reicht, und endlich fühle ich die gewaltige Einheit des Ozeans.

So weich und mütterlich umhüllend tönt der Gong.

Satz folgt auf Satz, ohne Wiederholungen, mit dauernd neuen Einfällen und neuen Bildern. Die Zeit hat nur noch einen musikalischen Sinn, sie ist für das eigene Leben nicht mehr vorhanden.

Aus dem Hintergrund kommt langsam ein kleines Mädchen, eng in Brokatgewändern eingebunden und mit der balinesischen Krone auf dem Haupt. Es gibt keine Wortkunst, die imstande ist, auch nur die Schönheit einer einzigen Armbewegung zu beschreiben und eine auch nur entfernt angemessene Vorstellung zu erwecken.

Wie bei einem furchtsamen kleinen Vögelchen zuckt der

Kopf von Seite zu Seite mit den ängstlich herumirrenden Augen. Die Hände stehen flächig wie Flügel, der süße Körper wird fast von der Luft getragen, denn die Beine und Füße sind schemenhaft.

Jede, auch die geringste Bewegung eines kleinen Fingers ist bedeutungsvoll und erweckt ein Gefühl der vollkommenen Überwindung menschlichen Gehemmtseins.

Im täglichen Leben sind die kleinen Balinesinnen so lieb und menschlich wie nur irgendwo in der Welt. Aber im Bann der Musik sind sie überirdisch. Man begreift nicht, wieso es möglich ist, daß sie nach der Vorstellung wieder als erdgeborene Wesen in der Küche hantieren oder sich im Hause mit sonstigen profanen Dingen nützlich machen.

Einzeln und zu dreien schweben die zarten Wesen wie von der Musik ihres Bewußtseins beraubt mit naturhaft weiblicher Anmut vorüber. Die todernsten Gesichter blicken an den Ölflämmchen vorbei ins Ungewisse, als ob ihr Erdenglück erloschen sei.

Ein kriegerisches Thema des wirklich tonangebenden Vorspielers verscheucht die zarten Blumen und verlockt zwei Jünglinge zum Schwerttanz. Hierbei handelt es sich um eine Legende mit vielen Gesten und umständlichen musikalischen Vorbereitungen, bis die beiden Tänzer mit ihren wehrhaften Stäben sich kämpferisch gegenübertreten.

Das ist der Augenblick für die Improvisationen des Tänzers, der sich „ungehemmt" benehmen will, was er auch tut. Kein Zweifel darüber, daß der langbeinige Teufel mit aller Drastik obszöner Andeutung endlich die beiden Schwertkämpfer vergewaltigt und in der Rolle des bösen Geistes die ganze Gemeinschaft aus dem Konzept bringt. Nur der Vorspieler hält mit leisen Klängen sein Orchester zusammen.

Aus dem andachtsvollen Konzert wird ein Bacchanal, wobei auch die bisher so stillen Zuschauer stürmischen Anteil nehmen.

Uns wird bänglich zumute. Wir sitzen allein in der aufgeregten und sich immer weiter aufregenden Menge, in der der böse Geist wie ein beflügeltes Gespenst herumwirbelt.

Mit riesigen Sprüngen taucht er dicht vor uns auf, wie ein Schatten vor dem matten Bild der Öllämpchen, dann wieder sieht man ihn am entgegengesetzten Teil des kleinen Platzes einen der Schwerttänzer verprügeln, und das alles im Takte einer irrlichternden Musik.

Überlaut tönt der Gong, und unter seiner Machtfülle bricht jede Bewegung zusammen. Die Starre der Weltentrücktheit und der Erwartung tritt erneut in Geltung. Scheu drängen sich die Menschen aus dem Lichtkreis, und nur der berühmte Tänzer – im Alltagsberuf ein armer Reisbauer – steht wie ein Herrscher der Tierwelt – nackt bis auf den schmalen Lendenschurz – in der Mitte vor dem Orchesterviereck.

Der Vorspieler ist verschwunden, und auch die übrigen Musikanten treten zurück. Ich denke schon an eine Pause, aber das war nicht im Programm vorgesehen.

Von rechts und links kommen größere Gruppen von jungen Männern und lagern sich in zwei Halbkreisflächen um den Pfahl mit den Öllampen, an dem der Tänzer stehengeblieben war. So beginnt der berühmte Affentanz.

In dem kleinen, frei gebliebenen Mittelraum wandert der Tänzer mit eindringlichen Worten von der einen zur anderen Seite. Merkwürdige Laute empfangen ihn. Anfänglich ein Zischen, das sich zu einem Gebrüll steigert und ungefähr wie ein schnell wiederholtes schmatzendes Katschak, Katschak klingt.

Schließlich kommt es so, daß jedesmal die Gruppe, auf die er einredet, sich wie im Schrecken flach auf den Rücken legt, während die andere Gruppe sich hinter ihm aufbäumt und ihr wildes Katschak brüllt. Sobald sich der geisterhafte Tänzer nach dem Lärm umdreht, sinkt der Aufruhr zusam-

men, und alles liegt wieder gebändigt auf dem Rücken, während nunmehr die erste Gruppe sich erhebt und schreit.

Die Luft ist von dauernder Erregung erfüllt.

Von irgendwoher taucht ein zweiter Geist auf, der den ersten in seinen Beschwichtigungsbemühungen unterstützt. Die ganze Szene ist einseitig beleuchtet von den Öllampen in der Mitte, wodurch das Bild ohne Übergänge in hartes Licht und strukturlose Schatten zerbrochen wird.

Dann hadern die beiden Tänzer miteinander, und die beiden Gruppen vereinigen sich in einem wundervollen choralartig getragenen Gesang. Die Stimmen bekommen plötzlich eine Reinheit und Tiefe wie von einer Orgel. Der schnelle Wechsel von dieser Andacht einer feierlichen Anrufung der Himmelsmächte zu dem wilden Zischen und dem fürchterlichen Katschak aus hundert Kehlen mit all der Boshaftigkeit einer tierischen Mißgeburt der Hölle ruft Erinnerungen wach, die Jahrtausende unter unsere Generation zurückreichen.

Man sieht die abergläubischen und im ewigen Kampf mit unheilvollen Kräften der Nacht liegenden Wilden sich um das Feuer drängen, denn so weit das Licht und ihre Augen reichen, so weit übersehen sie die Gefahren der Natur. Doch aus dem unerkennbaren Raum zischen unheimliche Laute, wildes Katschak und dumpfes Brüllen. Wenn du hinblickst, dann schweigen die Stimmen, aber hinter deinem Rücken wird es wieder laut. Nachtgespenster scheuen das Licht und die Augen der Menschen. Nur im Rücken sind Geräusche bedrohlich.

Wie kleine Kinder hocken sie um die Öllampe. Und um sich zu ermutigen, singen sie einen Choral. Doch wenn sie die Schicksalsgewalten verspüren, legen sie sich mutlos flach auf den Boden und erwarten widerstandslos das Unheil. Es ist eine Art Willigkeit zum Sterben, die im Tierreich häufig beobachtet wird, sobald alle erkennbaren Auswege versperrt

sind. Vielleicht bieten auch Hingabe und Stillhalten die letzte Möglichkeit, unerkannt zu bleiben. Der friedliche Tod aus Altersschwäche ist den Tieren der Freiheit nicht gegönnt, doch auch ihr Opfertod ist milder, als es für die Menschen den Anschein hat, denn er trifft die Lebewesen in einem Zustand der Unterwerfung unter den Willen des Schicksals, der den Übergang schon überwunden hat.

Ein leiser Regen setzt ein. Darauf zieht die ganze Versammlung in die große offene Gemeinschaftshalle um. Auf unserer primitiven Bank sitzen wir nun inmitten der dicht um uns gedrängten Eingeborenen, deren unfehlbarer Takt und körperliche Sauberkeit die etwas ungewöhnliche Situation erleichtern.

Das Orchester hat eine neue Aufgabe übernommen. Es will die menschlichen Gemütsbewegungen darstellen, und zur bildlichen Ausdeutung des musikalischen Ausdrucksmittels hockt vor dem Viereck ein kleiner Knabe, der jedes der innig verschlungenen Motive mit Bewegungen des Kopfes, der Augen und Hände illustriert. Die Handhabung eines Fächers, den er spielerisch auf- und zuschlägt, wird zum Anzeiger der kleinsten und zartesten Einfälle des Orchesters, so daß man an ihm die Vielfarbigkeit einer Partitur ablesen kann.

Die Augen werfen den kleinen Kopf ruckweise nach rechts und links, jene für Bali typische und berühmte Bewegung, bei der man glaubt, daß die Halswirbel sich ausrenken. Der Knabe tut eigentlich nichts anderes, als die Rolle eines Ergriffenen zu spielen. Die Musik zieht an vielen Fäden, mit denen jedes Fingerglied einzeln betätigt wird. Dadurch wird die Eindringlichkeit der Musik bis in andernfalls unerkennbare Feinheiten gesteigert.

Wie oft versucht man bei europäischen Orchesterkonzerten, sofern man nicht die Augen schließt oder in einer Partitur nachliest, mit den Augen den Bewegungen des Dirigenten

zu folgen, um einen Bildeindruck mit den musikalischen Vorgängen in Einklang zu fühlen. Das geschieht in Bali durch den Knaben, der niemals aus seiner Hockstellung herauskommt und mit wenigen Ausnahmen eines hockenden Herumgleitens an Ort und Stelle bleibt. Aber die zukkenden Hände, Arme, Augen und der widerstandslos geschüttelte Kopf gestatten eine so große Mannigfaltigkeit, daß fast für jeden Takt ein neuartiges Bild in Übereinstimmung gebracht wird.

Endlos rieseln die Töne. Der Anfang ist vergessen und das Ende unabsehbar. Bis die Majestät des Gongs hervortritt.

Die allgemeine Auflösung weckt mich aus dem Träumen auf. Ich war nicht im Norden. Die Fischkutter mit ihrem Motorengeräusch waren längst in der Dämmerung versunken. Ich hatte an ein zukünftiges Zeitalter gedacht, in dem der Mensch die Sinnlosigkeit seiner Eitelkeit und Wichtigtuerei begreift und alles Ausleben in künstlerischen Erlebnissen Genüge findet. Dann erst wird der Mensch geboren, der die Welt überwindet und sich den Anfang eines echten Daseins erzwingt.

Wie es uns das Inselvolk von Bali verheißt.

Die Heimfahrt verlief schweigsam. Jeder hing seinen Gedanken nach, soweit noch eine Denkfähigkeit vorhanden war. Das Konzert hatte ohne Pause fünf Stunden gedauert. Die Einzelheiten verschmolzen allmählich in einem Zustand, in einer Wesenheit ohne Bewegung, wie in einem Bild, das unbeweglich ist und doch lebendig wirkt.

Wenn ich nicht durch meine Freunde aus der Träumerei herausgerissen worden wäre, dann hätte das Konzert noch viele Stunden dauern dürfen.

Und ich kann es immer wieder hören.

Ein Abend am Südstrand. Diesmal war die Beleuchtung mit Hilfe einer Art Stall-Laterne wesentlich aufklärender. Wir sollten einer ganz merkwürdigen musikalischen Dar-

bietung beiwohnen, die in Bali sehr alt, aber fast vergessen war und nun erneuert werden sollte, bevor die Kunst völlig erlosch: ein Grillenkonzert, wie meine balinesischen Freunde die Sache benannt hatten.

Die Instrumente sind, ähnlich wie bei einer Maultrommel, so konstruiert, daß ein frei schwingender Bambusspan mit einem Finger der rechten Hand in eine dauernde Vibration gebracht wird, während die Zunge eine summende Tonmodulation durch Verkürzen oder Verlängern des stahlfederharten Spanes bewirkt. Das Ganze steckt zwischen den Zähnen, wahrscheinlich, um mit der Mundhöhle einen Resonanzkörper zu gewinnen.

Ein Orchester von diesen Stimmen ergibt ein geheimnisvolles melodisches Raunen und Schwirren, ziemlich leise und im Tonbereich beschränkt, aber betörend wie die Grillen vor den Grotten des Catull in Sirmione, als ob alle Insekten des Palmenwaldes sich zu einem einfachen, mehrstimmig gesummten Gebet zusammenfänden. Eine klagende Schalmei führt und begleitet zugleich das polyphone Raunen der Naturgeister, und der funkelnde Sternenhimmel überwölbt eine Harmonie, die uns der persönlichen Unsterblichkeit gewiß sein läßt.

Die gelbe Lampe brennt milde und beleuchtet mit ihrer warmen Farbe die fast unbeweglich sitzenden Musikanten.

Hinter uns glimmt ein Feuerplatz, an dem zwei Spanferkel am Spieß gebraten werden. Der Geruch von fettem Schweinefleisch und angesengter Haut verstärkt das Erleben durch den Beweis der Wirklichkeit, wie auch das flackernde Licht an den hohen Stämmen der Palmen, die graugrün und rotgelb bis schwarz gegen den nachtblauen Himmel stehen, unsere irdische Befangenheit mit aller Süßigkeit des Glückes bewußt werden läßt.

Ringsumher tiefes Schweigen, und in dieser Toneinsamkeit erklingt das eigenartige Summen und Schwirren, an-

schwellend und abklingend, mit langsamer Tonfolge, überhöht und untermalt von den bescheidenen Gebärden der Schalmei. –

Es ist vor meinem Haus in der Lüneburger Heide still geworden. Der Sturm ist vorüber, die Abwehrgeschütze verstummen und die todbringenden Bombenflugzeuge kehren heim. Ich habe von Bali aus einen Blick in die schönere Zukunft der Menschheit tun dürfen.

HERBST 1941

Im nächsten Jahr erwartet mich der 50. Geburtstag. Das ist ein Lebensdatum, mit dem im allgemeinen die reifere Jugend als abgeschlossen gilt. Nach alter Ordnung beginnt man von nun an, die Welt mit der kühlen Unpersönlichkeit des echten Philosophen zu betrachten und sich zu freuen, den Aufregungen einer leidenschaftlichen Beteiligung an den Spannungen des Daseins entronnen zu sein.

Manchmal fühle ich mich tatsächlich uralt, aber das habe ich schon mit zwanzig Jahren getan. Andererseits kann ich mich heute noch ebenso wenig von einem Minderwertigkeitsgefühl gegen wirklich erwachsene und bürgerliche Normalmenschen befreien wie als Kind. Immer stärker bohrt der Gedanke, schrecklich unfertig zu sein und überhaupt irgendwie erst einmal richtig mit dem Leben anfangen zu müssen, solange es noch Zeit dazu ist.

Mit der peinigenden Unruhe des Wartens auf unvorstellbare Ereignisse und auf den endlichen Eintritt in ein zuverlässig gegründetes Scenarium wandere ich von einem Arbeitsgebiet in das andere. Oft genug geht das Vertrauen auf den Sinn solcher Bemühungen verloren, und dann kommt die lähmende Müdigkeit resignierender Überlegungen.

Wenn mein Verstand auch die Frage nach dem Wozu seit dreißig Jahren ohne Postulate beantworten zu können glaubt, so bedeutet das nicht viel, solange man sich nicht vorzugsweise oder allein vom Verstand, sondern von jenseitigen Ursachen gelenkt weiß.

Es ist eine fürchterliche Zeit, in der jedes Sehnsuchtsbild bereits von der Selbstkritik zerstört wird, bevor es genügend feste Formen in der Wirklichkeit gewinnen könnte. Viel-

leicht ist nur meine Überempfindlichkeit daran schuld, die mir beruflich als Seismograph der Massenpsyche sehr nützlich gewesen sein mag, aber bei so starken Beanspruchungen wie der neuerliche Kriegszustand den ganzen Denkapparat in Unordnung zu bringen droht.

Die qualvollen Bilder aus dem ersten Kriege tauchen täglich in der Erinnerung auf, und damit auch das verzweifelte Bemühen, jede innere Anteilnahme zu unterdrücken. Gewaltsam fühle ich mich in den Zustand einer frühen Lebensstufe zurückversetzt, in der man ratlos dem Sturm der ersten brutalen Eindrücke der Wirklichkeit gegenübersteht. Das dazwischen liegende Vierteljahrhundert ist ausgelöscht, und die vielen kleinen törichten Stimmchen der Pubertät sind wieder laut geworden, die mir einzureden versuchen, daß ich die Welt aus den Angeln heben müßte.

Mit unbewußter Folgerichtigkeit fing ich nach langer, langer Zeit in den Erholungspausen wieder das Malen an. Zuerst fiel es mir unsagbar schwer. Aber dann kam allmählich die schöne Illusion, doch noch einmal das Leben neuschöpferisch erfüllen zu können. Bis der Zeitgeist mit drohendem Finger auf die Anachronismen solcher eigenwilligen Gedanken hinwies und die Voraussetzungen erheblich einschränkte.

Schließlich versuchte ich, Gedichte zu machen, und damit hatte ich auch äußerlich das Bild der Primareife vervollständigt. Ein fast fünfzigjähriger Student ist eine gefährliche Sache. Das sagen die anderen; und die wirklichen Sachkenner lächeln milde über den Schmerz einer unseligen Leidenschaft und Sehnsucht, die den Mann in die Problematik seiner Jugendjahre zurückschleudert.

Wie vor dreißig Jahren floh ich nach Paris. Ich hatte mir zur Erlangung der Reiseerlaubnis vom Hause Siemens die Aufgabe zuweisen lassen, die Volksstimmung von Paris zu untersuchen, um Unterlagen für die Absatzplanung deutscher Markenwaren in künftigen Zeiten zu gewinnen.

Als ich auf dem Nordbahnhof ankam, war das Bewußtsein meines Alters restlos verflogen, und genau wie vor dreißig Jahren fieberte ich in unerklärbaren Erwartungen.

Mein Hotelzimmer war etwas größer als meine erste Dachkammer. Mein Geldbeutel war etwas dicker als mein Studentenwechsel, aber wegen der Devisenbeschränkungen war der Unterschied nicht bedeutend. Außerdem wurde das Mehr auf eine seltsam wirkungsähnliche Weise ausgeglichen: das Essen war ebenso beschränkt, und dabei war es nebensächlich, ob aus Mangel an Geld oder an Lebensmittelkarten. Autotaxen gab es auch nicht, mit dem gleichen Sinn der Unterschiedlichkeit. Die Metro fuhr nur bis halb zwölf, und auch damit erlebte ich praktisch die gleichen Bedingungen, die mich früher um Mitternacht ohne Geld quer durch Paris zu Fuß gehen ließen.

Gleich am ersten Tage wanderte ich wieder ruhelos durch die langen Straßen und spürte das gleiche bohrende Sehnen nach Raumgröße, Freiheit und Lebensfülle. Ruhelos.

Hinter jeder Straßenecke erhoffte ich eine Entscheidung, die mich auf rauschenden Flügeln in die Sonne der Wunschlosigkeit führt, und schon vor der Ecke wußte ich aus tausend Enttäuschungen, daß ich gar nichts zu erwarten habe. Überall liefen Menschen herum, in irgendeinen Organismus eingeordnet, und wieder nagte die Angst der Einsamkeit und der Neid um die gedankliche Raumbegrenzung der anderen.

Vor der Großen Oper ging ich auf und ab. Von hier aus sah ich früher den großen Auffahrten der festlich gekleideten und lebenssatten Menschen zu. Mein Magen war heute nicht so leer, wie er damals zu sein pflegte, aber ich hatte innerlich keinen größeren Anteil am Leben gewonnen.

Es wurde dunkel. Das Essen hatte ich vergessen, es war kein Programmpunkt. Die Straßen nach dem Montmartre waren auch während des Krieges nicht weniger hell als da-

mals. Die Schluchten zwischen den bei Nacht trostlos bedrückenden Steinhaufen waren mir wohl vertraut. Dabei suchte ich mich zu beruhigen: Du hast doch heute etwas mehr Geld, du kannst dir Licht, Wärme und Menschennähe erkaufen, unter deren Mangel du damals so gelitten hast.

Als ich am Eingang des Bal Tabarin die lange Schlange deutscher Soldaten vor der Kasse stehen sah, kehrte ich wieder um. Ziellos lief ich auf den äußeren Boulevards hin und her, bis ich unerwartet vor der gleichen Bank stand, auf der ich früher oft genug gesessen hatte, um die vergnügten oder traurigen, aber immer organisch eingeordneten Menschen vorübergehen zu sehen.

Wie herrlich unkompliziert kann das Triebleben sein! Wie gut hat es doch so ein schlichter Bürger mit seinen drastischen Formulierungen aller Problematik! Beneidenswert – aber für mich wäre dies Leben möglicherweise ein echter Grund zum Selbstmord.

Wahllos ging ich in ein kleines Lokal hinein, in dem es einen undefinierbaren Likör gab. Dazu Musik und einige Tänzerinnen. Mehr oder weniger gelangweilt unterhielt ich mich mit dem Barmann und sah mich dabei um.

Die Mädel waren scheu und saßen still an ihren Tischen. Besonders hübsch war eigentlich nur die Geigerin der kleinen Damenkapelle, die auch recht gut spielte. Aber dann sah ich eine der Tänzerinnen von der primitiven Bühne herunterkommen, die noch besser aussah, und mit ihr habe ich mich dann eine Stunde unterhalten.

Sie hieß Beatrix. Ihre obligate Freundin hieß Johannette.

Beatrix war sehr hübsch und vielleicht neunzehn Jahre alt.

Wovon unterhält man sich? Es ist immer dasselbe: Komplimente, Albernheiten, Witze und bei zunehmender Vertraulichkeit: kleinbürgerliche Sorgen. Johannette war nicht so hübsch, aber klüger. Taktvoll waren sie alle beide wie kleine Chinesinnen.

Ganz langsam gelang es mir, das Gespräch so zu lenken, daß ich Mosaiksteinchen zum Bilde der gegenwärtigen Volksstimmung sammeln konnte. Nicht nur das angeborene Feingefühl, die französische Höflichkeit und die Routine der Behandlung von Gästen, sondern auch die Mauer, die Franzosen immer um persönliche Dinge aufbauen, mußte erst überwunden werden. Mein Berufsinstinkt erwachte, und mit gewohnter Übung begann ich allmählich Eindrücke zu gewinnen, die den Stempel der wahren Massenmeinung durchschimmern ließen.

Es hat in solchen Fällen wenig Sinn, auf allzu persönliche Angelegenheiten zu kommen. Was ich wissen wollte, waren Schlagwörter, Massendummheiten und allgemeines Gerede. Da mein Französisch aus der Studentenzeit her wohl eine etwas vertrautere Farbe hatte als die Sprachversuche der sonstigen deutschen Gäste, kam ich ganz gut vorwärts. Die Mädchen seufzten: Endlich mal jemand, mit dem man sich verständigen kann. Und so plapperten sie bald munter darauf los, ohne noch an nationale Hemmungen zu denken.

Um halb elf Uhr erhob sich Beatrix bedauernd. Sie mußte nach Hause, denn sie wohnte irgendwo draußen in Vincennes. Schade, dachte ich. „Können Sie nicht mit mir noch in ein anderes Cabaret gehen? Ihre Freundin kommt sicherlich auch mit." Sie schüttelte nachdenklich ihr Köpfchen und verneinte. Auch die Freundin redete nicht zu. Das hatte ich mir anders vorgestellt.

Nun war zwar den Franzosen der Aufenthalt auf der Straße nach 12 Uhr verboten, und die Metro ging nur bis halb zwölf, doch versprach ich ihr ein Hotelzimmer, so daß sie keine Ungelegenheiten hatte. Sie war ganz zutunlich geworden, aber es ging nicht. Ich wollte den Faden nicht abreißen lassen, und deshalb verabredeten wir den übernächsten Abend zu einem gemeinsamen Bummel, zu dem sie mit

einer rechtzeitigen Ausrede zu Hause die Erlaubnis bekommen würde.

Wieder stand ich allein auf der Straße.

Ich habe Paris immer sehr lieb gehabt, aber Paris hat mich nicht lieb. Den kleinen Mädchen hatte ich – mangels einer besseren Idee – gesagt, daß ich Käsehändler sei. Vielleicht sind Käsehändler nicht beliebt.

Die Übereinstimmung meiner einsamen Wanderung mit der alten Zeit war erschütternd. Was hat sich eigentlich geändert? Ich setzte mich auf die alte Bank und sah die Menschen nach den Metrostationen hasten. Es war mir gänzlich gleichgültig, wie ich selbst nach Hause kam, obwohl ich weit drüben in der Nähe der Étoile wohnte.

Neben mir saß auf der Bank ein altes Mütterchen, das sich in der Dunkelheit mit einigen ängstlichen Fragen über ihren Nachhauseweg an mich wandte. Und so kam ich mit ihr ins Gespräch. Sie war müde. Ihre Beine trugen sie nicht recht mehr. Ihr Beruf zwang sie zur späten Heimkehr, wahrscheinlich war sie als Toilettenfrau angestellt. Ihr Ausweis war abgelaufen, so daß sie Sorge hatte, von der französischen Polizei aufgegriffen zu werden. Dem Andrang in der Metro fühlte sie sich nicht mehr gewachsen.

Die weitere Unterhaltung war sehr aufschlußreich. Sie babberte zwar etwas sehr, und sie fing auch gelegentlich an zu weinen, aber sie hatte sicherlich kein eigenes Urteil und gab daher um so genauer die zur Zeit geltende öffentliche Meinung wieder. Mit einiger Übung lernt man es leicht zu unterscheiden, was privat und was als Herdentier erlebt oder erdacht worden ist.

Sie erzählte, wie sie von den Zeitungen halb oder ganz verrückt gemacht worden wäre, und daß sie die Deutschen wie wilde Bestien fürchtete. Beim Herannahen der Feinde flohen sie alle sinnlos in Hausschuhen, Morgenröcken – jedenfalls mit unzulänglichster Bekleidung – ohne Vorräte und

ohne die geringste Aussicht auf ein Unterkommen – die Straße von Chatillon hinaus.

Schon wenige Kilometer hinter Paris brachen die meisten zusammen. Es ging nicht mehr. Die übermächtige Panik hatte sich in vollständige Apathie verwandelt. Wie erschöpfte Opfertiere erwarteten sie den tödlichen Schlag der schnell nachdringenden deutschen Soldaten.

Dann kamen die blutdürstigen Barbaren.

Sie brachten Lebensmittel und vor allem Milch. Die kleinen Kinder fütterten sie mit Schokolade. Die Kranken und Alten wurden gepflegt, und bald setzte sich der ungeheure Strom von verzweifelten Menschen wieder rückwärts in Bewegung.

Natürlich wurde selbst die kleinste Hilfeleistung von den innerlich zerrütteten Franzosen mit überschwenglicher Dankbarkeit empfunden, denn der Kontrast zwischen den Propagandabildern und der Wirklichkeit war sehr groß (an dieser Stelle weinte das Mütterchen), aber tatsächlich war es so – wie eine französische Formulierung sagt –, daß manch einer bequem im Wagen von den Deutschen nach Paris zurückgebracht wurde, der auf Strümpfen davongelaufen war.

Der Stimmungsumschwung vollzog sich mit großer Wucht. Die kleinen Mädchen von Paris begeisterten sich für die deutschen Soldaten. Der politisch-nationale Ehrgeiz der Franzosen besteht ohnehin nur auf Aushängeschildern. In Wirklichkeit ist er bei diesem alten Kulturvolk kaum mehr vorhanden als in China. Mag Deutschland die politische Hegemonie in Europa übernehmen – das interessiert im Grunde den Franzosen sehr wenig, sofern die privaten Erlebnisansprüche des Bürgers in einem gewissen Maße erfüllbar bleiben und ihr Kulturgut nicht angetastet wird. Die Franzosen sind keine Chauvinisten aus innerer Notwendigkeit, sondern nur in künstlich erzeugten massenpsychologischen Erregungszuständen.

Die angesammelte Energie der Nervenanspannung konnte

nicht so schnell abreagiert werden. Sie blieb ziemlich unvermindert, aber sie wechselte die Angriffsrichtung und erzeugte einen fürchterlichen Haß gegen die eigene Regierung und alle diejenigen Menschen, die für die Kriegsabenteuer und besonders für die Panik verantwortlich gemacht werden könnten.

Wie üblich wurde das nicht verstandesgemäß präzisiert, sondern die Wut richtete sich summarisch gegen alle Oberklassen, gegen die Intelligenz, den Reichtum, die Unternehmer, kurzum gegen alles, was dem Volke als gewinnbeteiligt an den Propagandalügen erschien.

Auch diese Phase blieb nicht ohne Abwandlung, denn keine Kontrastliebe, wie sie den Deutschen entgegengebracht wurde, ist gegen nachträgliche Enttäuschungen gesichert.

Bei Eroberungen wiederholt sich regelmäßig der gleiche Stimmungsumschwung. Zuerst der Massenhaß und die Massenangst, dann das Sichkennenlernen auf der Ebene des Individuellen mit der Entdeckung, daß „der einzelne" im Grunde sehr nett ist. Diese beruhigende Verständigung von Mensch zu Mensch reizt jedoch die massenpsychologische Führung zu Gegenmaßnahmen, und in diesem Konflikt zwischen Massenpsyche und Individualpsyche wird auf eine in der Methodik zwar unterschiedliche, aber im Endergebnis sehr gleichförmige Weise die Kluft zwischen den Völkern erst richtig erweitert. Die wundervolle Gelegenheit, die Herzen der Franzosen zu erobern, wurde verpaßt, und die neue Enttäuschung wird ein Jahrhundert zur Überwindung benötigen.

Es war ein Uhr vorüber, als ich wieder den Platz vor der Oper erreichte und die Rue de la Paix hinunterging. An der Ecke zur Rue de Rivoli traf ich die ersten Polizisten, die mich nach meinem Ausweis fragten.

Man soll aber nicht glauben, daß die Stadt nach Mitternacht vorschriftsmäßig ausgestorben ist. Im Dunkel der Parkanlagen und auch in den Straßen der Vororte sitzen und

liegen viele schweigsame Gestalten, die meine Brüder sein könnten, wenn sie nicht gerade durch ihre Unbürgerlichkeit der Bürgerlichkeit verhaftet blieben.

Im milden Mondschein wanderte ich durch die Tuilerien und die Champs-Elysées. Wie schön ist Paris!

Noch eine kleine Weile saß ich auf einer Bank unter den Bäumen der Avenue und dachte über die Vergangenheit nach. Das war der Zustand, in dem ich mir vornahm, ein Gedicht zu schreiben. Ernsthaft.

Warum schreibt man überhaupt Gedichte, so mit abgezählten Versfüßen und Reimen? Als Primaner steckt man sich am Unterricht der deutschen Sprache an, denn ein Jahrhundert nach Goethe ist das Gedichtemachen wenigstens formal keine Kunst mehr. Jeder Kontorlehrling verfügt heute über eine genügende Sprachgewandtheit, und damit ist der Reiz der Ursprünglichkeit verlorengegangen.

Zu Hause angekommen, setzte ich mich an den Tisch und notierte meine Idee, um sie später kunstvoll auszuarbeiten. Es kam aber nie dazu.

In den schönen Parkanlagen
Von Paris,
Auf den bürgerlichen Bänken
Zwischen Marmorbildern
Einer königlichen Zeit
Sitzen arme, ärmste Menschen,
Die nicht wissen,
Und nicht fragen:
Wo, was dann?
Die nur wissen,
Daß sie kein Zuhause haben.
Sehnsuchtsvoll erwarten sie die Nacht,
Die sie ihrer harten Umwelt
Sanft entzieht.

Weißt du noch, wie du gelitten,
Hungrig auf den Bänken von Paris?
Drei Jahrzehnte sind vergangen.
Deine Träume wurden Wirklichkeit.
Was dein Trotz vom Leben forderte,
Hat das Leben dir geschenkt.
Und das Fazit?
Deine Forderung war falsch.
Du vergleichst dich mit den armen Menschen,
Die, von ihrer Hoffnungslosigkeit berauscht,
Keine Qual der Fragen kennen,
Und die dankbar
Deine Zigarettenstummel sammeln.
Doch der Stachel
Deines ungelenkten Wollens
Bohrt mit scharfen Widerhaken:
Ob du nicht erneut . . . .
Und dein Leben hält allein das Wunder,
Daß dein Hirn die Hölle noch erträgt.

Der neue Tag begann mit großen Vorsätzen. Ich wollte nun erst die Meinungen sammeln, die sich erfahrene Männer von der Sachlage gebildet hatten. Die Ergebnisse dieser Tätigkeit waren sehr unterschiedlich, aber im Hauptthema ziemlich gleichlautend. Es muß ein unvergeßlicher Eindruck gewesen sein, wie die ersten Deutschen in die tote Stadt einmarschierten. Menschenleer gähnten die Straßen der riesigen Metropole. Keine Ratte und kein Hund lief über den Weg. Geradezu ungeheuerlich. Und dann der Umschwung. Und dann die neue Wandlung.

Erst spät abends begann ich wieder meine ziellosen Spaziergänge. Diesmal auf dem linken Ufer der Seine, den Boul' Mich' hinauf, im Mondschein am Luxembourg-Park vorüber nach dem Boulevard Montparnasse und in die arme Gegend

der äußeren Rue de Vaugirard, der wahrscheinlich längsten Straße von Paris.

Schon glaubte ich, ganz ohne Berührung mit dem Volke nach Hause gehen zu müssen, bis ich zu einer Menschenansammlung um eine Autopanne kam. Trotz der späten Stunde war die Zahl der müßigen Neugierigen recht groß, und dabei kam auch eine lebhafte Unterhaltung in Gang.

Es war ein deutscher Wagen, und die Stimmung war nicht freundlich. Der Pariser ist keineswegs bösartig, er ähnelt sogar weitgehend dem gutmütigen, fleißigen und nur äußerlich etwas überheblichen Typ des Berliners. Das geht so lange, solange nicht die Unfreundlichkeit zu einem Nationalsport wird und eine aggressive Epidemie auftritt.

Merkwürdigerweise finden Menschen in der ganzen Welt ein nicht geringes gegenseitiges Verständnis, wenn es sich um persönliche Dinge handelt. Selbst mit Chinesen, Südseeinsulanern oder sonstigen in jeder Hinsicht fremdartigen Lebewesen ist ein vorbehaltlos inniges Verhältnis möglich, denn die grundsätzliche Übereinstimmung des Menschengeschlechts ist erstaunlich groß. Nur sobald Massenmeinungen und Stilvorbilder irgendeiner Gemeinschaft zur Geltung kommen, entstehen die unübersteigbaren Trennwände.

Auf dem Wege abwärts zur Seine begleiteten mich einige Arbeiter, die mir ihre Ansichten zum Thema einer Weltverbrüderung mit großer Lebhaftigkeit darlegten. Leider kamen wir zu keinem Entschluß, da sie die Metro nicht verpassen durften. Ich benutzte dann selbst einen der überfüllten Züge, um eine Viertelstunde später unschlüssig vor dem großen Triumphbogen der Étoile zu stehen und zu überlegen, was man noch tun könnte.

Ohne sonderliches Ziel ging ich die Champs Elysées hinab, bis mich die Lichtreklame eines Kabaretts anlockte, dessen Musik bis auf die Straße hörbar war. Die Darbietungen waren sehr gut, besonders die Tänze von sechs bildhübschen

Mädchen, von denen ich die schönste bald danach in der Nähe der Bar traf und zu einem Cocktail einlud.

Sie wurde von ihrer obligaten Freundin Mode genannt, ein merkwürdiger Name. Tatsächlich trug sie den englischen Namen Maud, den die Franzosen entweder Mo oder Mode aussprechen.

Maud war sehr zurückhaltend, und es dauerte geraume Zeit, bis ich sie dazu brachte, mir von ihren Schicksalen zu erzählen. Sie war die Tochter eines bürgerlichen Mädchens von Rouen und eines englischen Soldaten, der dort im ersten Weltkriege stationiert war. Ihre Mutter wollte den Engländer nicht heiraten – das sagt man wohl so –, und so kannte Maud ihren Vater nur nach einer Photographie, die sie bei sich hatte, aber nicht zeigte, d. h. ich fragte sie auch nicht danach.

Im Anfang dieses neuen Krieges sah sie plötzlich das getreue Ebenbild der Photographie in englischer Uniform vor sich stehen. Es war in einem Lokal auf dem Montmartre. Ihr Herzblut stockte, und erst als der Engländer wieder hinausging, konnte sie den Freundinnen ihre Bestürzung erklären. Die Freundinnen liefen sofort hinterher, um ihn zu suchen, aber es war schon zu spät, sie fanden ihn nicht mehr. Ob es wohl einer ihrer Halbbrüder war? Sie wußte, daß ihr Vater sich in England verheiratet hatte.

Maud hatte von Jugend an nichts anderes als Tanzen im Sinn, und sie kam auch sehr frühzeitig auf die Bühne. Dann heiratete sie. Nach einem Monat ließ sie sich trotz aller gegenteiligen Bemühungen ihres Mannes scheiden. Das Scheidungsurteil war nun drei Monate her.

Diese einfachen Daten wurden mit einer Fülle von Berichten trostloser Verwirrungen umkleidet. Die Ziellosigkeit und Basislosigkeit streng bürgerlich empfindender Menschen in den letzten Jahrzehnten ist wahrhaft tragisch, und es ist nicht abzusehen, wann die westlichen Randstaaten Europas

mit ihrer vorzeitigen Entwicklungsreife überhaupt noch einmal zur Ruhe kommen werden. Der Fremde in Frankreich verspürt deutlich den Zerfall des inneren Gefüges einer Staatsidee und damit das Absterben des ehemals machtvoll gedachten Kompositionstriebes. Alles scheint sich innerlich auf eine Verschmelzung Europas vorzubereiten, die ja auch nur eine Vorstufe für die Aufgabe des Staatenbegriffes als Selbstzweck bedeutet.

Immer wieder drängt sich der Vergleich mit China auf. Den Chinesen war es auch im Grunde ihres Herzens gleichgültig, ob sie von den volksfremden Mandschus regiert wurden oder von einheimischen Ausbeutern, solange die Ausbeutungsmethoden nicht ein bestimmtes Maß an Brutalität überschritten. Der Glaube an ein ideales Regiment fehlt den Franzosen fast vollständig. Man darf sich bei der Beurteilung nicht von flüchtigen Ideeninfektionen täuschen lassen.

Mit Maud habe ich mich ein wenig angefreundet. Sie besaß einen Extrapaß, und um halb zwei Uhr ging sie mit ihrer Freundin nach Hause. Ich setzte mich auf eine Bank am Rond Point, wo sich der Mond in einem der runden Teiche spiegelte. Es war wie eine laue Nacht auf See, und ich dachte voll Sehnsucht an das Weltgefühl der winzigen Gemeinde einer Jacht:

Sieh des Mondes breite Straße,
Wie sie glitzert, überirdisch
Auf der tiefen dunklen See. –
Suche nie die Straße zu betreten!

Der Mond spiegelte sich aber nicht in der See, sondern im Teich am Rond Point zu Paris, das nach der spöttischen Meinung von François Villon bei Pontoise liegt.

Die Romantik des irrenden Ritters wurde nicht unerheblich durch einen großmächtigen Schnupfen beeinträch-

tigt. Der Klimawechsel und die starken Unterschiede zwischen mittäglicher Wärme und nächtlicher Feuchtigkeit sind für einen Mann aus dem ziemlich gleichmäßig rauhen Gebiet der nordwestdeutschen Küste niemals gefahrlos.

Nachts wurde es empfindlich kalt.

Meine Situation war bedauernswert.

Die Damen und Herren der Tafelrunde, zu der ich mittags eingeladen war, wetteiferten in guten Ratschlägen, und ich schluckte auch brav alle Medikamente nacheinander hinunter, die mir hilfreich angeboten wurden.

Nichts wird im Ausland als größere Taktlosigkeit des Deutschen empfunden als seine Zielstrebigkeit nach ernsthaften Gesprächen. Was sollte ich tun? Die Annehmlichkeit leichter schmeichelnder Konversation ist wirklich groß, aber ich mußte trotzdem einen Versuch machen, die Unterhaltung in ein aufschlußreicheres Fahrwasser zu lenken, ohne mich gleich als unzivilisierten Neger abstempeln zu lassen.

Der liebenswürdige Gastgeber mit dem Titel eines Vicomte versicherte mir mit großem Charme, daß ich ein ausgezeichnetes Französisch spräche. Das Kompliment wäre eindrucksvoller gewesen, wenn er nicht kurz vorher die gleichen Worte gegenüber einem Bekannten gebraucht hätte, der niemals über den Gebrauch von drei Worten hinausgekommen war. Neben mir saß eine bezaubernde Gräfin – zeitgemäß, d. h. ohne Strümpfe – die mein Minderwertigkeitsgefühl bezüglich des Schnupfens mit der Erklärung beseitigte, daß jeder fein empfindende Mensch augenblicklich in Paris verschnupft sei.

Alles Ungemach des Daseins verwandelte sich in amüsante Belanglosigkeiten, und wenn jemand zwischen Vorgericht und Suppe sein Todesurteil bekommen hätte, dann wäre das vermutlich mit einem zwar makabren, aber immerhin graziösen Lächeln über eine Besonderheit der amtlichen

Ausdrucksweise quittiert worden. Es waren Menschen, die ihren Stil seit den Tagen der Conciergerie nicht mehr verändert hatten und ihr Selbstbewußtsein nur noch mit einer Waffe verteidigten: nichts ernst zu nehmen.

Eine mehr positive Wandlung erhielt die Unterhaltung erst durch radikale Äußerungen meines Gegenübers. Es war der Fürst Jussupoff, der als Mörder Rasputins vor 25 Jahren eine Weltberühmtheit erlangte. Mit seiner unbeabsichtigten Hilfe gelangte ich bald in die Rolle eines sehr aufmerksamen Zuhörers bei einem Meinungsaustausch über die Zustände in Frankreich. Der Russe hatte aus seiner Glanzzeit noch einen bemerkenswerten Grad fürstlicher Überheblichkeit gerettet, aber er war wie alle Slawen ein ausgezeichneter Psychologe. Trotz seiner unverhüllten Abneigung gegen die von mir vertretene deutsche Bourgeoisie fürchtete er den Augenblick des Abmarsches der deutschen Besatzungsarmee, wegen der Undirigierbarkeit frei werdender Massenenergien.

Meine Stellung war anfangs sehr schwierig gewesen, denn als Mitglied der Eroberernation begegnete ich konsequenter Ablehnung. Erst langsam erreichten die Beziehungen die Sphäre übernationaler Interessen, ohne daß ich zu geschmacklosen Ausdrucksmitteln der Verleugnung meiner Herkunft veranlaßt wurde. Mit unnachahmlicher Eleganz stellte man mich überall als „notre vaincqueur" vor, und mit diesem Scherz wurde vorsorglich jeder mögliche Angriff aufgefangen.

Nach dem Essen wanderte die Gesellschaft friedlich von Chatelet über die Insel nach dem anderen Ufer der Seine, um den berühmten Maler Picasso zu besuchen. Ich war über das Wiedersehen besonders erfreut, denn der Spanier trug die Hauptschuld an der Verwirrung meiner Studienjahre, die mich schließlich zum Aufgeben der Malerei veranlaßte. Mir war es, als ob ich eine alte Verpflichtung einlösen müsse.

Heute kann man sich nur schwer vorstellen, wie sich der ungeheure Umbruch unserer Zeit bereits lange vor dem ersten Weltkrieg in der Problematik der Kunst ankündigte. Spannungslose Zeiten sind für die Menschen anscheinend unerträglich. Mit aller Gewalt versuchten die Künstler sich des riesigen Gewichtes einer lebensschwach gewordenen Tradition zu entledigen und einen entscheidenden Schritt zum Absolutismus malerischer Offenbarungen zu tun, d. h. sich neue Schwierigkeiten zum Zweck der Überwindung selbst zu schaffen.

Daraus entstanden die bizarrsten Modeerscheinungen mit einer höchst infektiösen Kraft. Jeder war sich klar darüber, daß am Rande sehr viel Unkraut blühte und daß damit alles ehrliche Bemühen überwuchert zu werden drohte. Ich persönlich fand jedenfalls nicht mehr aus dem Gestrüpp heraus. Nun war ich neugierig, wie sich Picasso weiter entwickelt hatte und welche Kraft in seinen bizarren Einfällen steckte.

Ich war tief enttäuscht.

Bei der Unterhaltung lebte meine ganze Studienzeit wieder auf: die gleiche Ausdrucksweise, der unveränderte Tonfall, die ewig wiederholten Urteilsformulierungen, nur daß das alles heute wie verstaubt klang.

Reihenweise standen die Bilder seiner letzten Epoche umher. Er war Naturalist geworden, doch ohne die Delikatesse seiner früheren Farben, inmitten der thematisch gleichen Plastiken, die zum Teil mit gewaltiger Materialverschwendung prunkten. Meist waren es Frauenköpfe ohne Stirn und mit einem Auge auf der Backe. Offensichtlich handelte es sich um phantasielose Portraits, besonders eines kleinen Mädchens mit einem schwarzen Doppelkopf, einer Scheußlichkeit ohne erkennbaren graphischen, farbigen oder kompositorischen Reiz.

Ungeachtet der geforderten höflichen Zurückhaltung fragte ich ihn, warum er auf die Suche nach solchen Monstro-

sitäten versessen sei. Er antwortete schlicht: Ich suche sie nicht, sie finden mich. Die Antwort war typisch für Picasso und für seine Zeit. Charmant, charmant.

Zwischendrin stand eine Landschaft. Irgendwo an der französischen Küste. Ein paar kleinbürgerliche Häuser in den bunten Farben des Lichtes und der Markisen mit ihren kühlen Schatten. Aber auch hier gähnten rundherum leere Flächen stereometrischer Aufteilung, als ob die an der Natur befruchtete Kraft nicht ausgereicht hätte oder als ob er die ehrliche Impression schamhaft verkleiden wollte.

Das Atelier mit seinen zwei riesigen Räumen befand sich in einem alten, sehr schönen aber muffigen Palais. An dem Charakter der traditionellen Bohème hatte sich nichts geändert. Freundlich, mit müden Augen lächelnd, stand der Künstler in seiner todtraurigen Umgebung. Aus.

Ich war so erschüttert, daß ich erst einmal nach Hause fuhr, um mich mit meinem Schnupfen ins Bett zu packen.

Nachmittags brachte ein Bekannter einen Universitätsprofessor zu mir. Der Gelehrte, ein Physiker, zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung. Da er von Lyon kam, war er mit den Deutschen wohl noch kaum in Berührung gekommen. Nach dem berühmten Beispiel von Bismarck bei den Waffenstillstands-Verhandlungen bot ich ihm eine Zigarette an. Damit war er überglücklich, und langsam wurde er auch ruhiger. Sein Besuch betraf den Verkauf einer berühmten Sammlung astronomischer Uhren des 17. und 18. Jahrhunderts, meist deutscher Arbeit. Das Deutsche Institut in Paris befürwortete den Verkauf, und da ich diese Dinge in einem bescheidenen Maße sammle, sollte ich nach Marseille fahren, um die Uhren zu besichtigen.

Der Besitzer, ebenfalls ein Pariser Physiker, hatte sich mit seinen Schätzen nach Marseille in Sicherheit gebracht, weil er wegen des deutschen Ursprungs vieler Arbeiten für sein Leben fürchtete. Inzwischen war er gestorben, und seine

Erben hatten keinen Sinn für die Sammlung, über die der Besucher wissenschaftlich gearbeitet hatte, und deshalb beauftragt worden war, die Uhren ihres Ursprungs wegen in Deutschland anzubieten.

Um den schwierigen Unterkunftsverhältnissen im unbesetzten Gebiet zu entgehen, sollte ich sogar in der Villa des Sammlers wohnen. Die Sache war verführerisch, zumal auch behördlich alle Wege geebnet waren. Aber ich hatte schwere Bedenken, einerseits grundsätzlicher Natur und andererseits aus Unsicherheit hinsichtlich Echtheit und Wert.

Als ich dem guten Professor, der mit seinen wirren grauen Haaren, seiner mageren Gestalt und den schmalen Händen den Typ des weltabgekehrten Gelehrten auf ungewohnten Wegen darstellte, noch einige Zigaretten in die Tasche steckte, war er sichtlich erschüttert. Er hatte sich den Verlauf der Besprechung offenbar anders vorgestellt.

Abends wanderte ich wieder auf dem Montmartre herum, auf dem Berg der Martern. In einer kleinen Bar an der Rue Lepic trank ich eine Art Kaffee. Ehemals bediente dort ein Kellner, der aus einer erstaunlichen Ähnlichkeit mit Kaiser Wilhelm II. Kapital schlug.

Mit Hilfe von einigen Zigaretten versammelte ich bald eine amüsante Tafelrunde, mit der ich von früheren Zeiten sprach. Obwohl die Menschen auch in diesem Großstadtsumpf gutmütig waren, verspürte ich mit Bangen die zunehmende Vergiftung. Es waren ältere Leute, die noch in Erinnerungen aus alten Verhältnissen kramen konnten und Vergleiche anstellten. Armes Frankreich!

Weiter unten, am Eingang des bescheidenen Lokales, wo ich am ersten Abend hineingetrudelt war, stand Beatrix im halben Licht und wartete. Fast im gleichen Augenblick, an dem ich sie von der dunklen Straße her gesehen hatte, erkannte sie mich auch. Aufgeregt stotterte sie: Jean, daß Sie kommen! Ich habe solche Angst gehabt.

Diesmal war die Unterhaltung sehr unergiebig. Beatrix sagte wenig. Sie kuschelte sich wie ein Kätzchen an meinen Arm und überließ ihrer Freundin Johannette das Reden. Die hübsche Geigerin begrüßte mich wie einen alten Bekannten. Überhaupt schienen alle Leute befriedigt von meiner Anwesenheit zu sein. Bereits ein zweimaliger Besuch wird in dieser Passanten-Zeit wohl Grund zur Vertrautheit geben.

Eine Besonderheit muß noch erwähnt werden: Die kleinen Mädchen von Paris – so weit meine Kenntnis reicht – sind nicht gewohnt zu animieren. Es ist demnach ganz gemütlich. Es fehlt bloß noch, daß man in die Küche eingeladen wird, um sich restlos zur Familie gehörig zu fühlen.

Beatrix hatte Pläne gemacht. Heute abend wollte sie mit mir ins Chantilly, und morgen oder übermorgen (dazu gehörte ein scheuer Seitenblick) sollte ich mit ihr nach Fontainebleau. Sie hatte es sich so schön ausgedacht, mit mir Kunstwerke zu betrachten oder überhaupt bei dem schönen Wetter im Grünen zu sein.

Natürlich mußte ich gegen den Schnupfen erst wieder einige Medikamente schlucken, die sie selbst aus der nächsten Apotheke holte. Leider konnte ich nicht die in Deutschland üblichen weichen Papiertaschentücher bekommen, denn in Frankreich ist das noch unbekannt.

Johannette kam nicht mit, sie hatte noch Dienst. Sie vertröstete sich auf das nächste Mal, und das war ein Trost, dem ich vertrauensvoll zustimmte.

Im Chantilly ging es hoch her. Die Darbietungen waren artistisch ausgezeichnet. Beatrix schwamm in Seligkeit und Wonne. Meinen Arm ließ sie nicht mehr los. Das ist der wichtigste Beweis der Zuneigung, denn wie in China ist der Kuß abgeschafft, seit die rote Lippenfarbe erfunden und allgemein eingeführt wurde.

Ringsherum saßen deutsche Offiziere und Soldaten und

amüsierten sich. Die Artisten schienen davon angesteckt zu sein. Den Schluß der großen Revue bildete eine Parade der bekanntesten Zigarettensorten; außer den französischen Zigaretten wurden jedoch nur die berühmten amerikanischen Marken gezeigt. Daß meine R 6 fehlte, machte mich bekümmert, aber ich hatte nicht genug bei mir, um die Revue mit der führenden Marke Europas zu ergänzen. Diesen Spaß mußte ich mir für später vorbehalten.

Etwa um zwei Uhr sah ich plötzlich Maud mit ihrer Freundin hereinkommen. Ich drehte mich um und drängte Beatrix zum Aufbruch. Das ging auch unauffällig von statten.

Unangefochten von der Polizei langten wir bei dem kleinen Hotel an, das sich Beatrix ausgesucht hatte.

Ich mußte ihr hoch und heilig versprechen, daß ich auch übermorgen um 10 Uhr pünktlich zum Ausflug nach Fontainebleau an der Metrostation George V warten würde, und dann ging ich zu Fuß nach Hause.

Den ganzen folgenden Tag blieb ich im Bett. Somit hatte ich Zeit, über den Quatsch meines Beginnens nachzudenken. Um Mitternacht wurde mir die Kur zu langweilig, und kurz danach saß ich wieder bei Maud, die mir seltsamerweise den gleichen Vorschlag machte, mit ihr nach St. Germain oder nach Fontainebleau zu fahren.

Wie originell, diese Idee! Das scheint eine Epidemie zu sein. Mit einem sehr kühnen Entschluß fügte sie hinzu, daß sie sich um ein Engagement in Berlin bemühte. Deshalb sei sie auch in der letzten Nacht im Chantilly gewesen, wo sie mit zwei Kollegen den gemeinsamen Versuch abgesprochen habe.

Maud war sehr ernst, wie immer. Sie ist sehr hübsch, aber kühl und sachlich wie eine Engländerin. Dabei fiel mir ein, daß ich – ganz ungleich den deutschen Gepflogenheiten – meinen beiden Gesellschafterinnen noch keinerlei Geschenke gemacht hatte, was sie allein wegen der mir gebrachten Aufklärungen verdient hatten.

Bei der Klosettfrau, die eine Art Schleichhandel betrieb, erstand ich zwei Paar seidene Strümpfe, und damit habe ich mir einen merkwürdig aufmerksamen Blick erworben. Franzosen sind sehr sparsam, und da ich offensichtlich nicht zu den üblichen Fremden zählte, wurden auch keine Tischgelder erwartet, soweit sie überhaupt üblich sein mochten.

In dem Lokal war nicht viel los. Durch Maud wurde ich mit einigen Artisten bekannt, die ich stets als sehr welterfahrene Menschen geschätzt habe. Ich fühle mich ja auch selbst ein wenig als Zigeuner. Allerdings muß man die sehr einseitige Betrachtungsweise dieser Leute einschalten, die ihre Arbeit nur auf den Erfahrungswerten von Zufallserfolgen aufbauen und selten schöpferisch denken. Es ist sehr interessant, mit wie wenig Methodik oder innerer Zielsicherheit eine Nummer zu entstehen pflegt. Eine Ausnahme bilden wohl nur die Größten dieser Zunft.

Mit Gesprächen über England, USA, Südamerika usw. verging die Zeit, bis Maud nach ihrem letzten Auftreten mit mir zum Montmartre fahren wollte. Ich streikte, denn ich konnte kaum aus den Augen sehen. Wir verabredeten uns noch für den kommenden Sonntag nachmittag vor dem Casino de Paris, und dann ging ich wieder ins Bett.

Eigentlich wollte ich am Vormittag nicht aufstehen. Es regnete in Strömen, und meine gute Bonne im Hotel protestierte. Eine französische Bonne ist ein Engel.

Im Hotel hatte ich mehrfach Klagen über die Bedienung gehört, aber die Gäste müssen es wohl verkehrt angefangen haben. Ich wurde maßlos verwöhnt, ohne durch vorzeitige Trinkgelder hierzu einen Anlaß gegeben zu haben. Meine Bonne war ein treuherziges Mütterchen. Ich hatte ihr gleich gesagt, daß ich ohne frauliche Fürsorge nicht lebensfähig sei, und dieser Aufgabe widmete sie sich mit Begeisterung.

Trotz allem stand ich um zehn Uhr an der Metrostation George V mit dem festen Vorsatz, nicht länger als zehn Mi-

nuten zu warten und mit der stillen Hoffnung, daß Beatrix vernünftig genug sei, um bei dem schlechten Wetter den Ausflug aufzugeben.

Ich hatte mich gründlich geirrt. Zwei Minuten nach zehn Uhr tauchte sie strahlend auf, und zehn Minuten später kam die Sonne durch.

Mit verlegenem Lächeln zeigte sie mir ein kleines Päckchen Papierservietten mit der Frage, ob es das Richtige sei. Sie war den ganzen gestrigen Vormittag von Apotheke zu Apotheke gewandert, um für mich Papiertaschentücher zu besorgen.

Dagegen hatte der Großvater oder die Urgroßmutter ihr ein neues todsicheres Medikament gegen Erkältungen aufgeschrieben, und das mußte als Erstes eingekauft werden. Ich habe einen guten Magen.

Aus der Reise ins Grüne wurde nichts. Ich fühlte mich zu müde, und das Wetter war zu unsicher. Beatrix war alles recht, sie blieb vergnügt und munter, und ich schlug ihr vor, in die Stadt zum Einkaufen zu gehen.

Ob sie denn nicht einen Hut brauchte. Sie trug nämlich keinen Hut, und das schien mir im Regen unpraktisch zu sein. Nein, einen Hut hätte sie nie besessen, und sie brauchte ihn auch nicht. Dann kamen Stiefel, Schuhe oder sonstige Dinge in Vorschlag, aber Beatrix war glücklich, sie brauchte gar nichts.

Mit einiger Mühe brachte ich sie nach längerer Wanderung in einen großen Modeladen, vor dessen Auslagen sie bewundernd haltgemacht hatte. Die Kaufverhandlungen dauerten wohl eine halbe Stunde. Am Ende war ihr alles zu teuer, und sie turnte fast erleichtert wieder in die Sonne auf der Straße.

Daß ich für sie Geld ausgeben sollte, machte ihr keinen Spaß. Lieber wollten wir zusammen gut essen, und deshalb schleppte sie mich in das Café de la Paix.

Früher war dies Restaurant wohl das teuerste von Paris gewesen. Ich war nur einmal dort, und zwar am ersten Tage meines ersten Semesters in Paris. Ich verfügte damals über sehr wenig Geld, und nachdem ich mich den Tag über hungrig gelaufen hatte, schien mir ein äußerlich bescheidenes Café der geeignete Platz zum Essen zu sein. Erst als mich der Kellner auf eine samtrot gepolsterte Bank dirigiert hatte und ich mich umsah, bemerkte ich, daß alle Männer um mich herum einen Frack trugen. Statt nun einfach aufzustehen und zu verschwinden, war ich so blöd, mit Stottern nach der Speisekarte ohne Preisangaben zu bestellen, ohne vor Aufregung viel essen zu können. Das lächerliche Experiment kostete die halbe Summe, mit der ich einen Monat reichen sollte, und seitdem hatte ich das Lokal nie wieder betreten.

Man erzählte sich vom Café de la Paix die niedliche Geschichte, daß Caruso als Gast einmal wütend geworden sei, weil ihm für einen Pfirsich drei Francs (Gold) angerechnet wurden. Den herbeigerufenen Oberkellner fragte er ärgerlich, ob denn die Pfirsiche in Paris so selten seien, worauf er die Antwort bekam: Die Pfirsiche nicht, aber die großen Tenöre.

Nun saß ich wieder einmal in dem bedrohlichen Lokal. Obwohl ich keine Angst davor hatte, das kriegerisch bescheidene Essen zu bezahlen, ging mir doch ein unbehagliches Rieseln über den Rücken, als ich die unverändert roten Samtmöbel und den Prachtstil mit Palmen und Blattgewächsen nebst einer hochmütigen Kellnerschar betrachtete.

Vielleicht kam es auch daher, daß die kleine Beatrix mit ihrem bescheidenen Kleidchen und dem bei Tage sehr bürgerlichen Wuschelkopf nicht recht in die Umgebung paßte. Die Kellner solcher Lokale sind mir oft unheimlich.

Beatrix war dafür um so unbeschwerter. Ohne sich um Tod und Teufel und den feinen Kellner zu kümmern, ent-

schied sie sich für das billigste Menu, das im deutschen Geld etwa vier Mark kostete. Sie war wohl der Meinung, daß man einem Käsehändler nicht so viel zumuten darf. Dann hielt sie wieder meinen Arm fest und freute sich der Zweisamkeit.

Vorsichtig fühlte ich vor, wie sie es aufnehmen würde, wenn ich mich nach dem Essen in mein Hotelzimmer zurückzöge. Sie begriff sofort und bejahte mit aller Selbstverständlichkeit die notwendige Bettruhe. Sie wollte mich sogar nach Hause begleiten. Am nächsten Abend müßte ich sie aber wieder abholen, um zu bummeln.

Unter dem Vorbehalt gesundheitlicher Besserung sagte ich zu. Andernfalls würde ich antelephonieren. Die Nummer gab sie mir. Die Rechnung enthielt jedoch noch einen Irrtum. Vor dem Hotel angelangt, betrachtete sie es als selbstverständlich, daß sie mich höchst persönlich ins Bett bringen müsse. Sie verstand meine Bedenken mit dem besten Willen nicht. Was ginge es das Hotelpersonal an, was ich in meinem Zimmer mache und wer mich besucht! Sie wurde fast ein wenig argwöhnisch und eifersüchtig. Mit großen Augen sah sie mich aufmerksam an, und dann stotterte sie etwas von ihrer vorgestrigen großen Dummheit: Du weißt schon, was ich meine.

Den Abend blieb ich zu Hause. Ich wollte allein sein.

Auch den nächsten Tag. Ich war sehr melancholisch. Die kleine mütterliche Bonne erzählte mir ihre ganze Familiengeschichte und kommandierte glühheißen Cognac.

Beatrix telephonierte zweimal und war sehr besorgt. Natürlich hat sie sich sofort die Telephonnummer des Hotels verschafft. Auch der freundliche Vicomte und andere Bekannte erkundigten sich nach der Wirkung ihrer Medikamente. Vielleicht waren sie erstaunt, daß ich noch lebte.

Ich versuchte, wieder ein Gedicht zu machen; wenigstens schrieb ich mir das Material auf:

Du gehst geräuschvoll eine lange Zeit
Mit harten Sohlen über steiniges Gelände.
Die Augen auf ein unsichtbares Ziel gerichtet,
Das du dir hinterm Horizont erhoffst.
Du hörst dich selbst als Vielzahl guter Freunde,
Die dir getreu und unverdrossen folgen.
Es ist das Echo deiner Schritte, das
Dich deiner Einsamkeit enthebt.
Dann bleibst du stehn,
Nur eine kleine Weile.
Nur um den Weg, den du gegangen bist,
Als Maß der Kräfte für den Weg zu schätzen,
Der vor dir liegt.
Noch hörst du deine Freunde, die Begleitung
Des Klanges deiner harten Schritte,
Zerflattern.
Und dann ist alles totenstill.
Du bist allein.
Kein Mensch zu sehn,
So weit die Augen reichen.
Kein Laut dringt an dein Ohr.
Nur Steine auf dem langen, langen Weg
Bezeugen die Vergangenheit
Und deuten deine Zukunft.
Wirst du weitergehn?

Den besten Einfall hatte mein Freund. Er schickte mir zwei süße kleine Mädchen, wahrhaft süß und lieb. Unangemeldet kamen sie herein. Ich setzte sie auf einen Stuhl neben mein Bett und sah sie stundenlang an. Sie sahen sittsam vor sich hin und schwiegen. Sie konnten auch nichts anderes tun, denn sie waren gemalt. Von Marie Laurencin. Das ist eine wirkliche Künstlerin.

Als ich 1912 nach Paris kam, hatte ich in irgendeiner

Zeitschrift mehrere Bilder von Marie Laurencin gesehen. Sie waren nur Farbe, wenig Plastik oder Zeichnung, aber was für Farben! So hundertprozentig weiblich, feingeistig und getönt, wie von einer Frau, die sich für meergrüne, violette und weiße seidene Kleider begeistert. Diese Frau wollte ich kennenlernen, doch sie blieb unerreichbar.

„Wollen Sie es behalten?" fragte mich der Freund am Telephon. Und ob ich es behalten wollte. So erfüllen sich die Wünsche des Studenten nach so langer Zeit. Mit neuem Mut klingelte ich den Vicomte an: Sie kennen doch jedes Mauseloch in Paris, können Sie mich nicht einmal mit Marie Laurencin zusammen bringen? – Oh, ich kenne sie sehr gut, ich werde anfragen und Ihnen Bescheid geben.

Sonntag nachmittag wartete ich vor dem Casino de Paris. Maud kam nicht. Sehr ärgerlich. Schließlich ging ich allein in die Vorstellung, in der Maurice Chevalier mit dem roten Abzeichen der Ehrenlegion im Knopfloch als Hauptattraktion wirkte. Sein größter Erfolg war ein sehr sentimentales Couplet auf die Mutterliebe. Merkwürdige Sache in französischer Sprache. Das unbeholfene Neger-Englisch eignet sich besser zur Übertragung von Sentimentalitäten.

Die souveräne Beherrschung der französischen Sprache hat alle ungeschliffenen Gefühlslaute ausgemerzt, und man glaubt nicht so recht an eine Ursprünglichkeit des Erlebens, auch nicht, wenn ein so großer Interpret wie Maurice Chevalier die dichterische Glätte durch stimmliche Mittel aufrauht.

Am Montag schien die Sonne warm und freundlich. Wie ein Rekonvaleszent ging ich langsam in den Parc Monceau, um ein wenig zu zeichnen. Dort hatte ich die ersten Bilder gemalt, die auf einer freien Ausstellung verkauft wurden, und zwar an einen japanischen Prinzen. Noch immer war der Park mit Bonnen und Kindern bevölkert. Hier wollte ich einmal ein Atelier besitzen dürfen. Noch heute scheint

mir der Plan überaus kühn, denn die palaisartigen Villen rings um den Park müssen unerschwinglich kostbar sein.

Friedlich in der Sonne sitzend und zeichnend unterhielt ich mich mit einem alten Parkwächter und mit dessen pensioniertem Kollegen, der das Handwerk der Malerei jetzt aus Liebhaberei betrieb. Beide gaben viele gute Ratschläge über Raumtiefe, Schönheitsbegriffe und Lichteffekte. Der aktive Parkwächter wollte seine Spatzen füttern, aber einerseits hatte er kein Brot, und andererseits scheinen die Spatzen inzwischen ausgestorben zu sein. Ja, ja, der Krieg.

Was mag Maud veranlaßt haben, mich sitzen zu lassen? Das wollte ich wenigstens noch erfahren. Sie saß allein an unserem Stammplatz und war schrecklich aufgeregt. Kühl und sachlich übergab ich ihr das unbenutzte Billett, das ich für sie genommen hatte.

Sie drehte sich ab. Dann kam es heraus in einem Ton, den ich der stolzen, kühlen Maud nicht zugetraut hätte: Wirst du es glauben, daß ich mich um eine volle Stunde versehen habe? Ich war sehr unglücklich. Sie saß wieder steif aufgerichtet und stierte vor sich hin.

Abenteuer in Paris werden anders geschildert. Soll ich glauben, daß meine Natur die Situation unfreiwillig kompliziert? Nein, die Französinnen werden von Fremden falsch geschildert. Äußerlich hatte Maud ihre Beherrschung nicht verloren. Aber innerlich war sie weich und fast willenlos geworden. Frauenkenner hätten das voraussagen können, aber ich hasse alle Taktik.

Zu Hause fand ich zwei Telephonzettel von Beatrix vor. Noch bevor ich ausgeschlafen hatte, klingelte das Telephon wieder. Beatrix hauchte ein erlöstes: Gott sei Dank. Kommst du heute abend? Bist du wieder gesund? Geht es dir besser? Ich habe jetzt eine richtige Medizin für dich. Soll ich dich abholen? Ich hab auch ein Taschentuch! Und heut abend,

dann später, nachher ... komm doch! Kommst du? – Ja, Beatrix.

Ich kam jedoch nicht allein. Das vereinfacht das Problem, und damit hatte auch Johannette etwas für ihr Herz.

Zum zweitenmal zogen wir ins Chantilly, diesmal zu viert, und es war sehr vergnügt. Nur die kleinen Mädchen der Zigarettennummer in der Revue begriffen die Situation nicht, als wir ihnen richtige Zigaretten zuwarfen. Keine bückte sich während des Tanzes, und alle blieben sie gänzlich humorlos. Wegen der Zigarettenknappheit hielten die Mädchen lediglich eine lange Holzspitze im Mund, und ich wollte überall eine richtige R 6 hineinstecken. Nur die Vortänzerin war geistesgegenwärtig genug, um eine Schachtel mit kurzen improvisierten Fußbewegungen rückwärts zur Hinterbühne zu dirigieren. Nach dem Fallen des Vorhangs erschien denn auch ein langer Arm, der die Schachtel ergriff.

Beatrix war ausgelassen wie nie zuvor. Sie baute Luftschlösser: Du kommst bestimmt wieder nach Paris, meinte sie bei meinen vorsichtigen Warnungen, daß ich sehr bald wieder abreisen müsse. Ein wenig Sorge mit einem dazu gehörigen Seitenblick zitterte trotzdem in der Stimme. Es war wohltuend, zumal sie auch ohne die geringste Spur von Koketterie war. Ganz Natur, und ohne die Fähigkeit, ernstlich nachzudenken.

Die Literarhistoriker haben gerade in der letzten Zeit tiefgründige Betrachtungen über das Verhältnis von Goethe zu Christiane angestellt. Wie kann das ein Literarhistoriker, dessen Geistesnahrung aus Kunstprodukten besteht, überhaupt ergründen!

Wie dumm sind die Menschen, die es so bemerkenswert finden, daß Christiane keinen Anteil an den Werken Goethes zeigte. Sie wissen nicht, daß ein schöpferischer Mensch seine Kräfte nur aus dem reinen Quell der Natur gewinnen kann, und daß jede geistig selbständige Prägung keine reine Natur

mehr ist. Geist hatte er selbst genug. Eine literarisch interessierte Frau kann ihn wohl gelegentlich anregen, aber das Extrem des Geistigen braucht zum Ausgleich ein Extrem der reinen Natur, um sich lebensfähig zu halten. Wie sollte er anders sein Gehirn entspannen und ausruhen lassen können?

Einige Tage saß ich in Bürostuben, bei Empfängen und festlichen Mahlzeiten, um mein Material zu sammeln.

Einen ungewöhnlichen Genuß erfuhr ich bei einem französischen Sammler, der im fünften Stock eines großen Hauses im 8. Bezirk wohnte. Er wollte seine Sammlung von Zeichnern des 18. Jahrhunderts verkaufen.

Selten habe ich eine kleine Wohnung so kultiviert eingerichtet gesehen. Die Farbtöne waren sehr vorsichtig aufeinander abgestimmt, so daß die feingeistigen Blätter in ihren schmalen Goldrahmen auf dem schlichten grauen Tapetengrund wundervoll zur Geltung kamen.

Das Prunkstück war eine Parklandschaft von Fragonard. Rechts und links davon hingen sehr schöne Zeichnungen von Tiepolo. Es war ein geradezu schmerzlicher Gedanke, daß diese Einheit von Bildern zerstört werden sollte. Auch der Kunstfreund schüttelte sein dunkles Haupt und meinte spöttisch: „Er will dafür moderne Kunst sammeln. So ein Unsinn!"

In unsere kritische Unterhaltung trat der Besitzer ein und wiederholte sein Argument. Um die Glaubwürdigkeit zu erhöhen, zeigte er sein Arbeitszimmer, und jetzt erst begriff ich, was er unter „modern" verstand. Über seinem Schreibtisch hing ein Delacroix von einer unvergleichlichen Schönheit. Dazu Aquarelle von Manet, Zeichnungen von Géricault usw. Dem 18. Jahrhundert gegenüber fühlte ich mich zu unwissend, um ein Interesse für das umfangreiche Angebot aufzubringen. Die mich interessierenden einzelnen kleinen Leckerbissen wollte er nicht aussondern, und so blieb es bei dem einmaligen Genuß.

Mit einem Freunde, der aus Hamburg nachgekommen war, besuchte ich Maud. Sie war sehr still. Ein arabischer Wahrsager, der als Artist auftrat und in den Zwischenpausen gelegentlich an einen Tisch kam, sagte ihr die Zukunft aus der Hand. Alle Franzosen sind sehr abergläubisch, und die düstere Stimmung der Zeit beherrschte auch Maud.

Ich sehnte mich weg von Paris. Ich hielt es nicht mehr aus. Krampfhaft hielt Maud den kleinen Zettel in der Hand, auf der ich ihr meine deutsche Adresse gegeben hatte, um ihr gegebenenfalls helfen zu können, wenn sie tatsächlich nach Berlin kommt.

Den letzten Abend wollte ich mit Beatrix ausgehen. Sie wußte noch nicht, daß ich abfahren würde. Durch einen unglücklichen Irrtum über die Telephoniererei – ich wollte sie anrufen, wenn ich nicht käme, und sie hatte es umgekehrt verstanden und mich mehrmals vergeblich zu erreichen versucht – verpaßte ich sie. Als ich sie mit zwei Freunden abholen wollte, war sie weinend – wie mir ihre Freundin erzählte – nach Hause gefahren und unerreichbar.

Ich war enttäuscht. Im Chantilly war wieder Hochbetrieb. Wir saßen auch nicht lange allein, aber ich war traurig. Meine neue Geisha war lieb und taktvoll, aber mir kam alles schal und abgestanden vor. Durch die leichtsinnige Musik und die schreckliche Spekulation auf allzu naturhaft primitive und keineswegs unverbildete Triebhaftigkeiten hörte ich den schweren Schritt einer alles zermalmenden Zeitenwende. Dieser Geruch nach Schminke, Schweiß, Tabak und Alkohol war nicht mehr zu ertragen. Ich sah nur noch Fratzen ringsum, und die Verwirrungen eines törichten Fluchtversuches aus dem Bann großer Geschehnisse.

Der letzte Tag war ausgefüllt mit zahllosen unerledigten Dingen. Der freundliche Vicomte schickte mir morgens einen Brief, in dem er mich nachmittags zu einem Besuch bei

Marie Laurencin abzuholen versprach. Das hatte ich beinahe vergessen.

Madame Laurencin war unpäßlich und hatte zuerst abgesagt. Bei der Nennung meines Namens aber glaubte sie mich zu kennen und akzeptierte. Wie schön waren die letzten Stunden in Paris!

Beatrix telephonierte aufgeregt und unglücklich. Sie machte sich tausend Vorwürfe und jammerte über ihren Irrtum. Es fiel mir nicht leicht, ihr zu sagen, daß ich abreisen müsse. Manchmal glaubte ich, die Leitung sei gestört, es war ganz still am anderen Ende. Doch die Hoffnung, das trügerische Mittel der Erhaltung des Lebens, siegte. „Wann kommst du wieder?" – „Ich weiß noch nicht." Mehr wagte ich nicht zu sagen. Das Telephon ist eine teuflische Einrichtung. Die Menschen fühlen sich einander nah, aber es sind nur Schallwellen, die in elektrische Schwingungen und dann wieder in Schallwellen umgewandelt werden. Die Menschen bleiben durch Erdteile getrennt, ohne stoffliche Verbindung. Einen kleinen stofflichen Gruß habe ich doch nicht vergessen, zur Erinnerung an den Käsehändler.

Der Kunstfreund drängte nochmals, nach Lyon und Marseille zu fahren. Im Büro empfahl man mir ebenfalls die Reise nach der Messe von Lyon. Ich mag nicht mehr. Ich will nach Hause. Ich ertrage es nicht, auf Schritt und Tritt den Menschen mit einem kollektiven Schuldbewußtsein zu begegnen. Ich bin kein Sieger, und ich würde viel darum geben, die Rollen tauschen zu dürfen. Mir ist es, als ob jeden Augenblick die Welt einstürzen könnte. Die roten Plakate mit den Geisellisten und die Erzählungen von neuen Ungeheuerlichkeiten machen mich verrückt. Ich packte meine zwei Mädchen von der Laurencin ein, das Übrige ordnete meine gute Bonne mit unermüdlicher Pedanterie.

Und dann kam am späten Nachmittag der Besuch bei der großen Künstlerin, zu dem mich der Vicomte abholte. Wir

fuhren zum anderen Ufer, wo uns Marie Laurencin in ihrem schönen Salon empfing. Eine entzückende Frau.

Etwa fünf Minuten vergingen im Schweigen. Sie sah mich sehr aufmerksam an, ohne sich zu genieren. Früher war sie einmal an einen Deutschen verheiratet gewesen, und daher kannte sie Hamburg. Daher glaubte sie auch, mein Haus und meine Sammlungen besucht zu haben. Das mußte aber ein Irrtum sein, denn wenn ich auch in den alten Zeiten großer Gastlichkeit manchmal Leute traf, die bei mir im Hause gewesen waren, ohne daß ich mich dessen erinnerte, so hätte mich der Name Laurencin auf einer Besucherliste bestimmt elektrisiert.

Nach diesen fünf Minuten gab sie mir plötzlich lebhaft die Hand und nannte mich: Mon marin. Mit der Freimütigkeit und dem Instinkt der echten Künstlerin behauptete sie, daß ich ein Seemann sei.

Von diesem Augenblick an fühlte ich mich bei ihr geborgen, ohne Vorbehalte. Voll Stolz und mit dem deutlichen Bestreben, mich zu den ihren zu rechnen, zeigte sie mir ihre wundervolle Wohnung bis in den letzten Winkel. Als Frau hatte sie ihre Wohnung folgerichtig zu einem bis ins letzte ureigenen Gewand gestaltet, und deshalb hingen auch nur Bilder von ihrer Hand an den Wänden.

Wie genoß ich diese Atmosphäre und die verführerischen zarten Kreidefarben in ihren einfachen Kompositionen! Ich weiß nicht, wie die Kunstgelehrten darüber denken, aber das ist mir auch gleichgültig. Marie wurde plötzlich sehr ernst. „Es gibt keine Künstler mehr in Frankreich", sagte sie. – „In Deutschland ebenso wenig", tröstete ich sie diplomatisch, „der Niedergang des Geistigen ist unter der Herrschaft der Massen unvermeidlich."

Ihre größte Angst betraf die Kälte im bevorstehenden Winter. Meine Bekanntschaft mit dem deutschen Gesandten ermöglichte es mir, ihr hierin behilflich zu sein. Schwieriger

erschien mir die Beseitigung einer bald danach erhobenen Anklage, ihren deutschen Mann im ersten Weltkrieg zur Fahnenflucht bewogen zu haben. Ich sollte amtlich hierüber Auskunft geben, da man auf Grund der Kohlengeschichte meine Beziehungen kannte. Meine Antwort lautete: „Sollte die Behauptung zu Recht bestehen, was ich selbst nicht beurteilen kann, so dürfte hierfür nur der Mann verantwortlich gemacht werden, der sich hat verführen lassen, aber nicht die Frau, die ihrer Natur nach folgerichtig gehandelt hat." Das bereits anhängig gemachte Verfahren wurde daraufhin niedergeschlagen.

Meine Zeit in der Wohnung von Marie Laurencin war kurz bemessen. Die Minuten fingen an zu rasseln. Ich packte die beiden Aristokraten in mein Auto, auf das ich rückwärts schon das Gepäck verladen hatte, und so fuhren wir zum Essen in ein nettes kleines Restaurant in der Rue St. Honoré, wo wir Freunde von ihr trafen. Mir kam es wie eine Henkersmahlzeit vor. Marie plauderte mit beherrschender Lebhaftigkeit von ihren großen und kleinen Sorgen, großen und kleinen Zielen und was sie alles mit mir anstellen wollte, sobald ich wiederkäme. Es ist manchmal so schwer, zwischen Liebenswürdigkeit und Haltbarkeit der Brücken des Herzens zu unterscheiden. Aber man soll nicht immer so schrecklich genau sein und lieber den unwiederbringlichen Augenblick genießen.

Nach meiner Überlegung mußte Marie etwas älter sein als ich selbst, aber sie war in ihrem Wesen liebenswert wie ein junges Mädchen.

Die Stunde schlug. Der Vicomte brachte mich noch zum Wagen, und dann fuhr ich los, um meinen Hamburger Freund abzuholen und rechtzeitig nach dem Bahnhof zu kommen.

Auch dort grüßte Paris zum Abschied noch einmal mit einer Hand, die eine Konfektschachtel hielt. Das ist eine

besondere Geschichte, die wie eine zarte Untermalung auf dem Klavier das schwermütige Cantilene der Pariser Tage begleitet hatte. Ich habe sie verschwiegen, denn sie ist nicht mein Eigentum. „Warum bleiben Sie nicht? Wann kommen Sie wieder?" Die leisen Fragen berührten meine Haut wie ein goldenes Herbstblatt, das im Herabschweben die Wange streift. So schön, so zukunftslos und so nutzlos wie ein Gedicht von Verlaine.

Ich war sehr benommen. Die große Stadt, in der ich mich in der Jugend bis zur Verzweiflung verlor, ist fast mein Schicksal. Ich will mich nicht mehr verlieren. So schien es mir als ein natürlicher Verlauf des Rückweges, daß ich einen Tag in meiner Geburtsstadt Frankfurt am Main bei guten Freunden blieb. –

Nun sitze ich wieder auf meinem Hof in der Lüneburger Heide. Es gibt keine Jahreszeit, die mit dem Geist der Landschaft so übereinstimmt wie der Herbst. Die grellen Farben der Birken, das dunkle Caput mortuum der Äste und die schweren Flächen der Tannen sind ein wundervoller Hintergrund für die Einsamkeit des Wacholders.

Auch die Prosa der Arbeit, die mich mit beachtlichen Konvoluten am Schreibtisch erwartete, hat eine beruhigende Wirkung, denn sie erweckt das Gefühl, doch irgendwie einigermaßen nützlich in eine große Gemeinschaft eingeordnet zu sein.

Ergebungsvoll will ich auf mein Schicksal warten und trotz aller triebhaften Vorbehalte den Respekt der chinesischen Weisen vor der Weltordnung erlernen.

Und das ist der Sinn der Geschichte auf chinesisch:

Vor dem Fenster spielten kleine Vögel
Zwischen Zweigen in der Sonne.
Ihre Schatten huschten lautlos,
Spukhaft über das Papier,
Auf dem ich zeichne.

Als die Sonne ihren Tagesbogen
Immer niedriger beschrieb,
Blieb die Zeichnung ohne Leben.
Bis an einem kalten Tage
Wieder Schwärme leichter Schatten
Flüchtig über das Gewirr
Der Zeilen eilten.

Voller Hoffnung suchten meine Augen
Nach dem Zeugnis eines Lebens
Himmlischer Beschwingtheit:
Welke Blätter fielen von den Zweigen,
Und im erdgebundenen Sterben
Glitten sie wie müde Vögel
Willenlos und lautlos schwankend
Spukhaft über das Papier,
Auf dem ich schreibe.

JENSEITS

Die herbstliche Nacht war sternklar. Die Fenster des Observatoriums auf meinem Heidehof waren sorgfältig verdunkelt, und damit schien der zweckschöne Kuppelraum jeglicher Verbindung mit irdischen Gedankenkreisen entrückt zu sein.

Die astronomische Uhr tickte leise ihren weltgesetzlichen Gang, und nur der beharrlich surrende Motor zur Mitführung der beiden gemeinsam montierten Instrumente störte das Gefühl für die Unabänderlichkeit der Gestirnbahnen durch die gelegentlichen Unterbrechungen oder Antriebe der Sekundenkontrolle.

Mit zwei gleichfalls sternkundlich interessierten Freunden wollte ich eine Aufnahme des extragalaktischen Nebels im Triangulum mit möglichst langer Belichtungsdauer durchführen, und dazu trafen wir gewissenhaft alle notwendigen Vorbereitungen. Eigentlich war es so eine Art Einweihungsfeier des neuen Turmes und des erst kürzlich fertiggestellten Spiegelteleskopes, das mit seiner Apertur von 426 mm den nur visuell benutzbaren fünfzölligen Refraktor astrographisch ergänzen sollte. Früher standen Kuppel und Refraktor auf dem Turm des Wohnhauses, dessen Wärmeausstrahlungen jedoch die Luft zu sehr beunruhigten und einen Neubau in einiger Entfernung veranlaßten.

Von allen technischen Arbeitsräumen gibt es meines Wissens keinen einzigen, der eine so andächtige Stimmung auslöst wie eine Sternwarte. Fußboden und Wände glänzen vor Sauberkeit. Die Metallteile der Instrumente glitzern in dem konzentrierten Licht der Arbeitslampen, aber entscheidend ist das Wissen um die Beziehungen zu einer Welt

weit jenseits unserer Beeinflußbarkeit und unserer irdischen Lebensbegriffe. Der Spalt der Kuppel war noch geschlossen, doch das Gitterwerk des Tubus reckte sich bereits in die Richtung des Spiralnebels, und uns erregte der Gedanke, daß die photographische Platte am oberen Ende neben dem Newton-Spiegel Lichtstrahlen auffangen sollte, die vor etwa zwei Millionen Jahren auf die Reise gegangen waren.

Unwillkürlich sprachen wir mit gedämpften Stimmen. Wegen der mit der Außentemperatur übereinstimmenden Kühle im Turm standen wir in Mänteln und mit der traditionellen Zipfelmütze der Astronomen an unseren Positionen, um die Richtung der drehbaren Bühne, den Stundenkreis, den Deviationskreis und die Sekundenkontrolle zu sichern.

Es war Krieg. Mit der Seefahrt war es vorbei, und ich fühlte mich wie ein Fisch auf dem Trockenen, bis es mir gelang, die liebgewordene Beschäftigung mit astronomischer Navigation auf See in eine Liebhaberei umzuwandeln, die eine Hoffnung auf nützliche Mitarbeit an den Forschungszielen der Menschheit enthielt. Ursprünglich hatte ich nur an die Winterzeit gedacht, in der man in unseren Breitengraden nicht zu segeln pflegt. Doch bei Beginn des Krieges beschleunigte ich den Bau des Turmes, der Kuppel und des Spiegelteleskopes, um ein geistiges Refugium zu gewinnen. Von hier aus wollte ich die Enge des verdorbenen irdischen Raumes vergessen und in die Weite philosophischen Anregungsmaterials gelangen.

Ich hatte nicht den Ehrgeiz, besondere Entdeckungen zu machen. Die Wissenschaft, sofern sie nicht der Fabrikation von Vernichtungswaffen und der Propaganda dient, war von dem Materialismus einer totalitären Staatsidee zu einem Stiefkind erniedrigt worden. Ehemals galt Deutschland in der Astronomie als führend, doch jetzt liefen jüngere Staaten uns den Rang ab. Bei meinem letzten Besuch der Bergedorfer Sternwarte sah ich mit tiefer Beschämung,

welchen Vorsprung die Amerikaner gewonnen hatten, und daß sogar das ideologisch feindliche Rußland der deutschen Wissenschaft mit Nachrichtenmaterial und Karten aushalf, die an Qualität unübertrefflich waren. Vielleicht konnte die Privatinitiative etwas den Zusammenhang der Vergangenheit mit der erhofften Zukunft erhalten.

Immerhin dachte ich mir ein ernsthaftes Programm zur Mitarbeit an der Sammlung von Veränderlichen aus, jenen geheimnisvollen Meilensteinen zur Messung des erkennbaren Weltraumes. Außerdem wollte ich farbige Aufnahmen und Versuche mit Farbfiltern machen, um mir daraufhin nach einiger Übung von der Berufswissenschaft einen Arbeitsanteil zuweisen zu lassen. Die Lage meines Instrumentes in der einsamen Lüneburger Heide ist meteorologisch verhältnismäßig günstig und auch hinsichtlich der Beleuchtung in der Umgebung ziemlich störungsfrei, zumal die vorgeschriebene Verdunkelung im Kriege ohnehin ausgezeichnete photographische Bedingungen gestattete. Die Hauptsache bezog sich jedoch auf das oft atemberaubende Erleben visueller Beobachtungen mit den Assoziationen eines tröstlichen Gefühls der Erhabenheit.

Als wir alles vorbereitet hatten, erlosch das Licht im Kuppelraum, und nur die winzigen Lämpchen an den Teilkreisen verbreiteten einen blassen Schein. Der Spalt öffnete sich, und das Gittergerüst ragte lichtbegierig in den sternhellen Nachthimmel. Der Spiralnebel ließ sich bald einfangen und mit einem Leitstern in dem Fadenkreuz des Refraktors festhalten. Damit begann die Feineinstellung des Spiegels von der Bühne aus. Alle drei hatten wir ein wenig Lampenfieber, denn es war uns fast unwahrscheinlich und ein beinahe überheblich empfundener Gedanke, sozusagen privatim in das Jenseits irdischen Geschehens eintreten zu dürfen.

Mit der Lupe wurde die Scharfeinstellung vorgenommen. Ich blieb mit dem Schalter der Hilfsregulierung für Ver-

zögerungen oder Beschleunigungen am Okular des Refraktors stehen, und dann trat der feierliche Augenblick der Öffnung der Verschlusses ein.

Niemand sprach ein Wort. Nur die Apparate der Mitführung tickten und summten eigenwillig. Der Leitstern ließ keine Veränderung der Lage erkennen, so daß ich nach einigen Minuten zurücktreten konnte und in den Himmel hinauf blickte. Über dem Triangulum schwang sich das Band der Andromeda. Der merkwürdige Algol, der Hauptstern des Perseus, glänzte mit seinem wechselnden Licht, und auf halbem Wege zur strahlenden Kassiopeia konnte ich mit bloßem Auge deutlich den Doppelsternhaufen h und x erkennen, der den Besuchern der Sternwarte immer als dankbares Objekt gezeigt wird.

Trotz der Gewöhnung an die gewaltigen Zahlen astronomischer Größenbegriffe überschleicht mich immer wieder ein frommes Schauern. Die Geschwindigkeit des Lichtes ist so ungeheuer, daß es in weniger als einer Sekunde siebenmal die Länge des Erdumfanges durchläuft. Und doch braucht es 860 000 Jahre, bis es aus dem uns nächsten Spiralnebel zu uns kommt. Heute kann als denkbar zuverlässig gesichert gelten, daß unser riesiges Milchstraßensystem auch nur ein Spiralnebel ist, der sich in die Harmonie von Millionen gleichartig selbständiger Welteninseln einordnet. Die Mammutinstrumente Amerikas haben uns Kunde von Systemen übermittelt, die Tausende von Millionen Lichtjahren entfernt sind, und dabei drängt sich die Frage nach der Bedeutung des unfaßbar winzigen Stäubchens auf, das die Erde darstellt.

Sogar in unserer heimatlichen Sternenwelt, dem galaktischen System, steht weder die Erde noch die Sonne an einer bevorzugten Stelle, und die Erde ist so klein, daß sie mit unseren stärksten Instrumenten nicht einmal von dem der Sonne nächsten Fixstern aus nachgewiesen werden könnte.

Manche Sterne, wie z. B. die Beteigeuze im Orion, sind so groß, daß sie an der Stelle unserer Sonne die Erde mit ihrer ganzen Jahresbahn noch in ihrem Inneren aufnehmen würden.

Was mag der Sinn des irdischen Splitterchens im Weltall sein? Wie soll der Mensch diese furchtbare Verdammung zu einem Nichts aushalten?

Dazu kommt die unvorstellbare Leere des Weltraumes. Einige Äpfel, die sich auf den Raum des Erdballs verteilen, würden nicht so einsam sein wie die Gestirne im All. Für alle anschaulichen Vergleichsmaßstäbe unseres Lebens ist dies praktisch wiederum ein Nichts. Die Überheblichkeit des Menschen ist vor dem Hintergrund einer fast körperlosen Geistigkeit der Harmonie unbegreiflich. Warum können die Völker sich nicht der Majestät des Schöpfers bewußt werden und voll Andacht dem Sinn ihres Daseins in geistiger Harmonie nachzuspüren versuchen?

Was kümmert es die Gestirne, die ein göttlicher Wille auf einsame Bahnen verwiesen hat, ob die Menschen sich vertragen oder gegenseitig morden. Auch wenn der ganze Erdball in den Flammen teuflischer Erfindungen aufginge, so würden die Spiralnebel in ihren Bewegungen nicht einen Augenblick aufgehalten werden. Das Licht der am weitesten entfernt beobachteten Weltinseln braucht zu uns etwa ebensolange, wie das Alter der Erde geschätzt wird, seit sie sich von der mütterlichen Sonne ablöste.

Grauenhaft wären die Vorstellungen vom Weltall nur in dem Falle, daß man sie tatsächlich mit mathematischen Gleichungen ihrer Rätselhaftigkeit berauben könnte. Doch das wird niemals gelingen, so sehr man auch die Grundfragen verdichtet. Ein unlösbarer Rest, bei dem die Forschungsergebnisse sich selbst widersprechen, verrät regelmäßig den lebendigen Kern der schöpferischen Willkür, die auch den Mikrokosmos beherrscht. Ob der Begriff Unendlich

im Großen oder im Kleinen erforscht wird, ob er sich in der Sternenwelt oder in der Winzigkeit immer kleinerer Unterteilungen der Materie verliert, es handelt sich doch immer nur um den gleichen göttlichen Sinn einer Gesetzlichkeit, gleichgültig, auf welche Größenordnung sie projiziert wird –.

Auf der Bühne sehe ich einen der Freunde sich als dunkle Silhouette von dem sternenhellen Himmel abheben. Der Kuppelbau und die Bühne haben ein anderes Fundament als die Instrumente, und deshalb sind vorsichtige Bewegungen gestattet.

Von Zeit zu Zeit kontrolliere ich die Mitführung durch das Okular des Refraktors, und zu meinem Leidwesen muß ich feststellen, daß ein dünner Wolkenschleier die Sicht verschlechtert. Wir müssen abbrechen. Die Belichtungszeit ist noch viel zu kurz, um ein brauchbares Ergebnis erwarten zu lassen.

Fast gleichzeitig hören wir von den umliegenden Dörfern die Alarmsirenen heulen. Die Engländer kommen, und ich habe immer ein wenig Sorge, daß sie mein friedliches Observatorium für eine kriegerische Geschützstellung ansehen könnten. Resigniert werden Kamera und Spalt geschlossen. Das grelle Arbeitslicht flammt einen Augenblick auf, und dann lassen wir alles stehen, um später noch einen zweiten Versuch zu unternehmen.

Die Flak um Hamburg setzt grollend ein. Im Wohnhaus tranken wir schnell eine heiße Tasse Tee und stiegen dann auf den alten Turm, um den wahrscheinlich auf Hamburg gerichteten Angriff zu beobachten. Oben stand ein terrestrischer Vierzöller mit einem dreifachen Revolverokular, und bei der guten Sicht konnte ich ohne Mühe einen Angreifer in das Gesichtsfeld bringen, den die Scheinwerfer zum Kreuzungspunkt ihrer Strahlen gemacht hatten.

Es ist ein herzbeklemmender Anblick, wie das Flugzeug den aufdringlichen Fingerzeigen zu entkommen versucht,

ohne daß es ihm gelingt. Die anleuchtenden Augen halten es unbarmherzig fest, soweit es die Entfernung erlaubt. In dem großen Abstand wirkt die Geschwindigkeit fast schneckenhaft, und so mag es wohl auch den Insassen der angepeilten Maschinen erscheinen, die sich verzweifelt danach sehnen, wieder in die Dunkelheit tauchen zu dürfen.

Während ich die anderen das Fernrohr benutzen lasse und durch meinen starken Kieker das Geschehen weiter verfolge, jagen sich in meinem Gehirn die Erinnerungen an den ersten Weltkrieg, an die eigene Fliegerei und an das entsetzliche Kommando, das mich über ein halbes Jahr dazu verpflichtete, zusammen mit dem Arzt und dem Werkstattwagen alle Abstürze aufzusuchen, zu beschreiben und zu photographieren. Manchmal waren es zwei oder drei Maschinen pro Tag, und dabei erlebte ich die gräßlichsten Entstellungen menschlicher Körper. Meine tägliche Schnapsration belief sich auf ein halbes Liter, doch auch dieses Quantum reichte nicht aus, um die Bilder und die fürchterliche Geruchkomposition aus Blut und Leichtbenzin zu überwinden.

Wäre ich nicht von jeher ein leidenschaftlicher Kriegsgegner gewesen, so hätte ich es bei den Erlebnissen werden müssen, die das Kommando bedingten. Das Gefühl der Übelkeit, wie ich es damals trotz allen Energieaufwandes nicht ohne Schnaps beseitigen konnte, tritt jedesmal wieder auf, wenn ich wie in diesem Augenblick ein Flugzeug in unmittelbarer Gefahr sehe. Dann muß ich an die Abende im Kasino denken, bei denen ich inmitten der allgemeinen, gekünstelten Fröhlichkeit zu erraten suchte, wer wohl aus der Tafelrunde am nächsten Tag der Statistik zum Opfer fallen würde. Die Verluste waren so groß, daß man in etwa drei Monaten an der Front mit einer völligen Erneuerung der Flugzeugbesatzungen rechnete.

Die Engländer, die dort drüben über Hamburg flogen, hatten auch Kameraden und Angehörige, die auf ihre Rück-

kehr warteten. Sie wollten Tod und Zerstörung in die Bevölkerung der Stadt tragen, wie es die deutschen Luftgeschwader herausgefordert hatten. Jetzt begegneten sie ihrerseits dem Verhängnis in Gestalt der im Dunkeln lauernden Nachtjäger.

Was für ein Wahnsinn, auf dem der Patriotismus eine Ethik aufbauen zu können glaubt! Ist es unrecht von mir, mit den erbarmungslosen Angreifern Mitleid zu haben? Aber ich verwechsele immer Freund und Feind, wenn ich den Tod ein Erntefest feiern sehe. Sicherlich muß ich wünschen, daß das feindliche Flugzeug unschädlich gemacht wird, bevor es seine Bombenlast auf Frauen und Kinder schüttet. Aber was ist damit gewonnen? Das Morden hört deswegen nicht auf, ob die Erfolgsrechnung auf der einen oder anderen Seite einen Vorteil aufweist. Es ist alles ganz gleichgültig, ebenso gleichgültig wie der Endsieg in Bruderkämpfen.

Die Gestirne wandeln unaufhaltsam ihre Bahn. Ein irdisches Jahrtausend ist ihnen weniger als eine Sekunde. Der Zeitraum, den das Licht von dem feindlichen Flugzeug bis zu mir braucht, ist unmeßbar klein, und so klein sind die Jahrmillionen, die der Austausch eines Blinzelns zwischen zwei Spiralnebeln benötigt. Der Mensch lebt auf der Erde schätzungsweise seit hunderttausend Jahren, und in dieser Zeit hat das Licht gerade die Hälfte des Ringes der heimatlichen Milchstraße durchquert. Wir sind körperlich ein Nichts, und unser materialistisches Tun verhaftet uns einer Bedeutungslosigkeit, die unermeßlich ist. Nur das Geistige unterliegt keiner Rangordnung, denn es ist im großen und im kleinen gleichartig gültig.

Das feindliche Flugzeug scheint der Abwehr zu entkommen. Die zahlreichen Sprengpunkte um die schneeweiße Motte am Nachthimmel herum werden spärlicher, und die Scheinwerferstrahlen flachen bedenklich ab. Inzwischen ist

jedoch noch ein anderes Flugzeug zum Mittelpunkt einer Spinne geworden.

Wenn doch erst einmal der Wahnsinn aufhören würde!

Meine Freunde verlieren die Geduld. Die Verschleierung, die vielleicht nur aus einer Rauchwolke stammte, ist wieder abgezogen, und es drängt sie, die Arbeit im Observatorium fortzusetzen. Jetzt hört man auch die feindlichen Flieger unmittelbar über uns. Die Scheinwerferstrahlen reichen weit über unser Haus in der Heide hinaus und suchen auch hier schon nach Beute.

Die beiden Freunde wollen wieder zum Observatorium und ich bleibe allein am Fernrohr. Das nächste Flugzeug ist deutlich mit allen Einzelheiten zu erkennen. Ich kann die Fensteröffnungen unterscheiden und glaube sogar, einen Lichtschein im Innern zu sehn. Am Revolver stelle ich eine geringere Vergrößerung ein, die das Nachführen erleichtert und einen größeren Bildraum gibt. Jetzt sehe ich mit Herzklopfen aus dem Dunkel einen schwachen Phosphorstreifen auf das beleuchtete Flugzeug zeigen, nebeldünn, unscheinbar, und ganz kurz. Das war der Tod!

Ich hatte doch richtig gesehen, im Innern des Flugzeuges war Licht, einmal heller, einmal dunkler, gleich als ob Löschversuche gemacht würden. Plötzlich flammte es heller auf als zuvor. Danach öffnete sich eine Tür, und einige Augenblicke später sah ich die Halbkugelform eines Fallschirmes darunter schweben. Deutlich kam eine zweite Gestalt zum Vorschein, und dann noch eine dritte, während die tödliche Helligkeit im Flugzeug zunahm. Der ganze Vorgang verschob sich mehr und mehr zu uns heraus. Die Scheinwerfer suchten sich ein neues Opfer, denn das jetzt grell auflodernde Flugzeug bedurfte keiner Fingerzeige mehr.

Zuerst stieg es an, dann drehte es in einer langen Kurve nach rechts und schließlich wieder auf uns zu, so daß ich am

Fernrohr bereits getroffen zu werden fürchtete. Der ganze Apparat war eine riesige Flamme, die sich langsam auftrennte und in einzelnen Teilen den rasenden Weg abwärts glitt. Immer noch weit weg von uns versank der Rest im Wald.

Während die abziehenden Maschinen direkt über uns dröhnten, bemerkte ich mit eisigem Schrecken, daß die Freunde sich in einem Schalter vergriffen haben mußten, denn plötzlich ist die große Gartenbeleuchtung angedreht. Um Gottes willen, das kann uns Haus, Hof und Leben kosten! Bevor ich in der Dunkelheit die obersten Turmstufen fand, um herunterzustürzen, wurden die Lampen wieder ausgemacht, und mehr konnte ich auch nicht unternehmen. Vorerst blieb alles ruhig. Die Maschinen hatten sich wohl ihrer mörderischen Last bereits entledigt, doch die starke Beleuchtung des Gartens hätte sehr gut den Verdacht auf eine militärische Anlage, z. B. einen Flugplatz für Nachtjäger, erwecken können.

Wahrscheinlich ohne Zusammenhang mit dem Leichtsinn meiner Freunde hörte ich über mir ein lautes bedrohliches Sausen. Gleichzeitig sah ich etwa 500 Meter entfernt auf einem Acker das schmerzhaft blendende Licht einer Explosion, über der sich glühende Körper in der Luft herumwälzten, ein sehr merkwürdiger Anblick. Meine Aufmerksamkeit wurde jedoch durch das zum Dröhnen anwachsende und offenbar direkt auf mich zukommende Geschoß abgelenkt, das zuletzt unerwartet Ton und Richtung zu ändern schien, bis ich den akustischen Vorgang als nachschleppende Schallfahne mit der auf dem Acker explodierten Bombe in Verbindung brachte. Das Explosionsgetöse im gleichen Augenblick der blitzartigen Erklärung bestätigte mir, daß die Gefahr bereits vorüber war, als ich mich bedroht zu fühlen begann.

Meine Freunde im Observatorium interessierten sich nicht für die kriegerischen Vorgänge, und auch die Erschütterung

des Bombeneinschlages hatte auf sie keinen Eindruck gemacht. Ihre ganze Spannung konzentrierte sich auf die Aufnahme, die neuerlich versucht wurde. Die Luft war wieder klar. Als sich der Spalt öffnete und das blaue Sternenlicht über die Instrumente flutete, war die Unterbrechung nach wenigen Minuten vergessen.

Die Jahrmillionen drangen erneut in den heiligen Gedankenbezirk des Beobachtungsraumes und befreiten das Gehirn von allen Schlacken der Gegenwart. Ich konnte wieder aufatmen und fühlte mich so ungebunden wie als Schiffer meiner Jacht mitten auf hoher See, wo mein Interesse an der Raumweite der Sternenwelt sich zuerst an den Vorstellungen von einer überirdischen Harmonie festigte.

Keine körperliche Brücke führt von uns zu den funkelnden Punkten des Himmels. Wir sind an die lächerliche Raumenge des Planeten gefesselt. Wie wollen die Menschen in Tiefen des Alls vordringen, in die kein Lot reicht und für die keine Basis genügt, um eine Kreuzpeilung vorzunehmen?

Trotzdem gelingt es dem schöpferischen Geist, die irdischen Unvollkommenheiten zu überwinden. Mit der Entdeckung der Cepheiden-Veränderlichen und ihrer stereotypen Gewohnheiten, mit der Feststellung von größtmöglichen Gestirnen, mit der Rotverschiebung auf Spektrogrammen und vielen anderen Entfernungskriterien haben die Astronomen Einblicke gewonnen, die auf eine wunderbare Weise zusammenklingen. Das Fleisch ist schwach, doch der Geist ist mächtig, so mächtig, daß ihm alle körperlichen Größen untertan sind und die astronomischen Maße ihre Schrecken verlieren.

Unsere materielle Existenz ist nichts, und alle diesbezüglichen Beobachtungen bestätigen nur unsere Nebensächlichkeit. Aber sobald ich meine schöpferische Denkfähigkeit dem Bild vom Menschen zuordne, behaupte ich die Mittelpunktstellung in der Welt, die der Rationalismus in Verkennung

seines eigenen schöpferischen Urgrundes in den Jahrhunderten seiner Vorherrschaft aufgeben mußte, um nicht mit den Begriffen nützlicher Gegenständlichkeit auch seine Rechtfertigung zu verlieren.

Was sind Millionen Lichtjahre? Sie sind auch nichts anderes als ein Symptom der Wesenhaftigkeit unseres Geistes. Sie sind nichts im Vergleich zur Ewigkeit unseres geistigen Seins, für das alle Zeitbegriffe ungültig sind.

Wie schön ist der Gedanke, im Denken Herr der Welt sein zu können. Alles Leid ist nur körperlich, und auch das seelische Leid ist nur ein Spiegelbild körperlichen Geschehens, ohne eigentliche Bedeutung für die Seele selbst. Im Raum der Sterne wandle ich in den Grenzgebieten menschlicher Denkfähigkeit. Im Mikrokosmos der atomaren Vorgänge rühre ich an die entgegengesetzte Grenze, ohne mich durch die reziproke Gewalt der Zahlen deprimieren zu lassen. Das einzige wirklich Reale ist das Denken selbst, und der schönste Lebensinhalt ist die Erforschung seiner Gesetzmäßigkeit.

Eines Tages werden die Menschen die noch unausgewerteten Kräfte ihres gottähnlichen Schöpfertums erkennen. Die Fragen des körperlichen Daseins, die ihr Auftauchen der Unvollkommenheit und Disharmonie verdanken, werden dann wie lästige Verpackungsmittel mißachtet werden, die keinen Eigenwert haben. Wie gleichgültig sind politische Bezeichnungen! Wie flüchtig sind die Ziele patriotischer oder persönlicher Eitelkeit! Die Menschheit wird ihre Geschichte einmal ausschließlich nach schöpferischen Taten abstufen, und nicht nach Namen von Völkern, sondern nach den Namen der künstlerischen und erkennenden Verkünder des göttlichen Geistes der Schöpfung des Weltalls.

Wenn ich selbst im Drang des sorgenvollen Lebens auf der Suche nach Essen, Kleidung und Wohnung während der kurzen Pilgerreise auf Erden das zeitlose Schöpfertum vergessen sollte, dann will ich nachts zu den Sternen hinauf-

sehen und daran denken, daß überall Frieden eintreten wird, wenn die Menschen die beglückende Sehnsucht kennenlernen, den Raum als Kompositionsmaterial zu begreifen und die Zeugnisse des Jenseits zu deuten.

Niemals werden die Gemeinschaftsprobleme durch Rationalismus gelöst werden, niemals wird eine Harmonie auf Erden mit materialistischen Anschauungen konstruiert werden können, denn die Gesetze der körperlichen Wirklichkeit sind einander widerstrebend. Erst wenn die Sehnsucht nach Erkenntnis alle gegenständlichen Daseinsfragen abschüttelt und als nebensächlich betrachten lernt, erst dann wird sich mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit die Zeit des Friedens auch für das Nichts irdischer Belange wie ein Kunstwerk von selbst einstellen. Alle schöpferischen Taten sind dämonischer Natur und keine Erzeugnisse des Intellektes.

Die geschichtliche Vergangenheit ist kein Vorbild für die Zukunft. Der englische Astronom Jeans hat einmal ein sehr anschauliches Bild gegeben, nach dem er sich das Alter der Erde, also die Zeit seit ihrer Entstehung, in dem Längenmaß des berühmten Obelisken in London, genannt die Nadel der Kleopatra, ausgedrückt denkt. Rechnet man das Alter der Menschheit auf der Erde hinzu, so muß man den Obelisken um die Dicke einer Kupfermünze, z. B. eines Penny, erhöhen. Die geschichtliche Zeit der Menschen würde durch das weitere Maß der Dicke einer Briefmarke sinnfällig werden. Nun lautet die Frage, wie lange der Mensch mit astronomischer Wahrscheinlichkeit noch auf der Erde ein Lebensrecht behaupten wird. Die Antwort ist überraschend, denn die günstigen Bedingungen, die der Mensch für sein Dasein benötigt, halten noch so lange vor, bis der Obelisk mit einem Längenmaß überhöht worden ist, das den Gipfel des Montblanc erreicht!

Danach befinden wir uns im allerfrühesten Entwicklungszustand der Menschheit, und es wäre wirklich sinnlos, aus

den Jugendtorheiten der vergangenen wenigen Jahrtausende geschichtlicher Kritik irgendwelche Analogieschlüsse auf die nächsten Jahrmillionen ziehen zu wollen. Vielleicht dauert es gar nicht mehr lange, bis die gröbsten Kinderkrankheiten überwunden sein werden. –

Die Sternzeituhr tickt ihre halben Sternsekunden. Der Motor summt leise, nur hin und wieder einhaltend oder ansteigend, wie es die Sekundenkontrolle verlangt. Die Lichtquanten jagen mit unvorstellbarer Geschwindigkeit in das suchend aufgerichtete Gitterwerk, in dessen Tiefe der magische Spiegel sie ordnet und über dem Fangspiegel in die Kamera schickt. Eine Stunde soll genügen. Eine weihevolle Stimmung vereint uns drei am priesterlichen Werk, unterwürfig in der Anpassung an die Bewegung des Himmels, doch frei als Adepten einer Wissenschaft, die das irdische Jammertal nicht in ihre Vorstellungen einbezieht.

Für uns ist Friede auf Erden.

DER ROTE SOMMER

Die Lüneburger Heide glühte in ihrer roten Farbenpracht wie nie zuvor. Die Nachmittagsstunden lösten sich langsam in träge, zögernd ablaufende Minuten auf. Unter dem wolkenlosen Himmel regte sich kein Halm, und nur die Bienen summten unermüdlich im beharrlichen Verfolg ihrer spießbürgerlichen Vorratswirtschaft.

Ich lag müde, unbeschreiblich müde im blühenden Heidekraut hinter einigen zerquälten Rauhkiefern. Im Arm hielt ich meine gute Büchse und wartete auf das Heraustreten des Rehwildes. Neben mir saß mein Jagdaufseher, der mit seinem starken Fernglas beharrlich den weiten Umkreis im Auge behielt. Mir fehlte die Energie, auch nur etwas über drei Meter weit die Natur zu beobachten, denn dabei hätte ich den Kopf heben müssen.

Unmittelbar vor meiner Nase krabbelte allerlei Kleingetier in dem Geäst des Heidekrautes herum. So dicht vor Augen wird aus der niedrigen Pflanze ein riesengroßer Baum, und man kann sich vorstellen, wie ein Käfer nach anstrengender Kletterei in der Blütenkrone, ernstlich beeindruckt von der weltweiten Sicht, bis zur nächsten Pflanze blickt. Aber Käfer machen sich keine Gedanken über die Größe des Raumes und den Begriff der Unendlichkeit. Das tut nur der Mensch, und nur der Mensch betrügt sich mit Illusionen eines absoluten Daseinszwecks.

Leider hat die Sehnsucht nach Sichtweite und Erkenntnis nicht die Sinnlosigkeit der Mordabsichten auf Gegenseitigkeit verhindern können. Die ungeistigen Lebensgesetze der Käfer sind auch auf dem Tummelplatz massenpsychologischer Beziehungen mit aller Lächerlichkeit gültig geblieben.

Wozu halte ich eigentlich meine Waffe im Arm? Ich bin mir sogar des Gefühls einer gewissen Anhänglichkeit zu meiner Büchse bewußt. Ich taste sie gern ab, denn es tut gut, sie mit den Händen zu umfassen. Schließlich ist es nur ein mechanisches Mordinstrument, das keine persönlichen Empfindungen erwecken sollte. Doch die Tatsache der Verbundenheit ist nicht zu leugnen.

Ich begeistere mich an ihrem scharfen Knall, und der rasende Tod aus ihrem Rohr hat etwas Faszinierendes. Das kleine Kaliber von 5,6 mm und die übergroße Treibladung mit ihrer gradlinig tödlichen Wirkung komponieren ein sympathisches Symbol des geistigen Adels. Doch der Endzweck ist die Vernichtung von Kreaturen, die von Gott geschaffen wurden, ebenso wie ich selbst. Es gibt keinen Frieden auf Erden.

Alle Tiere suchen mitleidlos auf Kosten ihrer Umgebung und durch einen hemmungslosen Kampf untereinander ihre im Grunde bedeutungslose Entwicklung zu steigern, bis die inneren Kräfte erlahmen und auch der größte Erfolg bei beginnender Altersschwäche von den Konkurrenten aufgefressen wird. Die Endergebnisse von soviel Aufwand an Kraft, Leidenschaft und Leiden sind in wenigen Jahren gänzlich vergessen. Trotz dieser billigen Einsicht fahren die Menschen fort, sich ihr Dasein gegenseitig zu verbittern und wie Tiere ein Glück zu zerstören, das ihnen vermöge ihrer Denkfähigkeit wenigstens erstrebenswert sein sollte.

Das Geschehen auf Erden ist ein ungeheurer Auslese-prozeß. Ich allein bilde in dieser nachdenklichen Minute eine Ausnahme, an einem glühenden Sonnentag, inmitten der rotleuchtenden Heide. Doch die tödliche Büchse liegt erwartungsvoll im Arm.

Vorsichtig tippt der Jagdaufseher an mein Knie, ohne sein Feldglas abzusetzen. Mit einem flüchtigen Blick erfasse ich durch die Zweige der Rauhkiefer eine Ricke, die friedlich

auf dem Wildacker äst. Dann lasse ich meinen mühsam aufgerichteten Kopf zurücksinken.

Alles ist rot ringsherum. Die Bienen summen, sie summen so laut, daß sie mir allmählich auf die Nerven fallen. Ich möchte aufstehen und weggehen, irgendwohin, wo keine Bienen summen. Einige Zeit ist es ganz unterhaltsam, sie über mir schweben zu sehen und von Blüte zu Blüte ihren Eifer zu verfolgen. Es wäre genußreich, wenn ich nicht wüßte, daß der Vorgang völlig ungeistig ist. Sie haben keinen freien Willen und kein Bewußtsein ihres Tuns, ebensowenig wie die Menschen in ihren Flugzeugen, mit denen sie Bomben auf die Städte werfen und die Zeugnisse des Ringens um das schöpferische Ebenbild Gottes vernichten.

Ich halte dieses Summen nicht mehr aus. Das rote Flammenmeer um mich herum ist unerträglich. Die Sonne scheint teilnahmslos über Gerechte und Ungerechte. Der Krieg tobt unvermindert, und die unermeßlichen Qualen Millionen denkunschuldiger Wildlinge können kein Weltregiment dazu bringen, den Wahn der Selbstverständlichkeit des blutigen Daseinskampfes zu zerschlagen.

Wieder tippt der Jagdaufseher mich an. Diesmal sind es ein Gabler und zwei Kitzen, die herausgetreten sind. Ich kenne sie schon lange. Fast hätte ich jeder Kreatur in meinem Revier einen Namen geben können, und es werden noch viele kommen, bis sich endlich der Abschußbock herauswagt. Dazu ist es noch zu früh.

Ich bin müde, denn die letzten Tage waren entsetzlich. Hamburg steht in Flammen, Zehntausende, vielleicht Hunderttausende erlitten den Tod, und ich liege in der blühenden Heide, um den alten Bock totzuschießen. Das Nachdenken wird uferlos. Sollte es wirklich so sein, daß der Mensch die Raubtiergesetze der Natur nicht für sich ausschalten darf?

Als ich den ersten nächtlichen Alarm hörte, mit dem die Katastrophe von Hamburg begann, stieg ich gewohnheits-

mäßig auf den Turm, von dem aus ich in vierzig Kilometer Luftlinie den Himmelsraum über Hamburg beobachten kann. Alle früheren Angriffe, auch auf Bremen und Hannover, konnte ich sehr gut verfolgen, doch gerade diesmal schien mir der Angriff weniger bedeutsam zu sein. Allerdings verhinderte eine schwarze Wolkenbank die Sicht.

Aus Sorge um Leute und Besitz in Hamburg pflegte ich mich nach der Entwarnung regelmäßig sofort mit der Nummer meines Luftschutzkellers verbinden zu lassen. Der auf meinem Grundstück im Bau befindliche Stollen war bombensicher, und er hat später tatsächlich auch unmittelbar zwei von den dreizehn schweren Bomben ausgehalten, die drei Viertel meines Besitztums zerstörten.

Die Verbindung kam nicht zustande, und das Fräulein im Amt Winsen meinte, daß es ein schwerer Angriff gewesen sein müsse. Auch morgens versagte die Leitung, und als es mir endlich gelang, eine Tankstation auf halbem Wege telefonisch zu erreichen, erfuhr ich von dem riesigen Umfang der in Hamburg wütenden Brände.

Um 7 Uhr morgens fuhr ich in Begleitung unseres Dorfschullehrers los. Bis in die Nähe des Hauptbahnhofes war alles noch einigermaßen in Ordnung, doch die innere Stadt war in Rauchwolken gehüllt und unpassierbar, wie ich von der Lombardsbrücke aus erkennen konnte. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, eine Durchfahrt längs des Hafens zu finden, erreichten wir auf vielen Umwegen den Bahnhof Sternschanze, wo aber jede weitere Möglichkeit verschlossen zu sein schien.

Mit unwahrscheinlichem Glück fand ich durch die enge Einfahrt der General-Litzmann-Straße die einzige freie Bahn nach Bahrenfeld. Rechts und links brannten die Häuser, und in dem dicken Rauch fuhr man blind, mit dem Gefühl, jeden Augenblick am Ende angelangt zu sein, ohne dann noch umdrehen zu können.

Unser Volk hat einen Instinkt der Organisation, der an Sagenhaftigkeit grenzt. An allen schwierigen Ecken standen uniformierte Jungens, die inmitten der Hölle ruhig und verantwortungsbewußt die Wagen leiteten und Auskunft gaben.

Notfalls schritten sie in dem schwarzen Qualm voraus und lotsten über die glimmenden Trümmer. Vielfach boten die herabgerissenen Leitungen der Straßenbahn ernsthafte Hindernisse, doch mit einem äußerlichen Gleichmut hielten die Jungens den besten Weg ein, als ob dies von jeher ihr Beruf gewesen sei. Ohne nur ein Dankeswort abzuwarten, kehrten sie am Rande ihres Lotsenbereichs an den Ausgangspunkt zurück. Verblüffend war vor allem ihre genaue Kenntnis der Lage. Sie beschrieben sorgfältig, welche Seitenstraßen wir benutzen müssen, wo die Fahrt blockiert sei, und wie es dann weiter ginge. Das war um so erstaunlicher, als das Unglück erst wenige Stunden zurücklag und die Maschen des Teppichwurfes sich über eine große Fläche sehr dicht verteilten.

In der breiten Schlageterstraße war der Hausrat auf einem schmalen Mittelstreifen hoch aufgestapelt worden. Daran lehnten die Einwohner mit dem Rücken und blickten schweigend in die brennenden Ruinen ihrer Häuser. Trotz ihrer Not und der furchtbaren Hitze räumten sie bereitwillig die Straße frei, sobald sie mich anhalten sahen. Sie klagten nicht, sie äußerten auch keinen Neid oder den Wunsch mitgenommen zu werden. Der gewaltige Organismus der Gemeinschaft zeigte in der Not die schönsten Eigenschaften, die zu der Hoffnung berechtigen, daß sie auch einmal in der Freiheit des Handelns in Geltung bleiben.

Die Fabrik, wohin ich zuerst fuhr, war unbeschädigt. Viele Angestellte hatten sich dorthin geflüchtet. In der Pförtnerloge, wo ich mich nach Einzelheiten erkundigte, saß ein kleines Mädchen mit leerem Gesicht. Ich tröstete sie

und meinte, daß alles wieder zurecht käme. Mit toten Augen sah sie mich an und sagte tonlos: „Alles weg."

„Wo sind denn deine Eltern?" fragte ich sie aus. –

„Tot." –

„Hast du noch Geschwister?" –

„Alle tot." –

„Wo wohntest du denn?" –

„Alles weg", endete sie tonlos. Die anderen Menschen im Raum bezeugten in ihren unbeweglichen Gesichtern das gleiche Schicksal. Ebenso die Leute auf dem Hof, die unschlüssig neben kleinen Häufchen geretteten Gutes herumstanden. Sozial war es ein schönes Zeichen, daß sie sich mit ihren Angehörigen an ihrer Arbeitsstätte am ehesten versorgt und geborgen fühlten.

Bei mir zu Hause an der Elbe war alles friedlich geblieben. Auch in der Nähe war keine Bombe gefallen. Mein Wohnhaus war vordem schon zweimal von Brandbomben getroffen worden. Das eine Mal war sogar komisch, da der schwere Kanister das Wasserhauptrohr bei seinem Durchschlagen in die Garage zerriß und auf diese Weise Selbstmord beging, denn das nachströmende Wasser löschte begierig die Brandmasse aus.

Das andere Mal brannte es von abends 10 Uhr bis morgens um 4 Uhr. Zwei Stunden lang hatte ich vergeblich dagegen angekämpft und dann das Signal zum Ausräumen des zuerst gefährdeten Hausflügels gegeben. Im Nu füllte sich das Haus mit etwa fünfzig völlig fremden Menschen, die alles in die Dunkelheit des Vorgartens heraustrugen, was sie zu fassen kriegten. Die Schränke, Koffer und Schubladen mit Wäsche, Kleidern, Schuhen und den tausend unentbehrlich geglaubten Dingen türmten sich am Gitter der Toreinfahrt auf. Der amtierende Polizist war verzweifelt, denn bei der Dunkelheit, dem blendenden Feuerschein und der großen Menschenmenge ging jede Kontrolle verloren. Ich

antwortete ihm vom Fenster aus, wo ich mit meiner lächerlichen Handfeuerspritze stand, daß wir das Schicksal nicht ändern könnten.

Vergeblich waren die Hilferufe an die Feuerwehr. Ein Spritzwagen oder Arbeitswagen nach dem anderen rollte vorüber. Der Diener zählte im ganzen 99, bis endlich nach zwei Stunden die Motorspritze einer Privatfeuerwehr erschien und mir den Kampf abnahm, der dann noch vier Stunden dauerte. Zur gleichen Zeit sollen dreihundert Villen gebrannt haben, doch das wichtigste Kampfgebiet war die große Ölraffinerie an der Unterelbe, die alle Abwehrkräfte beanspruchte.

Mein Nachbar versorgte mich mit Cognac, und nachts um zwei Uhr erschienen unerwartet mehrere hohe Herren der Feuerwehr und der Stadtverwaltung, die sich bei mir verpusten wollten. Neugierig fragte ich sie an der schnell eröffneten Tafelrunde, warum sie ausgerechnet in meinem Hause einkehrten, worauf sie erwiderten, daß ich der einzige wäre, der sie nicht beschimpfte. Die opfervolle Tätigkeit dieser Beamten war nicht beneidenswert.

Von 4 bis 8 Uhr ging ich Brandwache. In dem Vorgarten war nicht mehr ein Kragenknopf zu entdecken. Es war alles weg. Daran ließ sich nichts ändern.

Um 8 Uhr legte ich mich auf die Couch im Atelier, doch schon um 10 Uhr hielt ich es nicht mehr aus und sah mir von der Straße aus den Schaden an. Das Dachgeschoß war zur Hälfte zerstört.

Da kam ein kleines Mütterchen durch die Einfahrt herein, das mühsam eine Schublade mit Hemden vor sich hertrug. Sie hatte nach ihrem Bericht nicht zusehen können, wie die guten Sachen im Freien herumlagen, und deshalb nahm sie so viel, wie sie nur tragen konnte, in Verwahrung. Allmählich wanderte ein Kasten und ein Schubfach nach dem anderen in das Haus zurück. Mittags behauptete die Mamsell,

daß nun kein Kragenknopf mehr fehlte. Das war das alte gute Hamburg. –

Während ich mich mit dem Personal unterhielt, das sich in dem zuverlässigen Bunker der Schwere des Angriffes nicht bewußt geworden war, fiel mir mein Atelierleiter ein, der seine Kinder noch nicht herausgeschafft hatte. Wir fuhren dorthin und trafen auch die Familie in heller Verzweiflung, obwohl sie nicht unmittelbar betroffen waren. Nach der Vereinbarung, alles zur schnellen Abfahrt vorzubereiten und sich noch einen zweiten Wagen aus meiner Garage an der Elbe zu holen, revidierte ich die Grundstücke anderer Freunde, die ich abwesend wußte. Es war alles heil, und zuletzt tranken wir auf der Terrasse oberhalb des märchenschönen Parkes Kretkamp im strahlenden Sonnenschein unseren Tee, als ob das grauenvolle Elend draußen nur ein böser Traum sei. Allerdings waren auch in diesen Hallen mehrere Flüchtlinge gelandet, die viel oder alles verloren hatten und versorgt werden mußten.

Unsere Kleider rochen nach giftigen Rauchgasen, aber gewaltsam wurden im Frieden der nahen Umgebung die Gedanken an die freudlose Gegenwart gebannt, wenn auch nur für kurze Zeit, denn schon heulten die Alarmsirenen von neuem.

Die Flugzeuge dröhnten näher und näher. Es war ungemütlich. Alles zog sich in den Tiefkeller des Haupthauses zurück, den eine schwere Stahltür verschloß. Hier hörte man nichts, und man verspürte auch keinerlei Erschütterung. Die Welt draußen konnte vergehen, man hätte wahrscheinlich nichts davon gemerkt. Das konnte ich nicht aushalten. Das Klick der schweren Stahltür klang wie bei einem Panzerschrank, und leise schlich ich mich wieder nach oben, wo ich das Singen der fallenden Bomben und das Krachen der Einschläge hörte. Der neue Teppich schien mehr in das Zentrum von Hamburg zu reichen.

Gleich nach der Entwarnung fuhren wir zu meinem Atelierleiter und verpackten die Kinder nebst Großmutter und Mutter in den beiden kleinen Wagen.

Bis zum Bahnhof Altona ging alles einigermaßen klar, doch brannten dort neuerlich viele Häuser, und in der Nähe schien auch der neue Teppich anzufangen. Wieder halfen außer den Polizisten mehrere flinke Jungens unsere Wagen durch den Rauchnebel zu dirigieren. Plötzlich hörte ich einen lauten Schrei aus vielen Menschenkehlen. Ein Polizist brüllte: „Fahren, fahren!" und ich fuhr wild los, als auch schon ein großes Haus in einem gewaltigen Funkenregen auf dem Platz versank, den ich eben noch eingenommen hatte. Ich hielt an und sah mich ängstlich nach dem zweiten Wagen um. Er war knapp der Vernichtung entgangen, und jetzt sahen wir der brennenden Straße vor uns mit erhöhter Sorge entgegen.

Kreuz und quer lenkten uns die freiwilligen Helfer. Ich fand mich erst wieder zurecht, als ich die General-Litzmann-Straße erreichte, die durch den letzten Angriff zum zweiten Male getroffen war. Überall schlugen die hellen Flammen aus den Mauerresten, und dazwischen herrschte trotz des wolkenlosen Himmels tiefe Nacht. Hinter mir saß die Oma mit den Kindern, die ich bat, in der Mitte zusammenzurücken und nicht aus den Fenstern zu sehen, denn der oft große Winddruck der Hitzewellen und die Flammen drohten das Glas zu zerbrechen. Wie durch ein Wunder haben die Reifen das Klettern über den teilweise glühenden Schutt ausgehalten. Das war überhaupt meine größte Sorge, jetzt eine Reifenpanne zu erleben und mit den Kindern womöglich einen neuen Angriff mitten im Feuermeer durchmachen zu müssen.

Die Straßen wurden einsam, die Bewohner waren geflüchtet, denn es war ohnehin nichts zu machen. Öfter mußte ich jetzt selbst aussteigen, um die nächsten Meter im Rauch zu sondieren. Die Kinder wimmerten vor Angst und klagten,

daß es nicht mehr brennen solle. Die Oma bemühte sich, sie am Hinaussehen zu hindern, doch das war nicht leicht. Mehrfach kamen wir an Leichen vorüber, die manchmal schrecklich aussahen, und diese Eindrücke sollten den Kindern unter allen Umständen erspart bleiben.

Die enge Ausfahrt der Straße war das schlimmste, denn die Situation schien nahezu hoffnungslos. Man wußte nicht mehr, ob es Tag oder Nacht war. Die brennenden Fensterrahmen an den Häuserfronten sahen wie eine höllische Illumination aus, und erst im letzten Augenblick, als ich schon rückwärts fahren wollte, tauchte wieder ein Junge auf, der mich mit großer Geschicklichkeit fast bis zum Heiligen-Geist-Feld brachte. Auch hier brannten die Häuser, doch die breite Straße wurde trotzdem bereits aufgeräumt. Die Menschen waren wirklich zu bewundern, die uns bei jeder Gelegenheit beistanden und sich doch neidvoll sagen mußten: Das sind bevorzugte Leute, die mit ihren Autos flüchten können, während wir hier verkommen. Vielleicht waren sie noch nicht richtig denkfähig, doch wie dem auch sei, ich glaube an den soliden Untergrund eines Gemeinschaftsgefühls über die Massenpsychosen und die individualistische Demoralisierung hinaus.

Die Esplanade gestattete eine etwas schnellere Fahrt, denn dieser Stadtteil kam erst in der nächsten Nacht an die Reihe. Die unmittelbare Angst dauerte jedoch bis jenseits Harburg, wo beide Wagen wie auf Verabredung am Rande der Reichsautobahn anhielten. Eine kleine Weile saßen wir an der Böschung, wie es eben Menschen tun, die einer Hölle entronnen zu sein hoffen. – In der folgenden Woche erfuhr ich, daß von den fast zwei Millionen Einwohnern nur etwa ein Viertel zurückgeblieben war. –

Nach einer Stunde landeten wir auf meinem Heidehof, und jetzt liege ich, wiederum einen Tag später, in dem roten Blütenmeer, um einen Abschußbock auf die Decke zu legen

und die Fleischrationen des erweiterten Haushaltes zu erhöhen. Die Sonne glühte mitleidlos. Sind es die Bienen oder die Flugzeuge, die so brummen? Wahrscheinlich beides. Die Angriffe auf Hamburg nehmen ihren Fortgang.

Der Jagdaufseher hatte das Antippen aufgegeben, denn er konnte meine Gedanken erraten. Nur an seinen Bewegungen merkte ich eine Veränderung der Situation, richtete mich vorsichtig auf und sah nun, daß es rundherum von Rehwild wimmelte. Dafür boten die Rauhkiefern keinerlei Deckung. Was tun? Wir mußten abwarten.

Die Gedanken an Hamburg entflogen. Unglücklicherweise stieß ich versehentlich mit der Mündung meiner Büchse in den Sand. Dadurch wurde sie unbrauchbar, denn die Sandkörner waren nicht herauszuschaffen. Behutsam reichte mir der Revierjäger seinen Drilling, und nachdem das sehr vertraute Rehwild auf die Seite des Wildackers gezogen war, konnte ich auch den Abschußbock deutlich ansprechen.

Kniend legte ich die Waffe auf der Schulter meines Begleiters an, aber als ich den Finger krumm machte, zuckte er zufällig, da er noch keinen Schuß erwartete. Das Rehwild stob im Knall auseinander, und mein Bock verschwand in der Dickung. Solches Pech läßt sich nicht immer vermeiden.

Immerhin war ich damit einverstanden, nicht auch noch meinerseits Tod und Verderben verbreiten zu müssen. Ich glaubte ohnehin, das ethische Problem der Jägerei noch nicht gelöst zu haben, und erst seit einigen Jahren betrieb ich den Sport, vor dem ich Jahrzehnte hindurch eine gewisse Scheu nicht abstreifen konnte.

Es ist mir bekannt, daß Tiere nur ein vermindertes Schmerzbewußtsein kennen, und daß die Natur grausamer als der Mensch die Auslese reguliert. Wichtiger ist die Tatsache, daß nicht der Ermordete, sondern der Mörder Schaden an seiner Seele nimmt und der eigentliche Leidtragende bleibt. Doch an der Umkehrung scheitert alle Philosophie,

denn ich konnte nicht die Überzeugung gewinnen, daß ein Nichtjäger besser oder bei Gott bevorzugter sei als die fröhlichen Jagdgenossen, die sich den Teufel um alle Theorien kümmern. Solange ich den Genuß an einem Hasenbraten zugebe, kann ich meine Zugehörigkeit zur Klasse der Raubtiere nicht leugnen. Alles andere ergibt sich von selbst.

Ich glaube auch nicht, daß die konsequenten Pflanzenfresser ethisch höher zu bewerten sind, zumal ich viele Leute kenne, die mit Betonung dem Tierschutzverein angehören und die Menschen als Freiwild betrachten. Es lohnt sich nur, über die Art des Vergnügens am Töten nachzudenken.

Nein, das Vergnügen am Töten hat nichts mit der Jägerei zu tun. Es ist etwas anderes, schwer Erklärbares. Mein Geltungsanspruch als tatsächlicher oder auch nur eingebildeter Kulturträger zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zehrt von seelischen Kräften, die aus der Urzeit meiner Vorfahren und den Wurzeln meines Volkes heraufreichen. Mit dem Beginn der geistigen Selbständigkeit nehmen die Menschen keine Urkräfte mehr auf, und mit Sicherheit sterben sie den Kulturtod des Ausblühens, um neuen Menschen und neuen Völkern Raum zu geben. Deshalb ist es so erholsam, sich wenigstens mit Einzelerlebnissen in den Urzustand zurückzuversetzen, in dem unsere Ahnen noch ihre ganze Existenz auf der Jagd aufbauten. Die geistige Rückkehr in den Gedankenkreis der Zeiten, in denen sich unser Menschtum aus dem Dunkel der Frühgeschichte langsam heraushob, entspricht einem unbewußten Triebverlangen, das nicht diskutiert werden kann.

Der Schöpfer unseres Lebens unterscheidet zwischen Gut und Böse gewißlich anders als wir Menschen, und er weiß, daß ich als Kind mit einem Luftgewehr einen Spatzen mit heißer Leidenschaft anschlich und abschoß, um dann kläglich über den toten Vogel zu weinen. Fünfunddreißig Jahre mußten vergehen, bis ich wieder auf ein lebendes Wesen

anlegte. Sogar als Soldat im ersten Weltkrieg wußte ich der Verpflichtung des Tötens zu entgehen, allerdings ohne daraus ein Recht auf Überheblichkeit abzuleiten. Wenn wir das Töten grundsätzlich abschaffen wollen, so wäre es besser, dabei mit Menschen anzufangen. –

Es hat keinen Zweck mehr, auf Rehwild zu warten, wir wollen nach Hause gehen. Wie ich mich erneut aufrichte, sehe ich mit Erstaunen meinen Abschußbock friedlich und vertraut im hellen Sonnenlicht mitten auf dem Wildacker äsen. Das ist zu viel. Repetiert hatte ich schon.

Im Zielfernrohr stand er ganz ruhig auf etwa achtzig Meter. Der Schuß ging raus, und drei Schritte neben der Anschußstelle blieb er liegen, ohne sich zu rühren.

Gemütlich rauchten wir jeder eine Zigarette, und nach zehn Minuten ging ich mit dem schußfertigen Drilling im Arm hinüber, wo der Schweiß des Rehbocks die rote Heide dunkel färbte und der Jagdaufseher mir den Bruch auf seinem Hut überreichte.

So ist das Leben.

QUARG

Gesetze sind manchmal eine komische Sache, in der sich Laien nicht zurechtfinden können. Eines Tages kündigte ich fristlos einem ungetreuen Beamten, der mich dann aus Rache bei Gericht verklagte, und zwar mit einer Begründung, die dem gesunden Menschenverstand nicht faßbar ist.

Mein Heidehof besteht aus zwei Teilen, wie es sich aus dem Erwerb der Grundstücke ergeben hatte. Der erste Teil gehörte einer G.m.b.H., deren Anteile ich vollständig übernahm. Der zweite Teil wurde später von mir unmittelbar dazuerworben. Seither betrachte ich mich als alleinigen Eigentümer eines schuldenfreien Hofes, auf dem ich keine Unterschiede zu machen brauche.

Die Anklage behauptete, daß ich ein auf dem Teil der G.m.b.H. geerntetes Fuder Heu auf dem sozusagen privaten Teil eingelagert und somit die Gesellschaft betrogen, beraubt oder sonstwie hintergangen habe. Als Eigentümer sämtlicher Anteile der G.m.b.H. wurde ich zum Zeugnis darüber bestellt, daß ich mich als Eigentümer des anderen Teiles unrechtmäßig bereichert hätte. Das fand ich sehr komisch, aber das durfte ich nicht sagen. Ich prozessiere sehr ungern, und sicherlich am wenigsten gern mit mir selbst. So etwas befriedigt höchstens Juristen.

Nun sollte ich den Zeugeneid leisten: Ich schwöre bei Gott ... daß ich ... weder verwandt, noch verschwägert, noch sonstwie am Ausgang des Verfahrens interessiert sei. „Halt!" sagte ich energisch, „das schwöre ich nicht, denn ich bin ja doch selbst hundertprozentig Eigentümer sowohl der G.m.b.H. wie auch der anderen Grundstücke! Ich bin demnach in jedem Falle an dem Ausgang des Verfahrens interessiert!"

Der Richter sah mich ernst und prüfend an: „Sind Sie Jurist?" Bekümmert erwiderte ich: „Nein, wirklich nicht." Mit Hilfe von zwei Assistenten wälzte der Hüter des Gesetzes dicke Bücher, und als Ergebnis entschied er mit Nachdruck: „Sie haben den Eid zu leisten!"

Nun, ich tat es, wenn auch völlig verständnislos und mit der Forderung, daß mein Protest protokolliert würde. Als Laie empfand ich den Schwur wie einen glatten Meineid. Der von mir entlassene Beamte hatte das Nachsehen, doch das spielte bei ihm keine Rolle, da er wegen ernsterer Delikte ins Ausland floh. Der Heuhaufen blieb an der gleichen Stelle liegen, bis im Kuhstall der G.m.b.H. wieder Platz gemacht werden konnte.

Das zweite juristische Ereignis war bedenklicher. Bekanntlich mußte jeder Bauer seine Milch in der Molkerei abliefern. Dafür bekam er erstens Geld, zweitens durfte er den Mist behalten – übrigens das Wertvollste an dem ganzen Geschäft –, und drittens wurde ihm eine festgelegte Menge Magermilch zu Futterzwecken für Menschen und Vieh zurückgegeben. Ich war nun der Meinung, daß ich mit der zurückgegebenen Magermilch machen könnte, was ich wollte. Schließlich konnte es dem Staat und der bürgerlichen Gemeinschaft gleichgültig sein, in welcher Form ich sie an Menschen und Vieh verteilte. In meiner Landschaft kannte ich keinen Bauern, der hierüber anderer Meinung war, und deswegen haben sie sich sämtlich ausnahmslos gegen das Gesetz vergangen.

Das Trinken von Magermilch ist nicht allgemein beliebt, und deshalb war es üblich, daraus Quarg zu machen. Vor allem meine kriegsgefangenen Russen verlangten einen nahrhaften Brotaufstrich, und gleicherweise legten die Bewohner des Gutshauses großen Wert darauf, die ihnen gesetzlich zustehende Menge an Magermilch zu Quarg zu verarbeiten. Nur die Schweine zogen die flüssige Form vor.

Wie eine Bombe aus heiterem Himmel in einem friedlichen

Dorf weithin Entsetzen verbreitet, so traf uns alle die folgenschwere Entdeckung eines obrigkeitlichen Kontrollbeamten, daß die Verarbeitung von Magermilch zu Quarg schwer bestraft wird. Vergeblich flehten wir den Paragraphen um die Einsicht an, daß ein solches Gesetz ebenso sinnlos sei wie etwa eine Vorschrift, die das Umwandeln der mir zustehenden Brotration in Brotsuppe verbietet. Ich trinke keine Milch, aber ich esse sehr gern Quarg, und ohne eine solche freie Ausnutzung der ohnehin kärglich abgewogenen Menge wird das Ernährungsproblem unnötig erschwert.

Alles Jammern war ohne Erfolg.

Im Interesse der Allgemeinheit wandte ich mich an die Regierung, die auch weiterhin auf Erfüllung des nun einmal gültigen Paragraphen bestand. Die Anzeige des Kontrollbeamten lief ihren Weg. Schließlich bekam die Gauleitung Wind davon und mischte sich ein. Welche Informationsquelle jetzt in Aktion trat, blieb undurchsichtig, aber ich bekam eine schwere Verwarnung, weil ich auf listige Weise eine an Landesverrat grenzende Verfehlung zu vertuschen versucht hätte. Einen so blödsinnigen Paragraphen, der die Verwandlung von rückgelieferter Magermilch in Quarg verbietet, gäbe es selbstverständlich nicht, aber ich hätte Vollmilch an meine Schweine verfüttert, und deshalb sei ich zur Bestrafung angemeldet.

Die neue Anklage störte mich wenig, denn dazu fehlten die Vorbedingungen. Interessant war für mich dagegen die Behauptung, daß der Quargparagraph blödsinnig sei, denn das entsprach durchaus meiner Ansicht. Gefährlich konnte lediglich das schwarze Kreuz als Landesverräter in der Liste der Gauleitung werden, denn mit diesen Herren ließ sich nicht diskutieren. Tagelang zerbrach ich mir den Kopf darüber, wie die Sache am besten in Ordnung zu bringen sei, denn ich wollte nicht so kurz vor dem Ende des Krieges noch ein Opfer der Geistesverwirrung werden.

Wiederum schlug eine Bombe in mein Haus ein, aber diesmal jubelnd begrüßt, wie es wohl recht selten bei einem Strafmandat der Fall sein wird. Ich wurde – um der Bedeutung willen gleich von zwei unabhängig von einander arbeitenden Behörden – mit je M 500.– bestraft, weil in meinem Gutsbetrieb nachweislich Teile der zu Ernährungszwecken zurückgelieferten Magermilch gesetzwidrig zu Quarg verarbeitet worden seien.

Jetzt hatte ich es schwarz auf weiß, und nun handelte es sich nur noch darum, wie ich dem hohen Herrn Gauleiter die Urkunde zur Kenntnis bringen könnte. Einen ordentlichen Dienstweg gab es hierfür nicht, und außerdem wäre das Beweismittel niemals den richtigen Weg geleitet worden. Ich mußte einen geeigneten Augenblick abpassen, gewissermaßen die psychologisch beste Gelegenheit austüfteln und dann meinen Triumph auskosten.

Zufällig hatte der Gauleiter in den nächsten Tagen Geburtstag. Ich war noch niemals bei dem Geburtstag eines Gauleiters erschienen, aber ich dachte mir, daß er sich dann in guter Stimmung befindet und den Vorwurf des Landesverrates ausstreicht.

Außerdem war ich sehr neugierig.

Dazu muß man sich Deutschland im Januar 1945 vorstellen. Das ungeheure Schauspiel der massenpsychologischen Erkrankung eines großen Volkes stand vor dem Abschluß. Die Vertreter der protestierenden Weltmeinung stürmten bereits die Bühne, auf der sich die marionettenhaft in ihrer Zwangsrolle befangenen Schauspieler in Waldkulissen abgedrängt fühlten, ohne das Spiel zu unterbrechen. Jede der nahezu automatisch handelnden Personen mußte einzeln über die Rampe heruntergeholt werden, um dann gelähmt, ohne Schrecken und ohne Freude, zwischen den Stuhlreihen des Zuschauerraumes liegen zu bleiben.

Bei diesem Schauspiel hat es nur wenige Zuschauer ge-

geben, die genügend Abstand zur Bühne hielten. Die meisten Theaterbesucher wollten mitspielen, oft auch nur mitgerissen von einer allgemeinen Bewegung. Als die abgesetzten Akteure langsam zwischen den Stuhlreihen zur Besinnung kamen, sahen sie auf der Bühne fremde Menschen in neuen Rollen, und gleichzeitig verstanden sie nach der Endgültigkeit ihres Abtretens überhaupt nicht mehr, welcher merkwürdige Theatergeist von ihrem Denkvermögen Besitz ergriffen hatte.

Der Geburtstagsbesuch bei dem Gauleiter erfolgte in dieser letzten Phase des Massenwahns. Die Kulissen der Lüneburger Heide waren noch friedlich. Obgleich ein großer Teil der deutschen Bühne bereits von den konkurrierenden Eindringlingen benutzt wurde, bewegten sich die Akteure der Mitte und des Nordens unentwegt in der alten Rolle weiter, entweder weil sie sich nicht über das Ziehen des Vorhanges einigen konnten oder weil die Regisseure ratlos waren und der Heldentod dem Plan des Dichters entsprach. Wie dem auch sei, es wurde unentwegt weitergespielt, solange hierzu die Möglichkeit bestand, und da ich ohnedies beruflich auf die Sammlung massenpsychologischer Erfahrungen bedacht war, wollte ich eine beispielswürdige Szene des letzten Aktes noch einmal genauestens von der Proszeniumloge aus beobachten.

An einem fröhlichen Wintermorgen fuhr ich mit André, meinem französischen Fahrer, nach dem sehr einsam gelegenen Hof des Gauleiters von Ost-Hannover, die Quarg-Dokumente in der Tasche. Trotz der frühen Stunde waren schon viele Gäste unterwegs. Als ich ankam, mußte ich mich einer langen Reihe parkender Wagen anschließen und die letzten zweihundert Meter im Strom der braunen Gefolgsleute zu Fuß gehen. Allmählich wurde mir etwas unheimlich zumute, denn ich war der einzige Zivilist. Alle anderen trugen ausnahmslos braune, schwarze oder graue Uniformen,

so daß ich in meinem schlichten blauen Anzug ohne das geringste Abzeichen sicherlich peinlich auffallen mußte, woran ich nicht gedacht hatte.

Die Zahl der Gäste in den beiden großen Empfangsräumen schätzte ich auf etwa 120, aber es können auch mehr gewesen sein. Zuerst glaubte ich niemanden zu kennen, und ich hoffte, von niemandem erkannt, in einem dunklen Winkel die Entwicklung der Lage abwarten zu können, bis ich eine günstige Gelegenheit fand, um dem Gauleiter mit meiner Gratulation die Entlastungsdokumente vorzulegen. Es kam jedoch anders.

Kaum hatte ich meinen Mantel im Flur untergebracht, als zufällig der Gauleiter persönlich in der Tür erschien und mich sofort heranholte. Sein Gesicht war steinern, und sein Gemüt stand offensichtlich unter einem fürchterlichen Dampfdruck. Da der Alkohol ihm nichts anhaben konnte und die Uhr erst gerade halb elf geschlagen hatte, mußte er einen besonderen Grund haben. Unverkennbar handelte er wie ein Mensch, der nach einem Ventil oder einem Blitzableiter suchte, und zu meinem Unbehagen schien er von dem einzigen Zivilisten der großen Gästeschar die problemloseste Gelegenheit zu erwarten.

„Da ist ja der Verbrecher, der Vaterlandsverräter!“ schrie er mich mit seinem hochroten Gesicht an, „Sie sind genau so ein Raubtier wie alle anderen Industriellen, die immer so scheinheilig tun. Kommen Sie her!“

Mit diesen Worten faßte er mich am Ärmel und zog mich durch die neugierig stierende Menge nach seinem Tisch im großen Saal, wo ich an seiner rechten Seite Platz nehmen mußte.

Es war nicht auszumachen, ob er in der Ruhelosigkeit seines Tuns oder bei dem Spielen seiner Rolle eines Anhalts bedurfte und mich hierfür geeignet glaubte. Es ließ sich auch nicht entscheiden, ob er die Anklagen burschikos-

scherzhaft oder ernst meinte. Die Quarg-Angelegenheit war eigentlich zu nichtig, um davon ein Aufheben zu machen, doch es war ein fataler Unterton in seiner Stimme, der ringsherum elektrisierend wirkte.

Mit geheucheltem Gleichmut erwiderte ich, daß ich durstig sei und erst einmal einen Schnaps haben wollte. Gläser und Schnapsflaschen standen haufenweise herum. Die kleine Ablenkung reichte jedoch nur für wenige Minuten aus, denn er begann gleich von neuem: „Ihr seid alle Verbrecher, heimlich und offen, auf keinen ist Verlaß. Ihr betrügt und lügt, wo ihr einen Vorteil wittert, schlimmer, als die Raubtiere!"

Es ist kein angenehmes Gefühl, in dieser Form zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu werden. So grob war der Gauleiter noch nie zu mir gewesen. „Erst tun Sie immer so, als ob Sie nur an Recht und Menschlichkeit dächten, aber sobald man auf Ihre wahren Schliche kommt, bleibt nur Eigennutz übrig!"

Vorsichtig sah ich mich um. In den auf mich gerichteten Augen der übrigen Gäste las ich teilweise Spott, teilweise Neugierde und vielfach auch etwas von dem Respekt, der jeder Schaustellung entgegengebracht wird, selbst wenn es sich um Verbrecher handelt. Haß oder Verachtung fehlten vollständig, obwohl man dies hätte erwarten sollen.

„Haben Sie nicht noch ein anderes Opfer Ihres erzieherischen Interesses, Herr Gauleiter?" fragte ich mit erkünsteltem Humor. Mit einer ganz leisen Betonung unterstrich ich das Wort „Herr", denn Parteigenossen sagen nur einfach: „Gauleiter". Er hörte die Nuance sofort heraus und begriff. Die Pause war jedoch nur kurz. Anfangs nahm er sich einen anderen Herrn am Tisch vor, doch fast willenlos kehrte er zu meiner Person zurück, so daß ich langsam unsicher wurde, ob nicht doch noch etwas ernstlich Bedrohliches dahinter steckte.

„Das ist euch Industriellen ganz gleichgültig, in welchem Zustand sich der Staat befindet. Ihr denkt stets nur an euren Vorteil." In dieser Tonart ging es weiter. Dabei wurde ununterbrochen Schnaps getrunken. Der Gauleiter selbst hielt sich zurück, während er an seinem Tisch kein volles Glas duldete, und leer blieben sie nie.

Plötzlich fingen meine Augen einen Blick auf, der so von Boshaftigkeit erfüllt war, daß ich sofort hellwach und stark nüchtern wurde. Mit vorgetäuschter Ziellosigkeit sah ich mich erneut um, und dabei begegnete ich nochmals der Ausstrahlung eines triebhaften Vernichtungswillens: Der Adjutant des Gauleiters!

In rasender Schnelligkeit verschwand ein Schleier und eine Rätselhaftigkeit nach der anderen vor meinen Augen. Das also war des Pudels Kern! Das unerwartet gewonnene Licht klärte die ganze bisher undurchsichtige Situation der Gegenwart und der vergangenen Monate, in denen ich hinter der lächerlichen Quargaffäre etwas ganz anderes ahnte. Dieser Mann also.

Ich sah ihn ruhig an. Es war ein unglückseliger pseudointellektueller Typ, der böse Geist des Gauleiters, auf dessen Konto vieles gesetzt werden muß, was dem Gauleiter zur Schuld gerechnet wurde. Ich selbst hatte mit dem Mann keine Berührungspunkte, doch für seinen Haß genügte wahrscheinlich als Anlaß schon die Tatsache, daß ich mich nie um ihn sonderlich bekümmerte. Es gibt Menschen, die aus unbefriedigtem Geltungstrieb und reiner Freude am Unheilstiften den Anblick eines friedlichen, zeitabgewandten Daseins nicht ertragen können. Psychologisch fand ich noch eine andere Begründung, doch diese soll zwecks Vermeidung einer Identifizierung unerwähnt bleiben.

Nachdenklich sah ich dem Gauleiter voll ins Gesicht. Ob er es je erfahren wird, wem er die dauernden Zwistigkeiten zwischen ihm und seinen Mitarbeitern, die häufig falschen

Informationen und die Unkenntnis wichtiger Vorgänge zu verdanken hat, die das Leben im Amt unleidlich gemacht haben sollen?

Unter meinem Blick rötete sich das Gesicht des Gauleiters von neuem. Ich war beruflich gewohnt, mit schwierigen Menschen umzugehen, und jetzt, als ich mit jeder Minute intensiven Nachdenkens immer deutlicher die Zusammenhänge durchschaute, empfand ich eine Selbstsicherheit wie der Arzt in einem Krankenhaus.

Trotz der vielen, an zahlreichen Tischen verteilten Gäste kam keine richtige Unterhaltung in Gang. Man hörte nur auf die zornigen Entladungen des Geburtstagskindes. Eine unheimliche Spannung hatte sich der Versammlung bemächtigt. Man fühlte die Funken knistern, die Menschen und Wände mit Elektrizität aufluden. Irgend etwas mußte passieren.

Fast heiser schrie der Gauleiter: „Wollen Sie leugnen, daß Sie Ihre Schweine mit Vollmilch gefüttert haben? Und dann kommen Sie mit Ihrer dummen Erfindung, es sei gesetzlich verboten, aus Magermilch Quarg zu machen!"

Der Adjutant konnte seinen Triumph nicht verbergen. Der Gauleiter fuhr fort: „Ich will zugeben, daß Sie sich rückhaltlos und uneigennützig für den Naturschutzpark und die Landschaft eingesetzt haben, aber im übrigen sind Sie ein Verbrecher, ein Vaterlandsverräter. Ich habe mir darüber sehr ausführlich berichten lassen!"

Sachlich antwortete ich: „Eigentlich sollten Sie mich besser kennen, Herr Gauleiter. Ich bin bereit, mich vor jedem Tribunal zu verantworten."

„Das könnte Ihnen so gefallen, daß Sie sich von Ihren Mitgaunern, den Juristen, herausreißen lassen! Nee, den Gefallen tue ich Ihnen nicht. Ich verlasse mich auf mein eigenes Urteil, und das werden Sie kennenlernen!"

Die Entwicklung erreichte langsam ihren Höhepunkt.

„Dieser Platz an Ihrer rechten Seite sollte Würdigeren vorbehalten sein, als ich es bin, Herr Gauleiter!"

„Nein! Sie bleiben sitzen!" donnerte der Gastgeber.

Jetzt folgte ein eisiges Schweigen. Angestrengt dachte ich nach, wie ich den zu erwartenden Blitz ablenken könnte, da sah ich in dem bewegungslos gewordenen Kreis einen einzelnen Menschen aufstehen und an unseren Tisch kommen. Es war der Gauschatzmeister, den ich früher einmal flüchtig kennengelernt hatte, und der jetzt schwankenden Schrittes mit einem vollen Schnapsglas beharrlich näherrückte. Alle verfolgten aufmerksam seinen unsicheren Gang, denn in der allgemeinen Verlegenheit suchten sich Augen und Gedanken an irgendeinen noch so nebensächlichen Vorgang zu klammern.

Als der Schatzmeister endlich am Tisch angelangt war, brüllte der Gauleiter ihn an: „Was wollen Sie hier!" Wie traumverloren, aber mit klarer lauter Stimme antwortete der hagere Mann: „Ich will einmal mit einem wirklich anständigen Menschen anstoßen, Gauleiter. Diese Sorte ist selten geworden!" Mit diesen Worten suchte er mein Glas, das ich schnell ergriff, tippte daran, und beide tranken wir im Schweigen der Zuschauer aus. „Sie sind besoffen!" donnerte der Gauleiter. „Jawohl", bestätigte der Schatzmeister bereitwillig, „aber, Gauleiter, in vino veritas. Prost!"

Das gequälte Lachen der anderen reichte nicht dazu aus, um die Spannung zu vermindern, doch es genügte für eine Atempause, die ich sofort ausnutzte. Kaum hatte sich der unerwartete Retter wieder bis in die Nähe seines Platzes zurückgearbeitet, als ich eines der Dokumente aus der Tasche zog und zum direkten Angriff überging: „Ich glaube, Herr Gauleiter, daß man Sie falsch informiert hat. Würden Sie wohl so freundlich sein und das Strafmandat lesen?"

Auch ihm schien eine Wendung willkommen zu sein, denn irgendwie hatte die Szene mit dem Schatzmeister abkühlend

gewirkt. Brummend las er den kurzen Text, und dann suchten seine Augen den Adjutanten, der den Vorgang mit größter Anteilnahme verfolgte. Auf den Wink seines Vorgesetzten trat der böse Geist heran, und mit finsterem Gesicht gab ihm der Gauleiter den Zettel: „Bringen Sie die Sache in Ordnung!"

Mit einer etwas aufgelockerten Stimme wandte er sich knurrend an mich: „Sie sind doch ein Verbrecher, Prost!" Die ruhigere Stimmung konnte jedoch nicht lange anhalten. Der Adjutant versuchte sich noch gegen einen unausgesprochenen Vorwurf zu verteidigen, doch das wurde kurz abgeschnitten. Ich wiederholte leise meine Bitte, den Ehrenplatz einem der Generale anzubieten und mich zurückziehen zu dürfen, doch er brummte nur kurz: „Sitzenbleiben!"

In diesem Augenblick wagte sich ein uniformiertes Mädchen an den Tisch, mit der Ankündigung, daß ihre Kameradinnen einen Gesang vortragen wollten. So geschah es auch, und etwa ein Dutzend wenig hübsche Mädchen bemühten sich, in dem überfüllten Raum eine würdige Aufstellung zu nehmen. Anscheinend waren es Volksdeutsche, die mit dem Text einstudierter deutscher Volkslieder keinen großen Erfolg hatten. Schon während des ersten Verses ging der Gauleiter heraus. Auch das zweite Lied des Programms mußte in seiner Abwesenheit gesungen werden. Er war sichtbarlich rasend vor Nervosität und ertrug wohl kaum das läppische Getue der völlig verschüchterten Weiblichkeit.

Als ich mit ihrem Abtreten gleichzeitig flüchten wollte, hörte ich wieder die knarrige Stimme: „Bleiben Sie sitzen!" Wenige Minuten später befanden wir uns erneut in der furchtbaren Spannung des schweigenden Trinkens.

Der Gauleiter stützte seinen Kopf mit der Hand, und man fühlte, daß er etwas sagen wollte, ohne die richtigen Worte zu finden. In diesem Zustand tat er mir aufrichtig leid, und wenn ich mich auch danach sehnte, den unvorhersehbaren

Gefahren katastrophaler Ereignisse zu entrinnen, so irrten meine Gedanken doch von diesem primitiven Ziel der Selbsterhaltung ab und suchten sich in die Seele eines Mannes zu versetzen, der im Gegensatz zu seiner Umgebung deutlich das Ende vor Augen sah, und von dem ich wußte, daß er ein ehrlicher Idealist war.

Dann sprach er. Seine Stimme war matt, obwohl seine rhetorische Schulung sie bis in alle Ecken der beiden Räume klar vernehmbar machte. Es klang wie Bekenntnis und Abschied.

„Meine Herren, ich war vor wenigen Tagen beim Führer in Berlin. Ich wollte wissen, wie die Sache liegt, und was wir tun sollen.

Wir haben ja alle eine Vorstellung vom Führer, mit seiner schlanken großen Figur, seinen leuchtenden Augen und seiner bezwingenden Lebhaftigkeit. Er war immer ein ansehnlicher Mann gewesen, Sie kennen ihn ja. Und jetzt?

Er saß krumm und klein auf seinem Stuhl, auf dem er sich nur mühsam hielt. Er war ganz klein geworden, zusammengefallen, mit rundem Rücken, so ... Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das beschreiben soll.

Das eine Auge sah nach oben, zur Zimmerdecke, das andere über Kreuz irgendwohin. Man wußte gar nicht, ob er von unserer Anwesenheit Notiz nahm. Der rechte Arm war ja bei dem Attentat verletzt worden, aber den hielt er ganz normal. Doch der andere Arm, der hing über der Stuhllehne, ganz schlaff, und pendelte unaufhörlich hin und her. Unaufhörlich, immer hin und her, unaufhörlich, ohne eine Pause, hin und her. Dabei redete er, unaufhörlich, ohne abzusetzen, ununterbrochen. Er redete und redete.

Wir waren eine halbe Stunde bei ihm, und wir haben nicht ein einziges Wort verstanden. Er sprach vor sich hin, unaufhörlich, doch er war nicht zu verstehen. –

Das war es, meine Herren, was ich Ihnen sagen wollte."

Die Spannung im Raum blieb, aber darüber zog ein lähmendes Entsetzen. Es war totenstill. Alles sah vor sich hin, und viele pendelten gedankenlos mit einem Arm über der Stuhllehne, auch der Gauleiter selbst. Das letzte Bild ihres vergötterten Führers fraß sich in die Seelen der Leute ein, die sich ihm verschrieben hatten. Vorsichtig sah ich mich um. Wie mag es wohl im Gehirn der vielen anwesenden Ausländer, besonders der zahlreich erschienenen Flamen aussehen? Der einzige Blick, dem ich bei meinem Abtasten des Zustandes der Besucherschar begegnete, entstammte den gleichbleibend bösartigen Augen des Adjutanten, der sich wahrscheinlich mit näherliegenden Dingen beschäftigte.

Die Dienstmädchen kamen wieder herein und ergänzten die Schnapsflaschen. Mechanisch wurde weitergetrunken. Dann beobachtete ich den typischen Vorgang der massenpsychologischen Flucht aus der Wirklichkeit, wie die Menschen das trübe Bild des Führers ungläubig auswischten und mißbilligend den Gauleiter ansahen, der diesen Umschwung fühlte. Es liegt nun einmal in der Natur von Massenwesen, daß sie sich nur sehr schwer überzeugen lassen, und deshalb lautete das Problem nicht, was soll mit einem solchen Führer und seinem Machtgebäude geschehen, sondern: wie kommt der Gauleiter dazu, mit einer solchen Erzählung Vaterlandsverrat zu begehen.

Als ob er dies erwarten müßte, begann der Gauleiter erneut, doch diesmal mit lauter harter Stimme: „Wir sind alle von Dummköpfen, Verrätern und Verbrechern umgeben!“ Sein Blick schien mich durchbohren zu wollen. „Sie sind auch so ein Verbrecher, ihr seid alle Verbrecher!“ Hastig stürzte er ein volles Glas Schnaps herunter: „Ich weiß genau, wo ich die Verräter suchen muß, und sie wird alle der Teufel holen!“

Das Schweigen ringsum wurde fast tödlich, denn jetzt starrten alle Augen auf den Sprecher, der plötzlich erregt

aufsprang und brüllte: „Ich bin von Mördern umgeben, aber ich werde sie verhaften lassen, ich werde sie ausmerzen!“ Die Knöchel waren schneeweiß, mit denen er sich auf dem Tisch stützte, während er im Saal wild herumsah, um ein Opfer zu suchen. Ich hütete mich, seinen Blick einzufangen, und benutzte seine Hände als Auskunftsmittel, denn jetzt mußte sich etwas ereignen. Dann fiel das Stichwort: „Die SS, das sind die Mörder, eine Mörderbande, eine Bande von Mördern! Hier in meinem Gau haben sie gemordet, heimlich, wie es ihre Art ist, die SS sind die Mörder unseres Vaterlandes!“

Um Gottes Willen, dachte ich, jetzt geht die Hölle los. Sicherlich gehört etwa die Hälfte der Anwesenden zur SS. Überall sah ich nadelscharfe Blicke aufblitzen. Wie ein gefesselter Löwe suchte sich der Gauleiter von seiner Umgebung zu befreien, deren Verstrickung er allmählich bis in sein Herz hinein fühlte. Da mir die Existenz des Lagers Belsen damals noch unbekannt war, verstand ich nicht die so unerwartet aufflammende Wut.

Die eine Hand verschwand vom Tisch, und aufblickend sah ich ihn auf den stellvertretenden Gauleiter deuten: „Gehören Sie auch zur SS?“ Der junge, gut aussehende Mann sprang auf: „Jawohl, Gauleiter!“ Fast von Sinnen vor Aufregung brüllte ihn der Gauleiter mit heiserer Stimme an: „Das verbiete ich Ihnen! Da müssen Sie raus!“ Der Stellvertreter schwieg und starrte nur in militärischer Haltung mit seinen kleinen kohlschwarzen Augen auf den Angreifer. Dann zum nächsten: „Sind Sie in der SS?“ – „Jawohl, Gauleiter!“ war die Antwort. So setzte sich das von Stuhl zu Stuhl, von Tisch zu Tisch fort.

Auch die Unbeteiligten, die Generale und übrigen Offiziere erhoben sich, bis ich selbst als einer der letzten aufstand und endlich eine Gelegenheit fand, Schritt für Schritt zurückzutreten.

„Ihr seid Mörder, Menschenmörder," schrie der Gauleiter in dem Kreuzfeuer der nadelscharfen Blicke. „Der Abschaum der Menschheit, Wahnsinnige, Mörder, Mörder!" Ihm fehlten die Worte, die von der Überflut seiner Gedanken erwürgt wurden. Es war grauenhaft, die Stimme in dem Säulenwald uniformierter Gestalten verhallen zu hören. Doch die Spannung löste sich, denn nun wußte man, um was es sich handelte. Als der Gauleiter sich in seinen Stuhl zurückfallen ließ, setzte sich alles wie auf Kommando wieder hin, und ich schlüpfte bis in die Ecke des Schatzmeisters, der mir verständnisvoll einen Platz neben sich auf dem Sofa einräumte und ein volles Glas Schnaps anbot.

„Trinken Sie", meinte er gutmütig, „und nehmen Sie das nicht tragisch. Der Spuk geht bald vorüber." An seinem Gesicht konnte ich nicht ablesen, ob er an die Versammlung oder an die Partei dachte. Als ich nach meinem alten Platz äugte, war der Gauleiter verschwunden, und langsam begann ein leises Summen vorsichtiger Unterhaltung.

Neben mir tauchte der stellvertretende Gauleiter auf, den ich persönlich noch nicht kannte. Er wollte wissen, ob ich ihm sagen könnte, weshalb sein Chef erst auf mich und dann auf die SS so erbost sei. Ich erklärte ihm die Sache mit dem Quarg und meine Vermutung, daß der Gauleiter über mich falsch informiert sei. Hinsichtlich der SS hatte ich keine Ahnung, denn dazu hatte ich keinerlei Beziehungen. „Sie kannten doch meinen Vorgänger", forschte er weiter, was ich ihm bestätigte. „Können Sie mir sagen, warum er sich mit dem Gauleiter entzweit hat?" – „Nein, das kann ich nicht", versicherte ich ihm, „denn ich habe wohl den Gauleiter schimpfen hören, aber ohne ein eigenes Interesse an der Nachprüfung von Informationen, derentwegen Ihr Vorgänger in Ungnade gefallen ist. Sie wissen ja", fügte ich entschuldigend mit dem Hinweis auf mein leeres Knopfloch hinzu, „daß ich in einer anderen Welt lebe."

Er ließ nicht locker: „Sie haben das Wort Informationen zweimal gebraucht. Wer informiert den Gauleiter?“ Ich sah ihn sehr ruhig an: „Das entzieht sich meiner Kenntnis.“ „Haben Sie keinen Verdacht?“ Seine nadelscharfen Augen ließen mich nicht los, aber dann löste sich die Starrheit seiner Züge. Lächelnd stand er auf und verabschiedete sich: „Ich glaube, wir meinen denselben Mann.“

Er sah gut aus in seiner schwarzen Uniform. Schade, daß die fürchterliche geistige Massenvergiftung so viele brauchbare Leute in die Katastrophe hineinzieht. Was soll aus ihnen werden?

Der Aufbruch wurde allgemeiner. In dem Kommen und Gehen konnte ich in meinen Mantel schlüpfen und unbemerkt vor das Haus gelangen, wo sich mein Fahrer postiert hatte. Dort stand auch der Gauleiter in ernstes Gespräch mit einem General vertieft. „Da ist ja der Verbrecher“, sagte er ohne Lächeln und mit müder Stimme, als ich heimlich vorbeigleiten zu können hoffte. Innerlich abwesend reichte er mir die Hand, und erst als ich zum Wagen auf die Straße hinausging, schenkte er mir noch einen wehmütigen Blick. Es war unsere letzte Begegnung vor seinem Selbstmord, doch das wußte er allein.

Die große Zahl der Fahrer stand lebhaft diskutierend auf einem Haufen. Während des Anheizens meines Holzgas-Wagens erzählte mir André, daß inzwischen unter den Chauffeuren nahezu eine Revolution ausgebrochen sei, und zwar wegen des großen Aufgebotes an Wagen für die Geburtstagsfeier. In Lüneburg gäbe es nicht einmal genügend Benzin, um die Verwundeten von den Zügen ins Lazarett zu fahren, und hier würden für ein Vergnügen Unmengen des wertvollen Treibstoffes verschleudert.

Natürlich hatten die Leute recht, und ich war froh, mit Holzgas und nicht mit Benzin zu fahren. Für mich war es außerdem kein Vergnügen gewesen, sondern ein Rettungsversuch.

Auf dem Heimwege mußte ich zuerst fast alle hundert Meter abstoppen und mich wegen des Glatteises vorsichtig an einzelnen Wagen vorbeischlängeln, deren Insassen auf sehr unterschiedliche Weise sich von dem Übermaß an Schnaps zu befreien suchten. Mein eigner Schädel dröhnte, doch ich fuhr lieber selbst, und bis ich nach Hause kam, war ich wieder nüchtern.

Zwei Monate später überrollten uns die alliierten Panzer. Der Gauleiter beging Selbstmord. Das Unterste wurde zu oberst gekehrt. Ein fürchterliches Durcheinander beherrschte die Umwelt. Jahr und Tag verging, hoffnungslos und schmerzensreich sahen wir mit den politischen Formen des Massenwahns zusammen viele unersetzliche Werte, Moral und Ordnung, dahinschwinden. Nur in einem Punkte hatte ich mich geirrt. Im Mai 1946 bekam ich von der Behörde eine Anmahnung, daß meine Strafe für unrechtmäßige Verwendung der Milch noch nicht bezahlt worden sei.

Das sinnlose Verbot der Herstellung von Quarg überdauerte mit unverminderter Kraft den Weltuntergang.

Wenn das persönliche Wohlergehen sich wirtschaftlich messen ließe, so hätte ich allen Grund gehabt, mit der gewaltigen Konjunktur nach 1933 zufrieden zu sein. Da heute weder die Zeit noch die vorliegenden Betrachtungen für soziologische Erörterungen geeignet sind, möge die Schuld oder Unschuld, ja sogar der grundsätzliche Sinn oder Unsinn der totalitären Entwicklungsphase des deutschen Volkes dahingestellt bleiben. Nur in einem Punkte sind die massenpsychologischen Erfahrungstatsachen nicht zu bestreiten, nämlich hinsichtlich eines Extrems der allgemeinen geistigen Entmündigung, die gegen Ende des zweiten Weltkrieges auch dem Laien immer deutlicher wurde: Die Menschen konnten einfach nicht mehr zurechnungsfähig genannt werden.

Lange Zeit hindurch hielt ich bei schweren Verletzungen der Gewissensmoral an meinem stereotypen Verteidigungsmittel fest, das in der einfachen Drohung bestand: „Denken Sie an die Unentrinnbarkeit der Verpflichtung, eines Tages Ihre Handlungen vor einem Richter verantworten zu müssen, wie auch immer eine zukünftige Ordnung beschaffen sein mag."

Dieser Satz war zwingend, soweit man überhaupt Gehör fand und den Gedanken mit dem Hinweis auf die unvermeidliche Vergeltung des Schicksals noch etwas ausspinnen konnte. Es ist nun einmal so, daß die Gewissensmoral tatsächlich den einzigen auf die Dauer zuverlässigen Richtungsweiser bildet, den es bei gesetzlichen Verwirrungen gibt, aber daß leider diese schlichte Weisheit das Auf und Ab der zweifelhaften Staatsethik nur selten überwindet.

Meinen Trick konnte ich außerdem immer nur unter vier Augen anwenden, denn sonst funktioniert seine individualpsychologische Wirkungsweise nicht. Auch die Ausdrucksmittel muß man variieren, je nachdem man mit verkappten Idealisten zu tun hat, oder mit Opportunisten, die lediglich auf das Bedrohliche reagieren. Auf diese Weise habe ich Staatsanwälte, Parteibeamte, Wirtschaftler und eigene Angestellte beeindruckt oder wenigstens so weit unsicher gemacht, daß sie für sachliche Erwägungen zugänglicher wurden. Schließlich ist es eine Binsenwahrheit, wie sie auch heute und in alle Zukunft bestätigt werden wird, ohne daß die scheinbaren Ausnahmen gegenteiliger Erfahrungen daran etwas ändern. Wie schade, daß die meisten Menschen nicht an morgen und übermorgen denken, den Richter in ihrer eignen Seele betrügen zu können glauben und dafür zugleich mit ihrer Umgebung bitter büßen müssen!

Allmählich zeigte sich eine Zunahme der Unmöglichkeit, auch nur ein leises Begreifen des Gedankens zu erreichen. Mit nicht geringem Schrecken stellte ich einen Grad der massenpsychologischen Entmündigung fest, der im individuellen Dasein einer richtigen Geisteskrankheit entsprach. Verrückte kann man nur selten über ihren Dollpunkt aufklären, selbst wenn sie im sonstigen Leben durchaus normal zu handeln scheinen. Aktivisten, Opportunisten und Idealisten des Nationalsozialismus, sie alle mußten sich eigentlich nach ihrem rauhen Erwachen in die spätere Wirklichkeit des selbst verursachten Elends voll verzweifelter Reue an den Kopf gefaßt und laut bekannt haben: Wir waren blind, blöd oder vollkommen irrsinnig!

So interessiert ich auch solche Verrücktheiten ohne Parteinahme zu erforschen geneigt bin, so verzweifelt wehrte ich mich gegen das Übermaß der praktischen Folgen. Andererseits fühlte ich mich in Anbetracht des epidemischen Charakters der Krankheitserscheinungen als einzelner weder zu

Heilungsmaßnahmen noch zu einer Verteidigung meiner eigenen Person ausreichend befähigt, und zwar ebenso wenig wie etwa ein einzelner Arzt gegenüber einer Revolte im Irrenhaus. Ich kannte viele Leute, die mit gleicher Hoffnungslosigkeit das Argumentieren aufgaben und nur noch an Rettung von Leib und Seele dachten. Solange sie sich beobachtet wußten, haben sie sich bemüht, durch Anpassung und Nachahmung den instinktsicheren Argwohn der Verrückten einzuschläfern, d.h. mit den Wölfen zu heulen. Nur im stillen Kämmerlein gestanden sie sich untereinander verzweifelt die Wahrheit ein.

Allerdings gab es auch Fanatiker der Wahrheit, und darunter sogar ernste Mediziner, die sich mit ihren nutzlosen moralischen Manifestationen gegen geistige Lähmungen zur Märtyrerkrone drängten, statt nach psychotherapeutischen Kunstgriffen zu suchen und Verrückte eben als Verrückte so sachlich einzuteilen, wie es die handwerkliche Ausschaltung des Gefühls verlangt. Eine Unterhaltung über reziproke Nationalsozialisten dürfte vorläufig noch wenig Erfolg versprechen, und ich beschreibe meine Betrachtungsweise auch nur, um einer Schilderung der letzten Tage vor der Überrollung die motivische Grundfarbe zu verleihen.

Die militärische Situation des Deutschen Reiches war seit Stalingrad allen Einsichtigen durchaus klar. Damit entfiel die Möglichkeit, daß die gewaltige Massenpsychose einen natürlichen geistigen Zerfall erleben würde. Anzeichen für den kommenden inneren Auflösungsprozeß waren bereits vorhanden, und trotzdem hätte es ohne die Niederlage wahrscheinlich noch ziemlich lange gedauert oder vielleicht sogar noch eines Generationswechsels bedurft, bis das letzthin unaufhaltsame Regulativ der Natur dem menschlichen Gewissen wieder ein Vorrecht verschaffen würde. Wegen der Größe des Geschehens und der entsprechend großen Massenträgheit war es schwer, hierüber genauere Berech-

nungen anzustellen. Es war auch überflüssig, denn das Irrenhaus wurde von außen her gestürmt, so daß die Revolte durch das schnellere Verfahren des gewaltsamen Eingreifens zum Erliegen kam. Wie es für manische Personen kennzeichnend ist, blieb die Hoffnungslosigkeit der Lage auf das Verhalten der meisten einzelnen Personen ohne jeden Einfluß. Der sinnlose Kampf bis zum letzten Widerstandsnest in einer Raumenge, die von vornherein auch im unwahrscheinlichen Falle einer Fristverlängerung keine Existenzmöglichkeit bot, ist nicht ohne eine krankhafte Denkunfähigkeit erklärbar, die sogar auf die Mehrzahl der passiven Volksgenossen lähmend wirkte. Nur bei den eigentlichen Aktivisten und verbrecherischen Nutznießern kann die Denkausschaltung vielfach eine freiwillige Flucht aus der Wirklichkeit gewesen sein, aber solche Leute befanden sich im allgemeinen nicht bei den kämpfenden Volksteilen.

Der Einblick in die seelischen Zusammenhänge wies mir eine neue Aufgabe zu, für deren Ausführung das unerforschliche Schicksal eine überraschende Gelegenheit bot. Aus eigener Erfahrung wußte ich seit langem, daß es für eine wahrhaft fruchtbare Selbstbesinnung und zur Anregung ursprünglichen Schöpfertums nur ein einziges Mittel gibt: Das Erleben einer möglichst unberührten Natur und die Rückkehr in das seelische Kraftfeld elementarer Verhältnisse. Im Grunde waren meine Reisen zur See und nach Übersee lediglich entfesselte Triebhandlungen eines gesunden Instinktes gewesen, um den Entmündigungen oder Aussaugungsprozessen in den Zivilisationszentren zu entgehen. Wie in der griechischen Sage die Titanen im Kampf mit übermenschlichen Gewalten immer neue Lebenskräfte aus der Berührung mit ihrem Mutterboden gewannen, so glaubte ich in der reinen Luft der See und in einer von Menschenhand wenig beeinflußten, frühzeitlicheren Landschaft von allen Aktualitäten befreit zu werden, um meine Denkfähig-

keit nach übermäßiger Inanspruchnahme oder nach mancherlei Verwirrungen wieder in Ordnung bringen zu können.

Damit sage ich nichts Neues, denn im Verlaufe der letzten hundert Jahre legte die spontane Bewegung zur Erschließung einsamer Landschaften und zum Schutz von Naturreservaten, wie sie in zahlreichen Vereinen sichtbar wurde, ein nachdrückliches Zeugnis für eine volksbiologische Tendenz ab. Wie üblich hat der Rationalismus die schwer faßbaren seelischen Bedürfnisse in ein körperliches Erholungsproblem verfälscht und dem Geist erst auf dem Umweg über materielle Gegenständlichkeiten einige Wichtigkeit zugestanden. Doch die Fragen nach körperlicher Gesundheit sind für den Volksinstinkt ziemlich belanglos. Sie können ebenso wie die naturkundlichen, ästhetischen und abenteuerlichen Ziele, die der Naturliebe angeheftet werden, gelegentlich geradezu fehlwirksam sein, wenn sie in die Hände von kleinbürgerlichen Eiferern geraten.

Das Kraftfeld einer ursprünglichen oder frühzeitlichen Landschaft habe ich immer wieder unmittelbar seelisch erneuernd empfunden, und infolgedessen zog ich den Schluß, daß auch ein Volkskörper oder wenigstens seine geistigen Repräsentanten durch tiefe Naturerlebnisse die gleiche Regeneration ihres Denkapparates erfahren können, die mir mancher neue Start mit erweiterter Denkselbständigkeit bestätigt hat.

Es ist in Deutschland keine Gesundung vorstellbar, weder geistig noch wirtschaftlich, ohne daß das geistige Produktionsvermögen so schnell als möglich die bedrohlichen Denkeinschränkungen der politischen Vergangenheit überwindet. Ein Kranker kann dies wohl ahnen, aber bei krankhafter Verdummung nicht in vollem Umfange übersehen. Alle früheren Aufklärungsversuche waren hoffnungslos geworden, während einfach die Schaffung der Vorbedingungen für eine zuverlässige seelische Gesundung im Augenblick des erwarteten gewaltsamen Erwachens die einzige wirklich nützliche

Methode bedeuten mußte, um die im Volkskörper noch vorhandenen geistigen Reserven zu mobilisieren.

Meinen Landbesitz in der Heide hatte ich in erster Linie als Versuchsanlage zur Umformung ernährungswirtschaftlicher Produkte in exportfähige Markenartikel für die erhoffte Weltwirtschaft eingerichtet. Hier glaubte ich, über Raum genug zu verfügen, um eine Siedlung solcher Menschen vorzubereiten, die als Künstler und Wissenschaftler besonders geeignet sind, die geheimnisvollen Kräfte aus der urtümlichen Landschaft zu ziehen und dem Volksganzen in Form von neuschöpferischen Ideen zugute kommen zu lassen. Jede positive Planung schien mir für die Zukunft ersprießlicher zu sein als eine negative kämpferische Tätigkeit, die den Zeitpunkt der Erlösung auch mit der Aufopferung des eignen Lebens nicht eine Minute beschleunigen konnte. Außerdem drängte es mich, dem schmerzhaften Konflikt zwischen der Ablehnung einer manischen Ideologie und dem Bewußtsein meiner Schicksalsverbundenheit mit der deutschen Heimat aus dem Wege zu gehen. Wie im ersten Weltkrieg hat auch diesmal mir ein guter Engel die Entscheidung erspart, ob ich mitschuldig oder ein Vaterlandsverräter werden soll.

Der gute Engel tat ein übriges. Mein Heidehof liegt dicht an der Grenze des Naturschutzgebietes der Lüneburger Heide, dessen landschaftlich wichtigster Teil dem Verein Naturschutzpark gehört. Der Bremer Kaufmann Roselius, der letzte Vorsitzende des im Jahre 1909 gegründeten Vereins, der mit seinen Geländekäufen auch den Tauernpark geschaffen hatte, war plötzlich tödlich verunglückt, und der interimistische Vorsitzende, Hofrat Keller in Stuttgart, suchte wegen seines eigenen hohen Alters einen Nachfolger, den er teils aus eingestandenen und teils aus uneingestandenen Gründen in mir zu finden hoffte. Die uneingestandenen Gründe betrafen meine politische Unabhängigkeit.

Der Gauleiter von Ost-Hannover gab hierzu überraschenderweise seine Genehmigung, doch obwohl das Angebot beinahe schicksalhaft mit meinen eigenen Plänen zusammenklang, sträubte ich mich dagegen, die zwangsläufig gefährliche Aufmerksamkeit von Partei und Öffentlichkeit erneut auf mich zu lenken. Erst ein halbes Jahr später erfolgte eine Aussprache mit dem Gauleiter, dem ich nach einigem Zögern schließlich unter vier Augen erklärte, aus menschlichen, psychologischen und auch intellektuellen Gründen auf der „anderen" Seite zu stehen. Sei es nun, daß der Gauleiter schon zu Beginn des Krieges die wahre Lage übersah, oder sei es, daß seine unbestreitbar sehr große Liebe zur Landschaft alle Bedenken überwand, jedenfalls dankte er mir sehr ritterlich für meine Offenheit. Dann wiederholte er sein Angebot und versicherte, alle von mir vorgebrachten Bedingungen annehmen zu wollen.

Die Bedingungen lauteten: Völlige Unabhängigkeit des Naturschutzgebietes von jeglicher Parteistelle, Verbot des offiziellen Betretens der Parkanlagen für N. S. V., K. d. F., R. A. D. und alle sonstigen Formationen; Siedlungs- und Beschlagnahmeverbot für alle Dienststellen, sowie der Grundsatz, daß ausschließlich die angestammte Bauernschaft sowie Künstler und Wissenschaftler als zugehörig zu betrachten sind. Den letzteren sollte vor allem in den Randgebieten ein Asylrecht eingeräumt werden.

Sowohl für den Naturschutzpark in der Lüneburger Heide wie auch für den Alpenpark, den ich regelmäßig bereiste, wurden meteorologische Stationen und Forschungslaboratorien für alle naturbeschreibenden Wissenschaften geplant. Dazu waren Siedlungshäuser für Künstler und solche Wissenschaftler gedacht, die bei gänzlich unabhängigen Disziplinen nur die Heilwirkung der Naturverbundenheit nutzen sollten.

Es war ein schöner Traum.

Wochen und Monate verbrachte ich damit, die Gedanken in allen Einzelheiten auszuarbeiten. Wie zu erwarten, stieß ich überall auf Verständnislosigkeit und einen Eigennutz, der es im Kriege sehr leicht hatte, dringliche Neukultivierungen und ähnliche materielle Anlässe für die Auflösung des Parkes in Anwendung zu bringen. Meine produktive Tätigkeit war von kurzer Dauer. Auch die Behörden konnten mit meiner Forderung, die „Ursprünglichkeit" zu erhalten, nicht viel anfangen, denn bereits die Bezeichnung „Park" lenkte alle Auslegungen auf ein soziales Luxusunternehmen ab, für das die Zeit denkbar ungeeignet zu sein schien. Jedermann schüttelte den Kopf und meinte, daß man im Kriege andere Sorgen habe. Mit dem Argument, daß man nach einem verlorenen Kriege noch viel größere Schwierigkeiten haben würde, mußte ich sehr vorsichtig umgehen.

Amtlich war ich unmittelbar der Obersten Naturschutzbehörde in Berlin unterstellt, und es bedurfte großer Anstrengungen, bis ich die Berliner Ideen von einem Vergnügungs- und Erholungspark unwirksam machen konnte. Die typisch großartige Ausdehnung des Naturschutzproblems wird besonders durch das ernsthaft betriebene Vorhaben illustriert, zum Zweck besserer Publikumserfolge für die alt eingesessenen Heidjer eine bisher fehlende Volkstracht zu erfinden und zwangsweise einzuführen.

Langsam setzte ich mich durch, und auch die Forstverwaltung mußte sich meinen Forderungen einer Anpassung fügen, wobei mir der Landforstmeister sehr viel Verständnis entgegenbrachte. Die Größe des Gebietes von 200 Quadratkilometern mit vielen Dörfern, Höfen und Waldungen beanspruchte eine sehr zeitraubende Arbeit. Mehr und mehr festigte sich in mir die Gewißheit, daß ich die Mission übernommen hatte, den Geistern des bald wieder erwachenden Deutschlands eine Stätte echter Rückbesinnung aus der zunehmenden landschaftlichen Verwüstung heraus zu retten.

Sinngemäß wurde mir auch das Amt eines Bezirksbeauftragten für Naturschutz übertragen, und ich rechne es mir als Verdienst an, sehr wesentlich zur Erhaltung der schönen Alleen, Hofeichen und Straßenbepflanzungen im Regierungsbezirk Lüneburg bis nach Kriegsende beigetragen zu haben, zumal in den übrigen Teilen Norddeutschlands der Begriff Landschaft nach den letzten Kriegsjahren kaum noch Geltung besaß.

Schon während der Planungszeit begannen die Luftangriffe auf die Großstädte eine Flüchtlingsbewegung einzuleiten, die kein Ende fand und noch ein Jahrhundert fortdauern zu sollen scheint. Damit erlosch die private Bautätigkeit, und selbst die notwendigen Reparaturarbeiten auf dem Gelände des Parkes blieben unausgeführt.

Gleich anfangs tauchte die Gefahr einer Überflutung des ganzen Naturschutzgebietes mit Flüchtlingen auf. Ich hatte zwar ein Recht, die Menschen abzuweisen, doch auch jede ideelle Rücksichtslosigkeit verlor ihre Kraft im Anblick der erbarmungswürdigen Menschen, die manchmal buchstäblich fast nackt und bloß dem Grauen der Bombenteppiche entronnen waren. Sehr viel Schaden konnten die Leute auch nicht stiften, aber sie besetzten den Raum, der privilegierten Künstlern und Wissenschaftlern zugedacht war.

In einem Punkte war ich unnachgiebig, und zwar gegenüber allen Forderungen auf Neukulturen. Das Naturschutzgebiet verdankt seine Existenz der Tatsache, daß die unfruchtbaren Flächen keine Landwirte angelockt hatten. Im Kriege änderte sich die Sache, denn ein Ertrag von drei Zentnern Roggen auf den Morgen wird sofort lohnend, wenn man die Preise des schwarzen Marktes zugrunde legt. Das gleiche gilt für das Halten von Großvieh, wenn z. B. die Milch nicht abgeliefert wird, denn dann rentieren sich auch die zehnfachen Unkosten. Doch für die Allgemeinheit konnte

diese Art von Eigennutz nicht förderlich sein, und deshalb hielt ich an dem Grundsatz fest, daß eine Zerstörung der Parkidee vielleicht einem Dutzend Siedler persönliche Vorteile bringen kann, doch mit dem Verlust einer geistigen Ernährungsquelle bezahlt wird, aus der Millionen Menschen in der Zukunft versorgt werden sollen. Bei dem bald zu erwartenden Wiedererstehen weltwirtschaftlicher Wettbewerbe müssen die Siedlungen auf den Hungerböden der Lüneburger Heide neuerlich veröden, ohne daß sich dann die verlorene Ursprünglichkeit des Naturschutzgebietes zurückgewinnen läßt.

Der Kampf gegen Holzdiebstähle, gegen Wilddieberei, gegen Neukultivierungen, gegen die Willkür der Flüchtlingseinweisungen und die geheime Bautätigkeit von Ortsfremden steigerte sich zu einer unerfreulichen Dramatik. Die Folge davon war meine wachsende Unbeliebtheit bei dem hemmungslosen Teil der Bevölkerung, während es mir andererseits gelang, bei den rechtlich denkenden und besinnlicheren Leuten die alt eingewurzelten Vorurteile bäuerlichen Denkens gegen die „überspannten Großstadtideen" zu entkräften. Allerdings ist es schwierig, den Naturschutzgedanken einer Kategorie von Menschen wie Bauern, Forstbeamten und Dorfbewohnern klar zu machen, die ja niemals einen „Naturhunger" verspüren und demgemäß auch keinen Instinkt der Rückbesinnung entwickeln.

Man kann sich leicht ausdenken, was innerhalb eines Gebietes von 200 Quadratkilometern im Herzen Nordwestdeutschlands an Ausbeutungsversuchen vor sich geht, und daran kann man auch meine Tätigkeit in der moralisch auflockernden Kriegszeit abschätzen. Allmählich haben es dann doch weite Kreise begriffen, daß der Park erhalten bleiben sollte, aber nun erstand ein neuer Gegner, der erheblich mehr Autorität besaß: die Wehrmacht.

Der Wilseder Berg ist die höchste Erhebung im nordwest-

deutschen Flachland. Daher war es nicht zu verhindern gewesen, daß dort ein Bunker mit einer Flugwache eingerichtet wurde. Erheblich unangenehmer war der heimliche Einbruch eines gewaltigen Ausweichkrankenhauses der Stadt Hamburg in den Bannkreis des Schutzgebietes, dessen Entdeckung zu spät erfolgte, um die Sache noch aufzuhalten. Der zuständige Oberforstmeister hatte sich mit leeren mündlichen und tatsächlich keineswegs amtlich bestätigten Versicherungen übertölpeln lassen. Diese Willkür wurde umso verhängnisvoller, weil die einsame Lage auch vom Standpunkt des Krankenhausbetriebes denkbar ungünstig war. Wie der entstandene Schaden jemals behoben werden soll, ist nicht abzusehen.

Plötzlich erhielt ich die Nachricht, daß in Wilsede ein Dutzend großer Lastwagen voll Baumaterial und Arbeitsmaschinen vorgefahren seien, die mit der Anlage einer riesigen Funk-Festung beginnen wollten. Das wäre das Ende der Parkidee gewesen, denn der Berg beherrscht weithin den Charakter der Landschaft. Im ersten Augenblick schien es mir aussichtslos zu sein, mitten im Krieg der Landesverteidigung in den Arm zu fallen, doch ein Rest von Vertrauen in die Seele meiner Landsleute, deren geistige Führer die ideellen Ziele letzthin immer noch höher eingeschätzt haben als materielle Zweckmäßigkeit, ließ mich das lähmende Gefühl überwinden.

Nach stundenlangem Herumtelefonieren, mit dem ich vergeblich eine der maßgeblichen Behörden zu erreichen suchte, gelang es mir, in Hannover die oberste Stelle des Baukommandos ausfindig zu machen. Der verantwortliche Chef erklärte mir anfangs kurz und bündig, daß ein Befehl vom Hauptquartier vorläge, und daß jeder Versuch einer Änderung des sehr dringlichen Bauvorhabens der Wehrmacht sinnlos sei. Ich erfuhr nun, daß ähnlich wie in Hamburg und Berlin eine neuartige Einrichtung zum Kampf gegen

die feindlichen Bomber geschaffen werden solle, wofür die erdmagnetischen und sonstigen Vorbedingungen gerade auf dem Wilseder Berg hervorragend seien. Es waren fünf große massive Türme im Abstand von je 50 Metern im Fünfeck geplant, und dazu gehörten noch die technischen Bauten wie Kraftwerk, Geschützstände und Wohnbaracken für 250 Mann des technischen Personals. Ein großer Apparat an Transportkolonnen sei bereits in Bewegung gebracht, und ich könnte sicher sein, daß keine Macht der Welt in der Lage wäre, die Anlage aufzuhalten.

Ich beschwor den Herrn, mir wenigstens drei Tage Zeit zu geben, denn es handele sich um den heiligen Bannkreis eines europäischen Kulturgedankens, dem auch die Staatshoheit unterworfen sei. Die ganze Menschheit würde uns des Vandalismus bezichtigen, wenn ohne Kenntnis und Verantwortung der höchsten Regierungsstellen irreparabler Schaden gestiftet würde, zumal die militärische Anlage als einzige in der weiten Landschaft zweifellos ebenso gut irgendwo anders untergebracht werden könne.

Mitten in die erregten Erörterungen kam unerwartet die Frage, ob ich mit dem Verfasser der Segelbücher verwandt sei. Ich bekannte mich als Autor, und daraufhin sagte der Bauchef in Hannover mir halb scherzhaft zu, drei Tage warten zu wollen, wenn ich ihm ein Exemplar meines Buches Dirk II verschaffen könne. Selbstverständlich versprach ich ohne Überlegung die sofortige Übersendung. Leider konnte ich kein Exemplar auftreiben, doch der Zeitraum genügte, um Himmel und Hölle in Aufruhr zu setzen. Die obersten Regierungs- und Parteistellen mischten sich ein, der Gauleiter drohte mit Immediateingaben, und schließlich erschien eine Kommission, um Ausweichmöglichkeiten zu suchen.

Jedermann hatte mich für verrückt erklärt, daß ich der Wehrmacht mitten im Krieg Widerstand leistete, doch ich

wußte, was ich tat. Der krasse Materialismus ist nicht in Deutschland beheimatet, und die Achtung vor dem Schöpfertum wird auch nicht durch die brutale Mißachtung von Menschenleben widerlegt, die man der deutschen Führung zum Vorwurf macht. Kultur und Humanität sind leider nicht unbedingt identisch. Ich operierte mit der Behauptung, daß es Vorrechte des weltheimatlichen Gewissens gäbe, die in allen Kulturländern unangetastet blieben. Oft genug hielt man mir vor Augen, daß sich Russen, Franzosen, Engländer und Amerikaner nicht darum kümmern würden, ob eine Landschaft unter Naturschutz stände, aber ich bewies an den großartigen gesetzlichen Einrichtungen in Amerika, Rußland und sogar auf den Weltmeeren das internationale Interesse der Kulturmenschheit an Bezirken, in denen ohne Ansehen der politischen Zugehörigkeit ein Gottesfrieden gesichert ist. Ich glaubte, auch die russische Seele genau begreifen zu können, um zu wissen, daß das als barbarisch verrufene Volk ganz im Gegenteil für gewisse ethische Werte eine überpolitische Gemeinschaft des Geistigen auf dem ganzen Erdenrund für die Zukunft anerkennen wird.

Die Lastautos fuhren ab, und es zog wieder Ruhe ein. Mehrfach begleitete ich Komissionen, die eine neue Stelle ausfindig machen wollten, aber die Festung ist meines Wissens überhaupt nicht gebaut worden.

Schon meldeten sich neue Gefahrensignale.

Am Westrande des Parkes befand sich der große Flugplatz Reinsehlen, der sich dauernd zu erweitern suchte. Alle Augenblicke wurde ich benachrichtigt, daß militärische Formationen Untersuchungen anstellten und die Beschlagnahme von Häusern zur Unterbringung technischer Truppenteile beabsichtigten. Regelmäßig erschien ich überraschend an der Einbruchsstelle, und nach fast stereotypen Auseinandersetzungen mit den unterschiedlichen Kommandeuren zogen sie wieder ab. Oft handelte es sich nur um Kleinigkeiten,

wie das Recht, Wagenkolonnen im Wald zu verstecken oder Einmannlöcher zu graben, doch ich wußte, daß die kleinste Inkonsequenz bedrohlich werden würde.

Zum Großkampf kam es erst wieder, als die Osterheide für eine neue Flugplatzanlage beschlagnahmt wurde. Sie ist tatsächlich ein ideales Gelände, das nicht einmal mehr einer Bodenbearbeitung bedurfte. Die Haupt- und Nebenwege meiner Verteidigung, die Besprechungen, diplomatischen Aktionen und das Schachspiel der Kompetenzstreitigkeiten bilden den Inhalt eines spannenden Romans. Ich behütete die mir anvertraute Landschaft mit einer Zähigkeit, die einem Daseinskampf entsprach. In Hamburg residierte der mächtige Fliegergeneral Wolf, der mit einigem Erstaunen erleben mußte, wie ihm eine Karte nach der anderen aus der Hand geschlagen wurde, zumeist ohne daß er erfuhr, woher der Windstoß kam.

Der Kommandant von Reinsehlen konnte bei allem guten Willen nicht viel helfen, denn er kam seinerseits in Druck. Monatelang ging das Tauziehen um die Geltung der Wehrmacht und die Unantastbarkeit des Schutzgebietes hin und her. Manchmal kommt es mir heute unbegreiflich vor, wie viel ein einzelner mit den schlichten Hilfsmitteln des Wortes in der fast mechanisch ungeistig arbeitenden Kriegsmaschine erreichen konnte, sogar ohne im allgemeinen die wichtigsten Argumente anwenden zu dürfen. Nur unter vier Augen besaß ich den Mut dazu.

Bei der entscheidenden großen Besprechung in Reinsehlen, an der zahlreiche Fachoffiziere unter Führung von zwei Generalen teilnahmen, war ich langsam ins Hintertreffen geraten. Die Gauleitung hatte einige Parteigrößen mitgeschickt, die ein Gegengewicht zur Wehrmacht bilden sollten und statt dessen mir aus persönlicher Abneigung in den Rücken fielen. Nur der Leiter des Landesplanungsamtes ließ sich nicht irre machen und hielt zuverlässig an meiner Seite aus.

Wir befanden uns in der letzten Phase des Krieges. Die Alliierten standen auf deutschem Boden, und der Wille zur Verteidigung bis zum letzten Augenblick hatte eine Situation geschaffen, in der meine Argumente sinnlos wurden. Ich hätte unmittelbar den Wahnsinn des Widerstandes und der Aufopferung unersetzlicher Werte angreifen müssen. Darauf stand Todesstrafe. Um mich herum war außer meinem Streitgenossen vom Landesplanungsamt niemand, der nicht Uniformträger war und der sich nicht durch das Bewußtsein des Waffenrechtes in seiner Kriegslogik gefestigt fühlte.

Diesmal waren es die Offiziere selbst, die ihre günstige Position nicht über Gebühr ausnützten und sich mit dem Zugeständnis einer Leuchtfeuerkette nebst einigen kleinen Abstellbaracken innerhalb des Parkes zufrieden gaben. Ich wußte jedoch aus Erfahrung, daß dies nur der Anfang sein würde, denn sobald überhaupt erst einmal das Prinzip durchbrochen war, ließen sich die lawinenartig anwachsenden Forderungen nicht mehr abwenden.

Einige tote Stellen in der Unterhaltung regten zum Aufbruch an, und während die Besucher sich zur Abfahrt rüsteten, richtete ich es so ein, daß ich unsichtbar blieb, bis die Luft rein war. Auf diese Weise gelang es mir, den verantwortlichen General allein zu sprechen und ihm offen meine Meinung zu sagen: „Die Zeiten werden sich sehr schnell ändern, das Schicksal der deutschen Regierung ist unaufhaltsam. Wollen Sie sich den Vorwurf aufladen, in der letzten Minute in gänzlich sinnloser Weise unersetzliche Werte vernichtet zu haben, die uns die seelische Kraft geben sollen, aus diesem fürchterlichen Sumpf einmal mit blanker Gesinnung herauszukommen?“ Der General schwieg. Ich fuhr fort: „Wir werden alle vor der Kritik der Nachkriegszeit zu bestehen haben. Ein aufrecht kämpfender Soldat, der nicht wie ein Verbrecher auf die Wahl zwischen Tod im Kampf oder Tod auf dem Schafott angewiesen ist, hat die

Pflicht, seine Opferforderungen einzustellen, wenn sein Gewissen nicht einmal mehr einen Schatten von Aussicht auf Zweckmäßigkeit zugesteht. Andernfalls stellt er sich auf die Stufe der Verbrechermoral."

Der General musterte mich aufmerksam, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte es in der Hand, mich festnehmen und aburteilen zu lassen. Er schwieg. Dann drehte er sich um und verschwand durch die nächste Tür.

Ich fühlte mich in meiner Haut sehr unbehaglich, bis der Kommandant herauskam und mich zum Abendessen einlud. Daraus entnahm ich, daß man nichts Böses mit mir vorhatte.

Um mir die Arbeit des jedesmaligen Aufklärens zu erleichtern und gleichzeitig das Ideengut möglichst weit zu streuen, hatte ich ein Flugblatt über die seelische Dringlichkeit des Naturschutzgedankens verfaßt. Meine Versuche, eine Druckerlaubnis zu bekommen, scheiterten an den Berliner Behörden und an den kleinen Geistern der Gauleitung. Doch aus halben Zusagen und mangelnder Aufsicht konstruierte ich eine Genehmigung, mit der ich 10 000 Exemplare zur Verteilung brachte. Dies war meine stärkste Hilfe seit dem Herbst 1944, denn gedruckte Überzeugungen wurden in Deutschland schon fast als legalisiert angesehen.

Bei dem schweigsamen Abendessen konnte ich einige dieser Flugblätter verteilen und damit das Gespräch über den Park nochmals zum Aufflackern bringen. Mir lag daran, auch noch den zweiten General abzutasten, der offenbar mit der Fliegerei nicht unmittelbar zu tun hatte. Aus dem nachfolgenden Gespräch entnahm ich mit nicht geringem Schrecken, daß er die Aufgabe besaß, in seinem Befehlsbereich überall die topographischen Abwehreinrichtungen gegen feindliche Panzer zu veranlassen.

Hier und da hatte ich schon von der Errichtung behelfsmäßiger Panzersperren gehört und auch Muster davon ge-

sehen. Jetzt sollte die ganze Landschaft damit verseucht werden, denn daß ein solcher Widerstand im höchsten Maße dazu beiträgt, friedliche Dörfer in artilleristische Angriffsziele zu verwandeln, bedarf keiner Erörterung.

Ich ging sofort zum Angriff vor: „Welchen Erfolg verspricht man sich eigentlich von der Aufschichtung einiger Baumstämme, nachdem der berühmte Atlantikwall und der Westwall sich nicht einmal mehr als Kampflinien abzeichneten?"

Der Panzergeneral lächelte liebenswürdig und meinte, daß die Sperren im Zusammenhang mit anderen Maßnahmen sich sehr wohl als nützlich erwiesen hätten. Ich beharrte: „Ein oder zwei Schuß genügen meines Erachtens, um die Theaterdekoration hinwegzufegen. Der Haupteffekt wird die Einäscherung des jeweils nächsten Dorfes sein, in dem mit Recht Verteidigungskräfte vermutet werden. Außerdem möchte ich bemerken, daß eine alliierte Armee, die bis zur Lüneburger Heide durchgedrungen ist, wohl schwerlich davon abgebracht werden kann, auch noch die Elbe zu erreichen."

Der freundliche Panzergeneral schwieg, und die Unterhaltung wurde gewaltsam abgelenkt. Nach dem Essen setzte er sich neben mich und erklärte mir, daß mein Ausdruck Theaterdekoration nicht ganz richtig sei. Die Sperren könnten ihren Zweck bereits dann erfüllen, wenn die feindlichen Panzer auch nur einige Minuten davor verhielten, denn auf diese Weise werde ausreichend Zeit gewonnen, um die Panzerjäger in Anwendung zu bringen.

Nach vorsichtigem Herumsehen stellte ich fest, daß wir ziemlich isoliert waren, und diese Gelegenheit benutzte ich, um ihn zur Erläuterung der von ihm geplanten Maßnahmen zu bitten. Danach sollte tatsächlich die ganze Landschaft mit zahlreichen Hindernissen verpestet werden. Auch auf den Straßen in und durch das Naturschutzgebiet waren

Sprengladungen zur Zerstörung nebst Gräben, Hinterhalten und Baumsperren vorgesehen. Mir lief es siedendheiß über den Rücken.

Beinahe eine Stunde habe ich auf den alten Herrn eingeredet, und endlich erreichte ich das Versprechen, daß die 200 Quadratkilometer des Naturschutzparkes gänzlich verschont blieben, und daß er in den Randgebieten sehr zögernd vorgehen würde. Er hat sein Wort gehalten.

Im Korridor traf ich beim Weggehen den Kommandanten, dem die Unterminierung und Sprengung der großen Straße Soltau-Wintermoor oblag. Ich bat ihn flehentlich, die Ladungen herauszunehmen oder die ganze verrückte Aktion unwirksam zu machen, sobald er einmal vor dem herandrängenden Feind flüchten müsse. Seine Antwort konnte ich nicht mehr abwarten.

In meinem Heimatdorf schlug die patriotische Kampfbegeisterung hohe Wogen. Die Prophezeiungen Hitlers von der furchtbaren Behandlung, die das Volk von den Siegern erfahren würde, ließ die geistig entmündigte Masse die unsinnigsten Vorstellungen erörtern, ebenso wie in der näheren und weiteren Nachbarschaft. Bestimmte Anweisungen waren nicht ergangen, und trotz meiner Warnungen hat der krankhafte Übereifer noch vereinzelt Panzersperren und Brückensprengungen veranlaßt, die jedoch keinen Schaden stifteten.

Im gesamten Parkgebiet habe ich jeden Versuch von Verteidigungsmaßnahmen autoritativ verhindert, und das färbte auch langsam auf die Randgebiete ab, so daß unsere Gegend von eigentlichen Kriegshandlungen verschont blieb. Zuletzt setzte der elektrische Strom aus, und mein Radiokoffergerät blieb die einzige Nachrichtenquelle.

Seit Jahr und Tag hatte ich den Leuten begreiflich zu machen gesucht, daß ich die Engländer in allen meinen Erfahrungen stets nur als äußerst korrekt erlebt habe. Ich war

selbst davon felsenfest überzeugt. Allmählich beruhigten sich die Gemüter, und da in den dörflichen Betrieben im allgemeinen auch das Verhältnis zu den Gefangenen gut war, lag kein Grund zur Besorgnis bei einem Einmarsch der Alliierten vor. Mit irgendeinem Vorwand wurde das Dorf zu einer Sanitätsstation ernannt und die entsprechende Flagge gehißt, so daß jede Anregung zu Kampfhandlungen unterblieb. Zwar duldeten einige Unentwegte immer noch ausschließlich den deutschen Wehrmachtsbericht, den eine meiner Bürohilfen nachschreiben und an das Schwarze Brett im Dorf nageln mußte, doch das von mir auf Grund der ausländischen Sender verfaßte richtigere Bild der halbtäglich wechselnden Lage ging in Durchschlägen von Hand zu Hand.

So erwarteten wir Woche um Woche und Tag um Tag das Ende. Die zurückflutenden Angehörigen der deutschen Wehrmacht hielten sich nicht lange auf. Gefährlicher erwiesen sich die Verbände der SS, die wie Menschen handelten, die keine friedlichere Zukunft mehr zu verlieren glaubten. In der Mehrzahl waren es sehr junge Leute, die das Kriegsspielen mit einem blutigen Ernst betrieben.

Dann kam der Tag, an dem das Bombardement von Bremen einsetzte, das wir deutlich hören konnten. Schritt für Schritt drangen die Alliierten gegen die aufgespaltenen deutschen Truppenreste vor. Das war kein Krieg mehr, sondern eine Säuberungsaktion. Während ich im nördlichen Teil des Parkes herumfuhr und meinen zweiten Wagen einem Requirierungskommando der SS inmitten schwerer Tiefflliegerangriffe wieder abjagte, drangen im südlichen und westlichen Teil bereits die Alliierten ein.

Telephonisch wurde ich davon verständigt, daß die abziehende SS das einsame Forsthaus Ehrhorn mit Panzerfäusten in Brand gesteckt habe, nur weil der Anblick des friedlichen Bildes ihnen unerträglich gewesen sei. Die nach-

drängenden Engländer halfen den erschreckten Bewohnern beim Löschen, doch alle Mühe war vergeblich.

Am gleichen Abend telephonierte ich mit dem Verwalter in Wilsede, daß die Besatzung englischer Spähwagen friedlich in der Gastwirtschaft säße und am nächsten Tag wohl den Park durchkämmen würde.

Unerwartet traf vor meinem Hof der Kommandant von Reinsehlen mit etwa hundert Leuten ein, die bei uns biwakieren wollten. Vom Zaun aus rief ich den Major an, ob er auch die große Straße Soltau-Wintermoor vor der Zerstörung bewahrt habe und ob die Sprengladungen entfernt worden seien, andernfalls bekäme er bei mir kein Quartier. Lachend bestätigte er die Erfüllung meiner damaligen Bitte, und sehr erleichtert ließ ich ihn herein.

Am nächsten Morgen zogen sie nordwärts. Mittags erschienen die ersten alliierten Spähwagen.

„Der Park war gerettet!"

Dann senkte sich der Vorhang.

DOMIZLAFF
NACHDENKLICHE
WANDERSCHAFT